The University of Chicago
Libraries

Erzählungen meiner Freunde

und

Novellen.

Von

Moritz Hartmann.

Lincke

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1860.

PT 1105
.L565
no. 1993
c.1
Cinche

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

735

Heims Library

Inhalt.

Seite

Erzählungen meiner Freunde:

I. Der Tanzmeister 3
II. Fritz! Fritz! 44
III. Zwei schlaflose Nächte 91
IV. Wirkung in die Ferne 121
V. Warten 157
VI. Eine deutsche Löwin in Paris 176

Novellen:

Die Glocke 191
Die alte Jungfer 257

Erzählungen meiner Freunde.

I.

Der Tanzmeister.

D. Johannes erzählt:

Die kleine deutsch-schweizerische Gesellschaft, die wir in Smyrna bildeten, bestand, vom Zufall zusammengesetzt, wie sie war, aus den verschiedenartigsten Elementen: aus Künstlern, Kaufleuten, zwecklosen Lustreisenden, dienenden und ausgedienten Offizieren. Wir versammelten uns allabendlich in dem großen Saale eines alten Gasthauses, das ein Franzose hielt und in dem eine maltesische und eine marseiller Zeitung zu finden waren. Durch diese Zeitungen erhielten wir oft Nachricht über Ereignisse, die in unserer Nähe, in Konstantinopel, im Epirus, im Libanon vorgefallen. Bei einer düster brennenden und übel duftenden Lampe — sie war eben nur von unreinem levantinischem Oele genährt — verzehrten wir unser Nachtessen und saßen dann oft bis spät nach Mitternacht beim Glase Tenedos oder Brussa, zwei Weinen, die so edel sein könnten und Kratzer sind.

Unsere Reden hallten in dem weiten, hölzernen, nackten, unmöblirten Saale wider und verloren sich unheimlich in den dunkeln Winkeln. Wie unerquicklich es auch da aussah, um die Lampe herum ging es ganz gemüthlich her. Wir lebten in größter Eintracht, denn nach dem täglichen Umgange mit dummen Türken, betrügerischen Griechen und kriechenden Armeniern freute man sich, in Gesellschaft von Landsleuten zu sein und sich gehen lassen zu können. Es hatte auch Jeder etwas erlebt und es hatte Jeder etwas zu erzählen. — Eines Abends kam die Rede auf das Duell, und da war es wie immer; die Furchtsamsten und die nie ein Duell gehabt hatten, interessirten sich am meisten für den Gegenstand und schürten das Gespräch, wenn es erlöschen wollte, immer wieder auf's Neue an. Manche von uns hatten auf diesem Felde Erfahrungen gemacht, und es wurde viel erzählt und, wie bei diesen Gelegenheiten üblich, auch viel für und gegen das Duell theoretisirt. Die sich geschlagen hatten, sprachen sich meist gegen diesen Unsinn aus; die Furchtsamen und Unerfahrenen vertheidigten die alte Sitte mit großem Feuer und großer Entrüstung gegen alle, die sie angreifen wollten, auch gegen diejenigen, die eben dieser Sitte schon Opfer gebracht hatten. Natürlich kam auch der Fall aufs Tapet, in dem man sich nicht schlagen könne, und sprach man bei dieser Gelegenheit über nicht satisfactionsfähige Individuen und Stände, und ich hatte den unglückseligen Einfall, als Beleg zu meiner Theorie von

satisfactionsfähigen Menschen ein Abenteuer aus Leipzig mitzutheilen. Ich erzähle wie folgt:

Im Jahre 184* kam ich nach Leipzig. Ich sollte dort gewisse Angelegenheiten meiner Familie ins Reine bringen; da mir diese indeß nur wenige Zeit im Tage wegnahmen, aber doch der Art waren, daß sie mich wenigstens ein Jahr lang in dieser Stadt zurückhalten konnten, so ließ ich mich inscribiren und machte mich, obwohl ich eben erst die Universität einer andern Stadt verlassen hatte, aufs Neue zum Studenten. Ich konnte noch Vieles lernen; mein wissenschaftlicher Magen war nicht überladen, denn ich kam von einer österreichischen Universität. In der damaligen Zeit grassirte unter den leipziger Studenten und den vielen daselbst verweilenden jungen Schriftstellern eine wahre Duellirwuth. Ich sah ein, daß ich mich dieser Wuth nicht lange würde entziehen können, und principiell gegen das Duell gestimmt, wünschte ich mit jugendlicher Logik ein oder zwei eclatante Duelle herbei, um dann die andern, nachdem ich Proben meines Muthes abgelegt, mit Anstand von mir weisen zu können. Die Gelegenheit, meine Tapferkeit treu zu bewähren, sollte, wie es schien, nicht lange auf sich warten lassen.

Auf einem Gesellschaftsballe im Hotel de Pologne hatte ich mich aufs zweiundzwanzigjährigste verliebt, aber seit jenem Balle durch Wochen die Geliebte meines Herzens, die eine Fremde war, nicht zu Gesichte bekommen.

Auch konnte ich nie recht erfahren, wer ſie geweſen und fand ſie in keiner der vielen Geſellſchaften, die ich, immer nur nach ihr ſuchend, durcheilte. Eines Abends befand ich mich auf dem großen Maskenballe, der zum Vortheil der Armen auf dem Stadt-Theater gegeben wurde. Eine kleine Marquiſe in Pompadour-Tracht ging an mir vorüber; ich erkannte ſie an ihren kleinen Füßen und an der Anmuth ihrer Bewegungen; ſie war es. Ich war überglücklich. Daß ich ſie auf den erſten Blick unter der Maske erkannt hatte, war mir ein Beweis, daß ſie für mich geſchaffen war, daß ich ſie mit dem Herzen ſah ꝛc. ꝛc. Auch ſie war der zufälligen Zuſammenkunft froh; ſie verhehlte es nicht, und ich war wie berauſcht, als ſie an meinem Arme daherging, um ſich mit mir in die Reihe der Tänzer zu ſtürzen. Ich konnte es nicht erwarten, ſie mit beiden Armen zu umſchlingen, mich mit ihr in einem berauſchenden Walzer zu drehen. Aber auf dem Tanzboden, der auf der Bühne war, angekommen, mußten wir uns hinter die wartenden Tänzer ſtellen und harren, bis die Reihe an uns kommen würde. Die Ordnung wurde von angeſehenen Bürgern der Stadt als Commiſſaren und von Studenten, die als Pierots und Harlekins verkleidet waren, aufrecht erhalten. Aber meine kleine Valeria ſtrampelte vor Ungeduld mit den kleinen Füßchen; das konnte ich nicht mit anſehen, ich umſchlang ihre Taille und warf mich gegen Ordnung und Geſetz in den Tanz. Ein Harlekin ſtürzte uns nach, umfaßte mich mit

beiden Armen und ſchob mich aus dem Kreiſe. Meine kleine Marquiſe war darüber ſehr verdrießlich und ſagte: Tanzen wir doch weiter! Das war mir Befehl. Wieder tanzten wir, wieder war der Harlekin da. Aber dieſes Mal fügte ich mich nicht ſo leicht; ich mußte Valerien zeigen, daß ihr Wille mächtiger war, als alle Geſetze. Als mich der Harlekin zum zweiten Male packte, kochte alles Blut in mir auf; ich faßte ihn ſeinerſeits, ſchob ihn mit einem Rucke und einem: Dummer Junge! bei Seite und tanzte zur größten Freude meiner Dame unbehelligt weiter. — Kaum hatten wir ausgetanzt, als einer der Commiſſare, ein mir befreundeter Bürgersſohn, ſich mir näherte und mir in Gegenwart der Dame ſagte: Sie haben einen der Harlekins beleidigt; Sie werden eine unangenehme Geſchichte haben. — Mein Gott! rief Valerie, Sie werden Sich ſchlagen müſſen? — Ein Tanz mit ihnen iſt es werth! antwortete ich. — Valerie war in Folge deſſen voll Zärtlichkeit für mich, und ich ſchwelgte in Glück und Liebe. Durch volle drei Stunden wich ich nicht von ihrer Seite. Endlich ging ſie und ich ſaß glücklich und träumend auf einer der Bänke, beim Klange der Muſik alle ſchönen Minuten dieſer Nacht und alles mögliche Glück in Gedanken durchlebend. — Da ſtand plötzlich ein kleiner dicker Mann in ſchwarzem Frack und weißer Cravate, mit rundem, ſehr weichmüthigem Geſichte vor mir und verneigte ſich ſo lange, bis ich aus meinen Träumen erwachte und ihn bemerkte. — Herr

Doctor! — fing er mit ſchmeichelndem, faſt unterthäni-gem Tone an, Herr Doctor, verehrter Herr Doctor, ich habe ſo viel Schönes und Gutes von Ihnen gehört, ich hatte von jeher auch unbekannter Weiſe ſo viel Reſpect und Hochachtung für Sie, daß es mir ſehr leid thut, Ihre verehrte Bekanntſchaft auf ſo unangenehme Weiſe gemacht zu haben ... es thut mir wirklich herzlich leid." — Ich kannte den Mann nicht und glaubte nach ſeiner Hal-tung und ſeinen Worten, daß er ſich für irgend eine mir angethane Verletzung, die ich nicht kannte, entſchul-digen wollte. — Ich verſtehe Sie nicht — antwortete ich — mit wem habe ich die Ehre? Ich bin, anwor-tete der höfliche Mann — ich bin derſelbe, den Sie vor-hin ſo hart angefahren haben; ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen, ich habe nur meine Pflicht gethan und die Ordnung aufrecht erhalten. — Ich verſtehe Sie noch immer nicht. — Ich bin — fuhr der Mann im ſchwarzen Fracke fort, der Harlekin von vorhin. — Wie! — war der Harlekin nicht ein Student? man ſagte mir, daß die Harlekins und Pierots Studenten waren? — Ganz richtig, beſtätigte jener — alle anderen waren Studenten; aber ich war auch als Harlekin verkleidet, da ich vor Allen den Tanz zu überwachen hatte, denn ich bin der Tanzmeiſter L ... und eigens dazu angeſtellt. Sie ſehen ein, lieber Herr Doctor, daß ich nur meine Pflicht ge-than habe, und werden gewiß das beleidigende Wort zurücknehmen. — Ich wußte nicht, ſollte ich über das

Qui pro quo auflachen, oder ſollte ich mich ſchämen, den guten, inoffenſiven Mann, der ſo traurig und flehentlichſt vor mir ſtand, beleidigt zu haben. — Gewiß, lieber Herr L..., rief ich, indem ich ihm die Hand bot, nehme ich die beleidigenden Worte gern zurück. Verzeihen Sie mir! — Der Mann drückte mir die Hand mit großer Dankbarkeit und ging ſehr froh von mir. Eben ſo froh war ich, die Sache auf dieſe Weiſe abgemacht zu haben, denn wie wäre ich mir, wie wäre ich Valerien vorgekommen, wenn ich mich mit einem Tanzmeiſter geſchlagen hätte! — Ein Tanzmeiſter iſt eigentlich wie ein Weib; man ſchlägt ſich nicht mit einem Tanzmeiſter.

Der größte Theil der Geſellſchaft gab mir Recht. Aber der Capitän von Rechberg, der mir gegenüber ſaß, ſprang vom Stuhle auf, lehnte ſich zu mir über den Tiſch herüber und rief mit aufgeregter Stimme: Warum ſollte man ſich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen? Das ſehe ich nicht ein! Ein Tanzmeiſter kann ein ſehr ehrenwerther Mann ſein, und wen ich der Ehre meiner Beleidigung würdige, den muß ich auch der Ehre eines Duelles mit mir würdigen. — Warum nicht? — Der Tanz iſt eine Kunſt, wie eine andere Kunſt; der Tanzmeiſter iſt ein Künſtler. Die Griechen haben den Tanz ſehr hoch geſtellt. Ich möchte den ſehen, der ſich nicht mit einem Künſtler ſchlagen wollte. Weil der Tanzmeiſter für Geld tanzt? In unſerer modernen Geſellſchaft thut man Alles fürs Geld, für den Stand, für

die Stellung, für die Nahrung von Weib und Kind, und man ist darum nicht entehrt. Welche aristokratische Ideen! Doch was sage ich aristokratisch? Ein echter Aristokrat wird sich mit jedem schlagen, den er einer Beleidigung für werth hält.

Der Capitän brachte alle diese Sätze ordnungslos und rasch hervor. Seine Stimme zitterte vor Aufregung. Es entspann sich eine Discussion, und seine Aufregung wuchs mit jedem Einwurfe, mit jedem Widerspruche. Er verließ den Tisch und ging in der Stube, immer sprechend, manchmal schreiend, auf und ab. Die anderen Mitglieder der Gesellschaft sahen einander erstaunt an und staunten noch mehr, als er, der immer der Aristokrat unter uns gewesen, im Laufe der Discussion Ansichten von der Gleichheit aller Stände aussprach, die zu den radicalsten gehörten. Seine Lippen wurden blaß und zitterten, und während er seinen langen, blonden Schnurrbart mit der einen Hand aufs heftigste strich, focht die andere in der Luft, als ob er einen Degen führte. Ich war von diesem Eifer für verkannte, unter dem Vorurtheil leidende Stände fast beschämt, um so mehr beschämt, da der Capitän als Militär, als Träger eines alten Namens und als Officier, der sich bereits in mehreren Feldzügen als tapferer Mann ausgezeichnet hatte, in Folge aller dieser Eigenschaften competenter, liberaler und jedenfalls Recht zu haben schien. Ich war für ihn verletzt, als ein kleiner Commis über

ſeinen Eifer für den leipziger Tanzmeiſter auflachte, und es that mir weh, als er darauf hin ſeine Mütze nahm und nach einem kurzen Gruße, offenbar ſehr verſtimmt, das Zimmer verließ.

Man ſchüttelte den Kopf und war unzufrieden: man fürchtete, den Capitän gekränkt zu haben. Er war in der Geſellſchaft ſehr beliebt, denn er war ein guter Kamerad, ein vortrefflicher Erzähler und das belebende Princip des ganzen Kreiſes. Schon ſeine äußere Erſcheinung nahm für ihn ein. Gedrungen und fein gebaut, glaubte man beim erſten Anblick an Kraft und Elaſticität zugleich, und jede Bewegung fügte noch den Glauben an wahrhaftige und männliche Anmuth hinzu. Mit ſeinem unverhältnißmäßig kleinen Füßchen trat er ſehr ſicher, beinahe lärmend auf; aus ſeinem breiten Bruſtkaſten kam eine kräftige Stimme hervor, welcher der kleine Mund etwas Weibliches gab. Weiblich war auch die helle Farbe des Geſichtes, die durch das beinahe röthliche Haar motivirt, jedoch durch den ganzen Ausdruck, beſonders aber durch eine lange Narbe auf der breiten Stirn Lügen geſtraft wurde. Seinem Anzuge ſah man es an, daß er nicht im Ueberfluſſe lebte, doch erſchien er immer als ein Gentleman. Was aber vorzugsweiſe für ihn gewann, war die Ruhe und Würde, mit der er widerwärtige Schickſale und manchmal Mangel ertrug. Wir wußten nur von ihm, daß er, nachdem er ſich in Schleswig-Holſtein geſchlagen, nach Indien

gegangen, dort der englischen Compagnie bei Regulirung des Ganges Dienste geleistet und daß er jetzt bei Ausbruch des Krieges nach der Türkei gekommen und sich um eine Anstellung in der Armee bemühte — eine Bemühung, die bis zur Stunde keine Früchte getragen. Seit er in unsere Gesellschaft gekommen, kannten wir Indien so gut, wie irgend ein anderes Land: denn Capitän von Rechberg erzählte so anschaulich, mit so viel Geist und Lebhaftigkeit, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören, und daß er sich mit seinem Talente unser aller Dankbarkeit und Freundschaft erworben hatte. Mir persönlich war er noch werther als den Anderen, denn mich interessirten seine Mittheilungen tiefer und von anderem Standpuncte aus als dem der bloßen Neugierde; auch waren wir Zwei die gebildetsten Menschen dieser zufällig zusammengewürfelten Gesellschaft von Landsleuten und beide mehr oder weniger unbeschäftigt. Ganze Stunden und Tage trennten wir uns nicht von einander. Wir fuhren auf dem Kahn über den herrlichen Golf von Smyrna bis hinein in das romantische weiße Schloß, das den engen Eingang bewacht, oder wir wandelten unter den Palmen am südlichen Ufer auf und ab, angeweht von der lieblichen Brise, die sich an den heißesten Tagen gegen vier Uhr Nachmittags auf dem Golfe erhebt und die erschlafften Lebensgeister wieder belebt. In Capitän Rechberg's Gesellschaft fürchtete ich auch von Zeit zu Zeit einen Ausflug in die Berge nicht,

obwohl sie damals durch den berühmten Maulthiertreiber und seine Räuberbande unsicher gemacht wurden; über die Ruinen des genuesischen Castelles drangen wir oft bis an den römischen Viaduct und in das Thal Homer's vor, um dort auf der durch die Tradition mit Recht oder Unrecht geheiligten Stelle mit lauter Stimme einen oder zwei Gesänge des ewigsten Gedichtes zu lesen. So hatte sich zwischen uns beiden bald eine Intimität gebildet, die es mir jetzt peinlicher machte, als allen Anderen, daß der Capitän so aufgeregt und offenbar in unangenehmer Stimmung gegen die Gesellschaft, in unangenehmster wohl gegen mich, der ich die Discussion durch meine Erzählung hervorgerufen, den Saal verlassen hatte.

Ueber den Vorfall nachdenkend — denn es schien mir, als ob der Capitän nicht ohne Grund die Sache so persönlich genommen — saß ich noch spät und allein vor meiner Flasche und mit dem Tschibuk im Munde da und beschloß, nächsten Morgen um Aufklärung zu bitten. Eben wollte ich mich erheben und mich auf meine Stube im selben Hause zurückziehen, als die Thür aufging und der Capitän wieder eintrat. Er verlangte eine Flasche Tenedoswein und setzte sich wieder mir gegenüber. Ehe der Wirth die Flasche brachte, saß er schweigend da, den Kopf in beide Händ gestützt. Man hörte durch das offene Fenster nur das häßliche Aechzen der Kameele, die an der Wand vor dem Wirthshause ange-

bunden waren und lagerten, und das melodiſchere kleine Branden der Wellen des Golfes an den Balken der zerbrochenen Landungsbrücken. — Nachdem der Wirth die Flaſche gebracht, verlangte der Capitän noch ein Nargileh. Als auch dieſes auf dem Tiſche ſtand, ging der Capitän an die Fenſter, ſchloß eines nach dem andern, ſah ſich in der dunklen Stube um und ſetzte ſich, nachdem er ſich überzeugt, daß wir allein waren, wieder an den Tiſch, leerte ein Glas und that einen tiefen Zug aus dem Nargileh. Dann neigte er ſich zu mir hinüber und lächelte. Aber es war ein Lächeln, das die Franzoſen ſo bezeichnend un rire jaune nennen, ein gelbes Lächeln.

Alſo, lieber Freund, ſagte er ſo lächelnd, Sie würden Sich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen wollen?

Laſſen wir das, lieber Rechberg. Das Geſpräch hat Sie vorhin zu ſehr verſtimmt; warum wieder darauf zurückkommen? Sprechen wir nicht mehr davon.

Im Gegentheil, ſprechen wir davon! Wir müſſen darüber ſprechen, ich bin deßhalb zurückgekommen. Es liegt mir nichts an der Meinung der Anderen, aber mit Ihnen will ich mich auseinanderſetzen. Es handelt ſich um Grundſätze der Ehre; was hat unſer einer Beſſeres als die Ehre? Der Gegenſtand iſt wichtig, und keine Auseinanderſetzung über einen ſolchen Gegenſtand kann überflüſſig ſein. Ich muß mit Ihnen ſprechen.

Nun, wenn es Ihnen eine ſolche Herzensangelegen-

heit ist, so sprechen Sie! — Aber Rechberg sprach nicht, er legte wieder den Kopf in die Hand und zeichnete gedankenlos mit dem Finger der anderen allerlei barocke Figuren mit Hülfe des vergossenen Weines auf den Tisch. Endlich sah er auf und sagte: Ich habe nicht nur theoretisch mit Ihnen zu discutiren, ich muß Ihnen auch allerlei anvertrauen und erzählen.

Gut, sagte ich, wenn Ihnen das ein Bedürfniß ist, machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten und erzählen Sie; Sie erzählen so gut. Ich stelle Ihnen mit Vergnügen diese ganze Nacht zur Verfügung.

Aber — sagte wieder Rechberg und unterbrach sich, indem er einen tiefen Schluck aus dem Glase that — aber — aber wenn ich Ihnen erzählt habe, müssen wir uns schlagen, und zwar gleich diesen nächsten Morgen.

Dann erzählen Sie nicht! rief ich — schweigen Sie, verstummen Sie, ich will nichts hören, ich habe nicht die geringste Lust, mich mit Ihnen zu schlagen. Es wäre mir eben so unangenehm, mich um meine einzige Gesellschaft in Smyrna selbst zu berauben, als von Ihnen über den Haufen geschossen zu werden.

Rechberg sah mich mit Augen voll Freundschaft und Wohlwollen an. — Thun Sie mir den Gefallen — sagte er dann bittend — hören Sie mich an; es liegt mir daran, daß Sie wissen, mit wem Sie umgehen, und daß Sie nach meiner Erzählung urtheilen. Sie leisten mir einen wahren Freundschaftsdienst.

Zum Teufel, ſchrie ich ungeduldig, ich will Ihnen keinen Freundſchaftsdienſt leiſten, wenn ich mich dafür ſchlagen muß. Wenn Sie dieſe Bedingung wegnehmen, dann will ich hören.

Das kann ich nicht, erwiederte der Capitän, das ſteht feſt in mir, wie der heiligſte Grundſatz, daß derjenige, der das, was ich Ihnen erzählen will, von mir weiß, ſich mit mir ſchlagen müſſe.

Alſo ſchweigen Sie, ich will nichts wiſſen! rief ich mit faſt gebieteriſchem Tone.

In der That ſchwieg er und ſah vor ſich hin. Mit Unruhe aber bemerkte ich, daß er ein Glas nach dem andern hinunter ſtürzte und mit Eifer an ſeinem Nargileh zog, daß das Waſſer im Gefäß murrte und aufkochte und Blaſen und Strudel bildete, — ein Abbild der Vorgänge in ſeinem eigenen Herzen. Ich ſtand auf und reichte ihm die Hand zum Abſchiede; er nahm ſie aber nur um mich auf meinen Sitz zurück zu zwingen.

Hören Sie, nur zwei Worte, ſagte er.

Zwei Worte, dachte ich, können nicht ſo gefährlich ſein; ſie können die tödtliche Erzählung nicht enthalten; hören wir ihm zu, es ſcheint ihm ſo viel daran zu liegen. Vielleicht wälzt er mit dieſen zwei Worten eine ſchwere Laſt von ſeinem Herzen; ich muß ſie hören, das bin ich ihm ſchuldig.

Der Capitän ſtand auf und ſchritt einige Male in dem weiten Saale auf und nieder! zwei oder drei Mal

blieb er in einem dunklen Winkel ſtehen, als ob er mir den Kampf verbergen wollte, den er in ſich auskämpfte. Plötzlich hielt er vor mir und ſagte mit feſter Stimme;

Ich bin ein Tanzmeiſter!

Ich war wie vom Blitz getroffen und hatte doch nur das kleine Gefühl allergewöhnlichſter Verlegenheit. Ich ſah vor mich hin und hatte nicht den Muth, ihn anzublicken, oder auch nur eine Sylbe zu ſagen. Mit jedem Worte fürchtete ich, ihn zu beleidigen, eben ſo mit jeder Miene, mit einer erſchrockenen ſowohl als mit einer gleichgültigen oder heiteren.

Gut, ſagte ich endlich, was liegt weiter daran! Mit dem einen Worte haben Sie mich bekehrt, gute Nacht!

Nein, ſtammelte der Capitän, ſetzen Sie Sich. Sie haben nun die Hauptſache gehört; das Uebrige iſt Nebenſache. Jetzt müſſen Sie meine Geſchichte hören, da Sie die Pointe kennen, ſonſt bin ich Ihnen gegenüber in einer ſchlimmeren Lage als vorhin.

Ich ſetzte mich reſignirt wieder hin, mit dem Gedanken, daß ihn die Erzählung beruhigen und daß am Ende aus dem Duelle doch nichts werde. Capitän v. Rechberg ſetzte ſich mir gegenüber, trank noch einmal und begann ſofort mit feſter Stimme:

Ich bin der Sohn eines alten, aber verarmten adeligen Hauſes im Würtembergiſchen; um mich mit meiner Armuth in größeren Verhältniſſen unbemerkt zu verlieren, nahm ich Dienſte in Oeſterreich und ſetzte es durch, daß

man mich in ein kleines Neſt in Ungarn garniſonirte, wo ich halb und halb von meiner Gage leben konnte. Auf den Schlöſſern der Umgegend erfuhr ich viel Freundlichkeit und gewann bald Land und Leute ſehr lieb. Als die Revolution ausbrach, war mir zu Muthe, als ob ich mich gegen meine eigenen Landsleute ſchlagen ſollte und zugleich gegen meine eigene Partei; denn ich betrachtete die magyariſche Revolution, und ſchwerlich mit Unrecht, als eine ariſtokratiſche. Aber die Ehre gebot mir, in den Reihen zu bleiben, in denen ich im Frieden gedient hatte; es wurde mir Gelegenheit gegeben, mich auszuzeichnen, und ich benutzte ſie, als ein wahrer Soldat, der in Detail nicht immer an das Princip denkt. Mit dem Ende der Revolution war die Zeit gekommen, da ich den Lohn meiner Dienſte, das iſt Beförderung, heimtragen ſollte. Aber ich verſchmähte den Lohn für Thaten, bei denen mein Herz nicht betheiligt war, ich ſehnte mich im Gegentheil nach einer Gelegenheit, meine innere Schuld zu ſühnen. Ich verließ Oeſterreich mit dem Titel Capitän und ging nach Schleswig-Holſtein, um das Glück, für eine Sache des Vaterlandes gekämpft zu haben, auch einmal zu koſten. Sie wiſſen, wie es mit Schleswig-Holſtein geendet hat. Arm und bar aller Hülfsmittel ging ich nach England, um irgend eine neue Carriere zu beginnen. Ich gab Lectionen. Einer meiner Schüler munterte mich auf, nach Indien zu gehen, wo man Ingenieurs brauchte, bei den hydrographiſchen Arbeiten und

der Regulirung des Ganges. Man machte mir Aussicht auf glänzendes Gehalt und versprach mir goldene Berge. Goldene Berge thaten mir im höchsten Grade noth. Meine gute Mutter, deren einzige Stütze und Hoffnung ich war, hatte den letzten Rest ihres Vermögens hergegeben, um mich während meines Aufenthaltes in Oesterreich zu unterstützen. Ich hatte diese Unterstützung angenommen, hoffend, daß ich um die Zeit, da ihr Vermögen auf die Neige ginge, einen genug hohen Grad einnehmen werde, um ihre Opfer ihr heimzahlen zu können. Damit war es nun nichts, da ich ganz dienstlos dastand, und mit Schauer sah ich die Zeit heranrücken, da meine arme Mutter dem Mangel, einem entbehrungsvollen, unglücklichen Alter hingegeben sein würde. Ich überstürzte meine Reise nach Indien und brachte nicht alle jene kostbaren Empfehlungen mit, die ich mir hätte verschaffen und die mir hätten sehr nützlich sein können. In Kalkutta angekommen, fand ich alle Stellen, auf die ich gehofft hatte, besetzt. Niemand interessirte sich für mich, und ich war nicht der Mann, mir die Theilnahme einflußreicher Menschen durch Zudringlichkeit oder Schmeichelei zu erzwingen. Das furchtbar theure Leben in Indien hatte meine kleine Baarschaft bald aufgezehrt; von der Gesellschaft war ich ausgeschlossen, weil ich nicht, wie jeder Gentlemann in Indien, eine Dienerschaft von zehn oder fünfzehn Eingeborenen bezahlen konnte. Es war bald so weit gekommen, daß ich mich von den Früchten der Bäume vor der

Städt nährte. Wenn ich da hinausging, um meine tägliche Nahrung zu holen, war es mir, als ob mich die Affen und Papageien auf den Bäumen verhöhnten. In dieſer ſchrecklichen Zeit der Noth, die ich nur überlebte, weil ich das Leben als eine Pflicht gegen meine Mutter ertrug, kamen von ihr Briefe voll unterdrückter Klagen. Zwiſchen den Zeilen las ich eine lange Geſchichte ihrer Entbehrungen. Ich war zu Allem bereit; ich hätte mit den Sudras arbeiten und die niedrigſten Geſchäfte verrichten mögen; da erfuhr ich, daß man für eine Art von Cadettenſchule, die in Kalkutta beſteht, einen Tanzlehrer ſuche und deßhalb nach Europa ſchreiben wolle. Mein Entſchluß war gefaßt; ich berechnete, daß ich mit der Hälfte des Gehaltes leben könnte, daß die andere Hälfte meiner Mutter in Würtemberg eine nicht nur ſorgenfreie, eine beinahe glänzende Exiſtenz ſichern würde. Was kümmerten mich alle Vorurtheile? Und war ich nicht in einer fremden Welt? Und Sie wiſſen, daß man ſich in fremden Verhältniſſen, abgelöſ't von unſerer ganzen Vergangenheit, leichter zu Dingen entſchließt, die uns zu Hauſe und in der gewohnten Umgebung eine Unmöglichkeit ſcheinen würden. Zudem war das Inſtitut ein militäriſches; ich konnte mir mit der Sophiſtik des Unglückes und des inneren Widerſtreites einreden, daß ich eigentlich in der Carriere bleibe. Habe ich nicht dumme Bauernjungens gehen gelehrt? — warum ſollte ich junge Gentlemen nicht tanzen lehren? — Ich ſtellte mich dem

Major, dem Vorsteher des Instituts, vor und wurde angenommen, trotzdem ich ihm nicht, wie er es gern gewünscht hätte, eine Probe vortanzte. — Als ich des Abends im Tanzsaale des Institutes erschienen war, waren nicht nur die jungen Cadetten da, sondern auch ihre Müttern und Schwestern, Frauen und Töchter der Civil- und Militär-Beamten der Königin und der Compagnie. Alles wollte mit tanzen und tanzte auch mit; so war es immer gewesen, und es verstand sich von selbst, daß es auch fürder so sein sollte. — Erlassen Sie es mir, Ihnen zu beschreiben, wie mir zu Muthe gewesen ist, als ich mich hinstellen und den Jungens und den Damen die pas vormachen mußte. Als ich auf den Schlössern Ungarns mit den liebenswürdigen Magyarinnen tanzte, hätte ich es nicht geglaubt, daß der Tanz, den ich so sehr liebte, mich dereinst so tief unglücklich machen, so demüthigen, so in meinem Innersten zu Grunde richten würde. — Natürlich war ich von diesem Augenblicke an als ein professional man und als Tanzmeister von der Gesellschaft ganz und gar ausgeschlossen. Niemand ging mit mir um, als ein guter Deutscher, ein Kaufmann, der mein Unglück sah und mich bedauerte. Der gute Landsmann arbeitete, ohne mein Wissen, daran, mein Leben zu verbessern, während ich mich dumpf und stumpf darein ergab. Er besorgte die Geschäfte eines hohen Beamten, des Lord B..., und wußte diesen für mich zu interessiren und ihn glauben zu machen, daß es

seine Pflicht sei, einen Adeligen und Offizier aus so demüthigender Stellung zu befreien. Nachdem ich an sechs Monate als Tanzmeister fungirt, brachte mir mein Freund plötzlich einen Brief, mit dessen Hülfe ich in Bombay bei den hydrographischen Arbeiten angestellt werden sollte. — Ich kündigte meinen Dienst und reis'te mit dem nächsten Dampfschiffe nach dieser Stadt, wo mich in der That ein freier Platz schon erwartete. Es war mir, als wäre ich von den Todten auferstanden. Die Luft der Gesellschaft schien mir wie die Himmelsluft nach jahrelanger Einkerkerung. Man wußte nichts von meiner kalkuttaer Vergangenheit, man kannte nur meinen adeligen und militärischen Titel und behandelte mich darnach. Doch blieb ich nicht lange in Bombay. Unsere Arbeiten führten uns fern von aller europäischen Gesellschaft die Küsten entlang und hier und da meilenweit in die Mündung eines Flusses hinein, in durch und durch indische Gegenden. Nach mehreren Monaten gewisserhafter Anstrengung, bekamen wir Urlaub, um die heißeste Jahreszeit in einer kühleren Gegend zubringen zu können. Wir gingen nach Agra, in dessen Nähe sich während der Sommermonate die ganze Gesellschaft der Umgegend in luftigen Häusern, im Schatten der Berge versammelt. Wir lebten dort aufs angenehmste. Jede Nacht war Reunion; man plauderte, sang, musicirte, tanzte, und the german gentleman war sehr beliebt und spielte eine Rolle, wie ehemals an den Ufern der Theiß. Man unternahm nichts

ohne mich; ich war überall geladen; in allen Dingen des Geſchmackes verließ man ſich auf mich; ich war oberſter Richter. Die Damen zeichneten mich aus; die Männer erwieſen mir Achtung, denn ich war ihnen als ein tapferer Officier und als ſehr nützliches Mitglied der hydrographiſchen Expedition gerühmt worden. Auch hatte der Prinz Waldemar von Preußen in dieſen Ländern ein ſo ſchönes Andenken zurückgelaſſen, daß es jedem Deutſchen zu Gute kam. Mein Tanzmeiſterleben erſchien mir wie ein Traum, manchmal glaubte ich nicht mehr an dieſen böſen Traum. Ich ſollte daran glauben.

Capitän von Rechberg ſchwieg und athmete tief auf. Dann wiſchte er ſich den Schweiß ab, der plötzlich auf ſeiner Stirn erſchien, ſetzte das Glas an die Lippen, leerte es mit einem Zuge und verſuchte, ob das Nargileh noch rauchte. Es war aber erloſchen. Er warf das Rohr von ſich und ſah mich gedankenlos an. Ich forderte ihn nicht auf, fortzufahren, doch begann er nach einem langen Seufzer aufs Neue.

Eines Nachts war die Geſellſchaft wieder in dem eigens zu dieſem Zwecke aus Bambusrohr erbauten Saale zu einem Balle verſammelt. Es war heute ſchöner als ſonſt, denn man feierte das Feſt der Lady C..., einer ältlichen, aber ſehr beliebten und einflußreichen Dame, der Jeder den Hof zu machen ſuchte und die mich unter ihre beſondere Protection genommen. Die Damen glänzten in ihren reizendſten, wie leichteſten Toiletten; mehrere zu

dem Feſte zugelaſſene Parſi-Gentlemen und Ladies und einige penſionirte Königsſöhne erfüllten den Saal mit dem Glanze ihrer Diamanten. Die Nacht war ziemlich kühl und die Lebensgeiſter erfriſcht; an den breiten Eingängen ſtanden Hindus und zogen die Vorhänge auf und zu, um im Saale eine angenehmere Luft-Bewegung hervorzubringen. Ich hatte eben deutſche Lieder geſungen und das Lob meines muſikaliſchen Vaterlandes und mein eigenes mit Genugthuung hingenommen. Man ſollte tanzen, und ich ſtand bereits neben einer jungen Dame, die mir vor allen anderen gefiel und ſprach mit ihr über deutſche Muſik und Poeſie. Da trat ein junger Officier der Compagnie in den Saal. Ich erkannte ihn augenblicklich; es war der Lieutenant Mr. Hirsley, Sohn eines londoner Alderman und mein ehemaliger Schüler in Kalkutta. Wie er durch den Saal ging, war es mir, als ob mein Schickſal auf mich losginge. Um die gefeierte Dame des Abends zu begrüßen, mußte er an mir vorüberkommen. Ich hatte einen Augenblick die Idee, den Kopf abzuwenden, um nicht von ihm erkannt zu werden, aber etwas in mir war ſtärker, als dieſer mein Wille, und herausfordernd ſtarrte ich ihm entgegen. Sein Blick fiel auf mich, und mit einem durch die Naſe geſprochenen „Ah, jetzt hier?“ und mit einer verächtlich grüßenden Hand-Bewegung ging er, ohne irgend eine Erwiederung von meiner Seite zu erwarten, an mir vorüber. Meine junge Dame ſah mich fragend

und verdutzt an; ich erwiederte ihren fragenden Blick mit einem blödsinnigen Lächeln. Es wurde ihr unheimlich in meiner Nähe, und mit der Versicherung, daß sie sogleich wieder kommen wolle, stahl sie sich von mir fort zu ihrer Mutter. Ich stand starr auf demselben Flecke. Die Tanzmusik begann und weckte mich. Ich raffte mich auf, sah mich nach meiner Dame um, und da ich sie nicht neben mir fand, ging ich strammen Schrittes auf sie zu und holte sie zum Tanze ab. Ich faßte sie mit Gewalt und tanzte in einer Art von Wuth, ohne Mr. Hirsley aus den Augen zu verlieren. Da bemerkte ich, wie er sein Gläschen vors Auge steckte und mich ansah und sich dann mit einer Geberde der Verwunderung an die gefeierte Dame des Abends wandte. Nachdem ihm diese einige Worte erwiedert, lachte er laut auf und schien ihr Aufklärungen zu geben. Sie schlug die Hände zusammen und wandte sich zu der Dame, die neben ihr saß, und bald ging, wie ein Lauffeuer, ein Zischen durch den ganzen Saal, längs den Stühlen und Sophas, auf denen rings umher die Mütter und gardes des dames saßen. — Ich tanzte, als wollte ich niemals enden, aber meine Dame sank endlich kraftlos auf einen Stuhl. Sofort zischelte ihr eine Nachbarin etwas ins Ohr. Sie erblaßte, sah mich mit einem Blicke des Vorwurfes an und entschuldigte sich mit ihrer Erschöpfung, als ich wieder zu tanzen anfangen wollte. Als die

Muſik verhallte, lief ſie, ohne meinen Arm anzunehmen, zu ihrer Mutter zurück.

Während der Pauſe ging ich in dem Saale wie ein Ausgeſtoßener umher. Doch war es mir unmöglich, fortzugehen; es ſchien mir, als müßte ich dieſe ganze dumme Geſellſchaft herausfordern, oder, wenn meine Berührung verunreinigte, wie die Berührung eines Sudra, ſie verunreinigen. Kaum begann die Muſik aufs Neue, als ich mich einer ſehr ariſtokratiſchen Dame näherte und ſie zum Tanze aufforderte. Sie entſchuldigte ſich und ſah bei Seite. Ich weiß nicht, was mich trieb, die Demüthigung bis auf die Neige auszutrinken; vielleicht die Luſt an der Rache, welche die Ueberzeugung von ihrer Aller Beſchränktheit gewährte. Ich ging von einer zur anderen und holte mir Korb nach Korb, manchmal auch einen Blick voll verachtender Hoheit. Dann erſt ging ich ſtolz und lächelnd durch den Saal und nach Hauſe.

Mit Morgenanbruch, der nicht fern war, nahm ich meinen Degen und meine Piſtolen und begab mich zu einem der Officiere der hydrographiſchen Expedition, der mir während der ganzen Zeit viel Freundſchaft erwieſen hatte. Ich erſuchte ihn, mir zu folgen, da ich ſeiner in einer Ehrenſache bedürfe. Er hüſtelte zwar ein wenig verlegen, folgte mir aber doch. Wir gingen in das Haus Mr. Hirsley's, den wir auf ſeinem Divan ausgeſtreckt fanden.

Mr. Hirsley, ſagte ich ruhig, ich komme, um Ihnen

zu beweisen, daß ich ein eben so guter Officier und vielleicht ein besserer Gentleman bin, als Sie. Wir werden uns schlagen.

Oh — gähnte er — schlagen? Ein Gentleman schlägt sich nicht mit einem Tanzmeister!

Ich faßte ihn am Arm und riß ihn vom Divan auf: Sie müssen!

Nein, rief er mit dem Fuße stampfend — ich werde Sie hinauswerfen lassen.

Er hatte kaum ausgesprochen, als eine Ohrfeige auf seiner Wange brannte. Wüthend stürzte er in das zweite Gelaß und kam mit bloßem Degen zurück und drang auf mich ein. Indessen hatte ich instinctmäßig meine Waffe gezogen und wollte mich vertheidigen und den Kampf zu einem regelmäßigen machen. Aber mein Gegner drang auf mich ein, ohne meinen Degen zu beachten, und rannte wüthend in die Spitze, daß sie ihm tief in die Brust eindrang. Eine halbe Secunde nachdem er aus dem zweiten Zimmer herausgekommen war, lag er in den letzten Zügen vor meinen Füßen. Auf das Geschrei, das die Diener erhoben, kamen die Officiere herbei, die in der Nachbarschaft wohnten. Nach den Vorfällen der Nacht und nach wenigen Worten meines Zeugen begriffen sie schnell den ganzen Hergang. Sie beriethen sich unter einander und beschlossen, die Sache so günstig für mich, als möglich abzumachen. Ein alter Major näherte sich mir und sagte: Fliehen Sie!

unſere Geſetze ſind ſtrenger als die des Continents. Wir wollen Sie retten, weil Sie unglücklich und halb und halb unſchuldig ſind. Eilen Sie nach Kalkutta und verlaſſen Sie Indien; wir werden Sie nach einer andern Richtung verfolgen laſſen, und der Rapport wird erſt nach Ihrer Abreiſe in Kalkuttta ankommen.

Die Offiziere thaten noch ihr Möglichſtes, um meine Reiſe nach Kalkutta zu erleichtern und zu beſchleunigen. Dort angekommen, erfuhr ich von den Vorgängen in Europa und beſchloß, dem Padiſchah meine Dienſte anzubieten. Die türkiſche Armee, ſagte ich mir, iſt nicht ſo wähleriſch; ſie macht Barbiere zu Generalen, ſie wird einen Tanzmeiſter nicht verſchmähen! und ich ſchiffte mich auf dem erſten Schiffe der Overland mail ein.

Glauben Sie, daß ich den Tod jenes jungen Mannes bedauerte? — Nein, ich geſtehe es Ihnen offen, ich habe es nicht gethan. Ich fühlte mich im Kriege mit der ganzen Geſellſchaft, mit jedem, der mich nicht als vollwichtigen ehrenhaften Mann gelten laſſen will, weil ich einmal Tanzmeiſter geweſen. Mein ganzes Weſen geht immer geharniſcht und gewaffnet einher, bereit, ſich zu vertheidigen und anzugreifen — zu vernichten. Weit entfernt, durch den blutigen Ausgang jenes erſten Conflictes abgeſchreckt zu ſein, hat er mich vielmehr in dem Vorſatze beſtärkt, nur in einem bewaffneten Frieden, wenn nicht im beſtändigen Kriege zu leben. Es war mir, als könnte ich mich von jenem Tanzmeiſter nur

dadurch entfernen, nur dadurch zwiſchen mich und ihn einen weiten, trennenden Raum ſchieben, daß ich ſeinetwegen Thaten begehe, enorme, blutige Thaten, die mit einer Tanzmeiſter-Natur nichts gemein haben. Dieſe Gefühle, dieſe Anſichten ſind in mir zu Grundſätzen geworden, und ich müßte mich verachten, wenn ich ſie verletzte.

Doch ich muß Ihnen weiter erzählen, wie ich in dieſen Grundſätzen beſtärkt worden.

Auf unſerm Schiffe befand ſich eines der reizendſten Geſchöpfe, das mir je vor Augen gekommen. Miß Adda wurde krankheitshalber in ein beſſeres Klima, nach Kairo, geſchickt. Sie reiſ'te in Geſellſchaft einer reſpectablen älteren Dame und zahlreicher Dienerſchaft. Vor ihren Landsleuten, die auf demſelben Schiffe reiſ'ten, darunter viele Offiziere, die nach der Türkei beordert waren, zeichnete ſie ſich durch eine überaus edle Bildung des Geiſtes aus und durch eine ſtolze Zurückhaltung, die viel ſchöner und wohlthuender war, als der gewöhnliche bekannte, meiſt zurückſtoßende Stolz der Engländerinnen. Sie hatte das ganze Bewußtſein ihres Werthes und vermied den Umgang mit den Offizieren, die ſich manches Mal einer zu ſehr ausgelaſſenen Vergnügungsſucht und ihren aus den Einſamkeiten Indiens mitgebrachten, nichts weniger als geſellſchaftlichen Gewohnheiten hingaben. Sie war übrigens ihres Stolzes wegen ſchon in Kalkutta bekannt und bei den Offizieren, die dort die eigentliche

Gesellschaft ausmachen, wenig beliebt. Man hatte erwartet, sie auf dem Schiffe, in der Freiheit des Reiselebens, zugänglicher zu finden, und mancher junge Officier mag darauf stille Hoffnungen gebaut haben. In ihre Gesellschaft zugelassen zu werden, wäre schon ein Triumph gewesen; vielleicht hätte sich daraus noch ein weiterer Sieg entwickelt. Miß Adda war bei allen Vorzügen noch außerordentlich reich, und unter den Officieren mögen manche geheime Heirathscandidaten gewesen sein. Als man sich getäuscht sah, war man noch erbitterter gegen sie, und es schien mir, als ob sich eine stumme Verschwörung um sie bildete. Ich konnte den Inhalt dieser Verschwörung nicht ergründen, und doch spielte ich darin eine Hauptrolle. Ich war das Werkzeug, das sie sich zur Rache an Miß Adda auserwählt. Gegen mich war Miß Adda von Anfang an freundlich gewesen; in wenigen Tagen bildete sich zwischen uns ein intimes Verhältniß. Wir waren beinahe den ganzen Tag beisammen; in der Nacht spazierten wir Arm in Arm auf dem Verdeck umher; als wir in Aden anhielten und landeten, durfte ich sie durch die Stadt begleiten und ihren Ritter machen. Die Officiere mußten nothwendiger Weise eifersüchtig sein, doch ließen sie dieses weder mich, noch Miß Adda fühlen; im Gegentheil schien es mir manches Mal, als ob sie unser Verhältniß begünstigten, indem sie unser Zusammensein, zum Beispiel durch Einräumung eines Platzes neben ihr bei

Tiſche oder auf dem Verdeck, erleichterten. So oft ich mich näherte, wichen alle Anderen zurück und ließen mich allein mit ihr, beſonders in der Nacht auf dem Verdeck. Ich glaubte, es ſtecke hinter dieſem Benehmen nur die Abſicht, Miß Adda fühlen zu laſſen, daß ſie meine Bevorzugung und ihre Zurückſetzung mit Gleichgültigkeit hinnahmen. So glaubte auch Miß Adda. Indeſſen hatten wir bald keine Aufmerkſamkeit für alles das; denn wir waren glücklich. Miß Adda ſprach mir manches Mal mit Sehnſucht von den Ufern des Rheins, wo eine ihrer Verwandten, die Wittwe eines indiſch-engliſchen Generals, wohnte, die ihr aus Bonn oft über die Herrlichkeiten dieſes Stromes ſchrieb. In ſolchen Aeußerungen glaubte ich hoffnungsreiche Anſpielungen zu erkennen, und ich träumte von einem unendlichen Glücke im ſchönſten Rahmen, von einem ruhevollen, liebeſeligen Aufenthalte in einem der reizendſten Flecken Rolandseck, Mehlem, Godesberg. An Adda's Seite ſtand ich auf dem Apollinarisberge, vor dem Rolandsbogen, auf Nonnenwerth, auf Drachenfels —

„which I should see
With double joy wert thou with me.“

Nach dieſer Byron'ſchen Citation hielt Capitän Rechberg wieder inne. Er fühlte, daß ſeine Stimme ihm verſagen würde; denn ſchon zitterte ſie vor Aufregung und Rührung, und er unterbrach ſich lieber freiwillig, indem er die Stirn an den Rand des Tiſches legte.

Er sah ganz gebrochen und vernichtet aus, der arme Capitän. Als er den Kopf wieder erhob, hätte man glauben können, daß er einige geheime Thränen habe unter den Tisch fallen lassen; doch sagte er mit fester Stimme: Verzeihen sie, lieber Doctor, die Unterbrechung. Ich spreche von einem letzten Lächeln der Hoffnung, des Glückes und von einer Wunde, die noch blutet. Ich will rasch auf das Ende losgehen. Von Suez aus reis'te ich mit Miß Adda nach Kairo; auf diesem höchst unbequemen Wege war ihr meine Ritterschaft nothwendiger, als auf der ganzen Seereise. Als wir in Kairo ankamen, fanden wir das Hotel Oriental schon zur Hälfte besetzt von einem großen Theile der Officiere, unserer Reisegefährten. Es ging im Hotel, wie es auf dem Schiffe gegangen war, nur daß ich noch ungestörter bei Adda und daß wir beide einsamer waren. Ich machte kleine Ausflüge mit ihr durch die Stadt, in die Moscheen, in die Umgegend. Unsere Intimität wuchs von Tag zu Tage, mit dieser mein Glück. Es schien mir, daß ich der Erfüllung aller Hoffnungen und Wünsche nahe stand. Mit diesem Gefühle ging ich eines Morgens zu ihr, um sie verabredeter Maßen zu einem Spazierritte abzuholen; schon warteten die Araber mit ihren Pferden vor dem Hause. Ich fand Adda's Thür verschlossen. Eine böse Ahnung durchzuckte mich wie mit hundert Messerstichen; ich fühlte, wie ich erblaßte. Ich klopfte mit Gewalt an die verschlossene Thür. Sie öffnete sich, und

heraus trat zitternd und verlegen Miſtreß Thankley, die Begleiterin Adda's.

Miß kann Sie nicht empfangen, Capitän! ſagte ſie leiſe und furchtſam.

Warum nicht? fragte ich mit tonloſer Stimme.

Anſtatt zu antworten, fragte ſie hingegen: Iſt es wahr, was die Officiere heute Morgen Miß Adda geſagt haben?

Was? fragte ich.

Daß Sie — daß Sie in Kalkutta Tanz-Unterricht gegeben?

Ich antwortete nicht — ich ſah ſie nur an.

Sie ſehen ein, begann ſie darauf wieder, ohne fortzufahren. Ich nickte mit dem Kopfe, und ſie verſchwand in der Stube. Ich ſtand an den Pfoſten gelehnt und wundere mich, daß ich nicht zuſammenbrach. Eine Bewegung im Corridor weckte mich; ich ſah mich um und erblickte am äußerſten Ende einen jungen Officier, der mich belauſchte. Wie ein Blitz that ſich mir mit einem Male das Verſtändniß des ganzen Vorganges, die ganze Verſchwörung auf. Die Officiere kannten mich von Anfang an; ſie wollten, daß ſich Miß Adda mit mir compromittire; ſie wollten, daß unſer Verhältniß ein inniges werde, um ſich dann, durch Enthüllung meiner Vergangenheit, an der ſtolzen reichen Erbin für ihre Zurückſetzung deſto empfindlicher rächen zu können.

Mit einem Sprunge war ich an der Seite des jungen

Officiers und packte ihn an der Schulter. Aber wie ich den beinahe knabenhaften Lieutenant vor mir ſtehen ſah, ſchien er mir meiner Rache unwürdig; auch fühlte ich eine unbeſtimmte Furcht, daß er mir, wie jener Officier in Agra, die Genugthuung verweigern könnte. Ich ließ ihn ſtehen und lief in die Stube des Capitäns Laſſy, der mir immer als der Würdigſte und Humanſte der ganzen Geſellſchaft erſchienen war. Ich ſetzte bei ihm weniger Vorurtheil voraus, und er dünkte mir das würdigſte Opfer; ich wollte dem beſten aus dem Kreiſe meiner Widerſacher vernichten; ich fühlte mich wieder ganz und gar in dem Kriegszuſtande, den ich in den letzten drei Wochen über meinem Glücke vergeſſen hatte. Um es kurz zu erzählen: ich hatte mich in Capitän Laſſy nicht getäuſcht. Wir ſchlugen uns noch an demſelben Tage in der großen Allee von Bulak. Capitän Laſſy ritt dasſelbe Pferd, welches für Adda bereit ſtand. Ich zerſchmetterte ihm den rechten Arm, und er wurde ohnmächtig ins Hotel zurückgetragen. Am nämlichen Abend verließ ich Kairo; der Abſchied von meinem Glücke war genommen, von Adda nahm ich keinen. In Alexandria ſchiffte ich mich auf einem Lloyd-Dampfer ein und kam ſo hierher nach Smyrna. Ich weiß nichts von Adda und weiß auch nicht, ob Capitän Laſſy ſeine ſehr gefährliche Wunde überlebt hat. Und nun, lieber Doctor, gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen. Es iſt drei Uhr. Gehen Sie

zu Bette und ſchlafen Sie, ſo viel Sie können. Ich muß fort; denn ich habe noch Vieles zu beſorgen.

So ſprechend erhob ſich Capitän v. Rechberg und verließ das Zimmer, ehe ich noch Ein Wort erwiedert hatte. Den Kopf voll von ſeinen Erzählungen, ging ich auf meine Stube, warf mich angekleidet auf den Divan und verfiel in einen dumpfen, unruhigen, unerquicklichen Schlaf.

Nach ungefähr drei Stunden weckte mich der Smyrniote, der mich bediente, indem er mich ſchüttelte und mir die griechiſch-türkiſchen Worte: Graphia, Tſchelebi, Graphia! — ein Brief, Herr, ein Brief! — zurief. Ich gähnte ihn an, nahm ihm mechaniſch den Brief aus der Hand und ſtarrte lange gedankenlos auf die Adreſſe. Mein Kopf war ſo ſchwer, und drinnen im Gehirn war es mir ſo unbehaglich, als wäre es mit ſcharfkantigen Steinen und Steinchen angefüllt. Es war ſo was wie Katzenjammer, zu dem die Erzählungen und Aufregungen des Capitäns mehr beigetragen hatten, als der genoſſene Wein. Es bedurfte eines förmlichen Entſchluſſes, bis ich das Siegel erbrach, und eines weiteren Entſchluſſes, bis ich zu leſen anfing, und einer wahrhaften Anſtrengung, bis ich mit den geleſenen Worten Begriffe verband. Nach und nach verſtand ich erſt, daß ich Zeilen vor mir hatte, über deren Inhalt ich ſtaunen und erſchrecken durfte. Ehe ich es wußte, war ich vom

Divan aufgesprungen und las nun mit vollkommenem Bewußtsein folgende Worte:

„Lieber Doctor! Es ist Alles geordnet. Ein Officier der deutschen Fregatte, die im Hafen liegt, Graf Mark, wird mein Zeuge sein; für Sie habe ich den Chemiker, den guten Lichtenberg, gebeten. Er wird Sie Schlag Sieben mit einem Pferde vor Ihrem Hause erwarten. Graf Mark bringt den Schiffs-Arzt mit. Für die Pistolen sorge ich. Wir finden uns um acht Uhr im Thale Homer's. Es versteht sich von selbst, daß ich den Zeugen über die Ursache unseres Duelles nichts gesagt habe. Ihr aufrichtig ergebener

v. Rechberg."

Er ist verrückt! er ist lächerlich! schrie ich auf, nachdem ich den Brief gelesen, und lief aufgeregt in der Stube auf und ab. Ich schlage mich nicht mit ihm! Wie kann es ihm einfallen, sich mit mir schlagen zu wollen, nachdem er mich so in sein Vertrauen gezogen, nachdem er wissen muß, wie ich jetzt über die Sache und über ihn denke? Er kann in seinem homerischen Thale lange warten, bis ich hinkomme, mich von ihm todtschießen zu lassen! — Nach diesem Monolog warf ich mich wieder auf den Divan und redete mir ein, daß ich die ganze Geschichte nicht berücksichtigen wolle. Aber es ließ mich nicht ruhen; ich stand wieder auf und schrieb zwei Zeilen, in denen ich den Capitän bat, mir eine Besprechung zu gönnen und zu mir herüberzukommen

oder mich zu Hause zu erwarten. Mein Smyrniote wurde sofort mit der Botschaft abgeschickt; ich machte mich an meine Toilette und goß mir Ströme kalten Wassers über den Kopf, um die Nebel der Nacht zu zerstreuen. Nach ungefähr einer Viertelstunde kam mein Bote zurück und brachte ein Billet, das so lautete:

„Die verlangte Besprechung kann ich Ihnen nicht gewähren, da ich sehr beschäftigt bin, auch in einer Minute, verabredeter Maßen, auf die Fregatte muß, um den Officier abzuholen; — sie wäre übrigens, nachdem die Zeugen gewählt sind, gegen alle Regel. Ich weiß ja, was Sie mir sagen können und wollen. Sie wollen mir Ihre Achtung ausdrücken, an der ich keinen Augenblick zweifle; Sie wollen mir sagen, wie schmerzlich es Ihnen ist, eine Pistole auf mich abzudrücken. Mein Gott, wem sagen Sie das? Weiß ich nicht, wie schmerzlich es mir ist, mich Ihnen entgegenzustellen? Aber ich muß! Sie wissen, ich m u ß! und mit Ihnen mehr, als mit jedem Anderen; denn Sie haben es laut und deutlich und vor einer ganzen Gesellschaft ausgesprochen, daß Sie sich mit einem Tanzmeister nicht schlagen. Ich muß den thatsächlichen Beweis haben, daß dem nicht mehr so ist. Ergebenst R."

Ich fluchte, ich lachte, ich schimpfte und machte mich zu dem Ritte bereit. Es war die tollste, dümmste, unlogischste Geschichte, die mir noch vorgekommen. Einen Moment lang hoffte ich, daß ich die Sache noch auf dem

Kampfplatze beilegen werde; aber je länger ich darüber nachdachte, deſto mehr ſchwand dieſe Hoffnung. Der Capitän erſchien mir plötzlich in einem ganz anderen Lichte; er war überreizt, krank, er hatte eine Manie, er war eigentlich der Verrücktheit nahe. Es war offenbar zu einer fixen Idee in ihm geworden, daß er ſich mit Jedem ſchlagen müſſe, der etwas gegen ihn oder überhaupt gegen einen Tanzmeiſter ſage, und es war ihm eine Erleichterung, ſich zu ſchlagen. Die Zeugen konnte ich in ſeine Verrücktheit nicht einweihen, — was war zu thun? Ich mußte auf irgend eine glückliche Wendung hoffen, vielleicht auf eine Rührung des Capitäns, der mir unmöglich ſo kaltblütig und principiell eine Kugel ins Herz jagen konnte, und zugleich mich in die Sache ergeben und ſie ihren Gang gehen laſſen.

Schlag 7 Uhr hielt Lichtenberg, mir und dem Capitän der Liebſte unter den Landsleuten, ein beſcheidener Gelehrter von den ſanfteſten Formen, mit zwei geſattelten Pferden vor meinem Hauſe. Ich ſchwang mich in den Sattel und wir ritten ſofort dem Armenier-Viertel zu.

Was für eine ſonderbare Geſchichte iſt das? fragte Lichtenberg.

Eine höchſt dumme Geſchichte, erwiederte ich, über die ich aber nicht nähere Auskunft geben darf.

Ich frage auch nicht aus Neugierde, fuhr Lichtenberg fort, ſondern aus Theilnahme. Der Capitän, als er heute Morgens zu mir kam, machte mir einen ſo höchſt

eigenthümlichen Eindruck, daß ich nicht klug daraus wurde. Ich ſagte mir im erſten Momente, er ſehe aus wie ein Menſch, der am Vorabende eines Nervenfiebers oder einer Gehirnentzündung ſtehe, bis ich erfuhr, daß es ſich um ein Duell handle.

Schweigend ritten wir weiter den Berg hinauf, zum genueſiſchen Schloſſe. Hinter uns that ſich der Golf mit all ſeiner Wunderpracht auf; links, auf der breiten Straße, die ſich aus den Bergen dem Golfe zuſchlängelt, zogen kleine Karawanen von Kameelen und Eſeln mit Lebensmitteln der Stadt zu; die Glocken am Halſe der Thiere läuteten melodiſch in die reine, goldene Morgenluft hinein. Vor uns lagen die ſchönen grünen Berge, die wie geheimnißvolle, aber einladende Vorhänge vor den Myſterien der alten Aſia anzuſehen ſind. Der alte Aquaduct, den man ſchon von fern ſieht, trägt den Gedanken aus der unerquicklichen türkiſchen Welt in die alte, in der wir uns ſo heimiſch fühlen, und bereitet wohlthätig die Stimmung vor für das Thal Homer's.

Am Eingange in dieſes tiefe, ſtille Thal, deſſen Oſtſeite noch von Schatten bedeckt war, trafen wir mit dem Capitän, dem Grafen Mark und dem Schiffschirurgen zuſammen. Ich hatte ſchon aus der Ferne bemerkt, daß Capitän Rechberg langſam ritt, um mit ſeinen Begleitern nicht vor uns auf dem Kampfplatze zu ſein; nun wir vereinigt und kurz vorgeſtellt waren, ließ er ſein Pferd raſcher traben und hielt auf der beſchatteten Seite

der Thalsohle. Wir sprangen von den Pferden, und die Secundanten besprachen sich. Ich wollte indessen auf den Capitän losgehen und mit ihm sprechen, aber er bemerkte es, drehte mir den Rücken zu und entfernte sich noch um einige Schritte mehr von mir.

Hol's der Teufel! murmelte ich und ging auf meinen Platz zurück und betrachtete den mir gänzlich unbekannten Grafen Mark. Er war ein ungefähr achtundzwanzigjähriger blonder, fürchterlich steifer Mann mit lang gezogenem, verdrießlichem Gesichte. Es schien mir, als nehme er nur mit Widerwillen an dem ganzen Vorgange Theil. Wie er auf mich zukam, um mir die Pistolen anzubieten, ging er wie auf Nadeln; seine Bewegungen, wie er sich vor mir verneigte und die Arme ausstreckte, waren eckig. Ich nahm die eine Pistole, und er trug die andere mit derselben Steifheit dem Capitän zu. Dann stellten sich beide Zeugen auf die Seite. Der Graf murmelte verdrießlich: Jetzt, meine Herren, thun Sie nach Gutdünken; die ganze Geschichte ist so unregelmäßig und so ganz gegen alle Ordnung eingeleitet und überstürzt, daß der erfahrenste Edelmann nicht wüßte, wie sich hier zu benehmen. — Aber wir standen beide in Position und Keiner rührte sich.

Schießen Sie, Capitän! rief ich endlich. — Sie haben den ersten Schuß, Sie sind der Beleidigte!

Ich der Beleidigte? rief der Capitän zurück, während eine tiefe Röthe sein Gesicht überflog. — Ich bin nicht

im Geringſten beleidigt. Sie ſind der Geforderte, Sie haben den erſten Schuß.

Auf dieſe Worte trat der Graf Mark wieder vor und ſtellte ſich zwiſchen uns. — Meine Herren, ſagte er mit einer beinahe verletzenden Verdrießlichkeit, was ſoll das alles bedeuten? Es iſt gegen alle Regel, daß die Zeugen die Urſachen eines Duelles nicht kennen ſollen. Ich habe dieſe Regel auf die Bitte des Capitäns einen Augenblick lang vergeſſen wollen, aber Ihre Worte, die auf dem Kampfplatze ebenfalls gegen alle Regel und Geſetze der Ehre ſind, erinnern mich wieder daran. Wie ſollen die Zeugen entſcheiden, wenn ſie nicht wiſſen, um was es ſich handelt? Ich fordere Sie auf, meine Herren, mich die Urſachen Ihres Duelles kennen zu lehren.

Herr Graf, ſagte ich, das iſt unſer Geheimniß.

Wenn Sie nicht ſprechen, ſagte der Graf darauf mit einem ſpöttiſchen Achſelzucken, muß ich vorausſetzen, daß Sie Sich der Mittheilung ſchämen und daß es meiner unwürdig iſt, hier den Zeugen zu ſpielen. Ich werde mich zurückziehen.

Der Graf ſchien in der That geneigt, ſich wieder ſeinem Pferde zu nähern, und winkte ſchon dem Schiffsarzte. Der Capitän beobachtete ihn mit glühenden Augen, war blaß und zitterte an allen Gliedern. Ich erſchrack bei ſeinem Anblick; er ſchien mir ſeit geſtern um zehn Jahre gealtert. Sein Blick hing ſtarr und doch irre am

Grafen, und er ſchien einen heftigen inneren Kampf durchzumachen. Endlich riß er ſich von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt ſtand, und trat mit wenigen heftigen Schritten auf den Grafen zu, den er am Arm faßte.

Ich will es Ihnen ſagen, ſtammelte er in höchſter Aufregung — dieſer Herr ſoll mir beweiſen, daß er ſich mit einem Tanzmeiſter ſchlagen könne.

Tanzmeiſter? fragte der Graf erſtaunt, wer iſt hier Tanzmeiſter?

Ich, Herr Graf, ich bin ein Tanzmeiſter! ſchrie der Capitän, indem er ſich mit beiden Fäuſten auf die Bruſt ſchlug und dem Grafen herausfordernd unter das Geſicht ſah, ſo nahe, daß dieſer den Kopf zurückzog.

Tanzmeiſter? wiederholte der Graf gedehnt und fügte dann durch die Naſe ſprechend hinzu: Graf von Mark iſt nicht der Zeuge eines Tanzmeiſters.

Der Graf wandte ſich um zu gehen, warf aber noch eine vornehmen Blick auf den Capitän zurück. Mr. Hirsley! rief dieſer, bei Gott, er ſieht aus, wie Mr. Hirsley! Er war außer ſich. Ich warf die Piſtole hin und faßte den Arzt am Arme, um ihn zum Capitän zu ziehen, es war mir, als wäre hier ärztliche Hülfe am Platze.

Bleiben Sie, ſchrie indeſſen der Capitän dem Grafen zu, oder ich ſchieße! — Dieſer ſtand einen Augenblick ſtill und maß ihn mit vernichtendem Blicke. Der Capitain lachte laut auf, und in demſelben Augenblicke, da ich auf ihn losſtürzte, erſcholl ein Schuß, und der Capi-

tän lag mit zerſchmettertem Hirne vor meinen Füßen. Er hatte ſich in der Verzweiflung oder im Wahnſinn ſelbſt das Leben genommen.

Er liegt an derſelben Stelle, im Thale Homer's begraben.

II.

Fritz! Fritz!

Hauptmann von Lindblatt erzählt:

Mein Vater ist ein sehr praktischer Mann. Ich habe meine Urlaubszeit nicht ein einziges Mal auf seinen Gütern zugebracht, ohne daß er meine Kenntnisse benutzt hätte. Ich mußte ihm als Ingenieur, Architekt, Feldmesser, kurz, als alles dienen, als was ein unglückseliger Genieofficier überhaupt dienen kann. Aber wenn er praktisch ist, so ist er nicht minder freigebig; die Dienste, die ich ihm während meines letzten Urlaubs geleistet, hat er mir mit dem englischen Fuchse bezahlt, um den mich das ganze Regiment beneidet. Ich will nicht erzählen, wie ich dieses herrliche Thier verdient, sondern wie ich bei Gelegenheit der Geschäfte, die mir mit dem Fuchse bezahlt wurden, mit einem verschollenen, unglück-

seligen Cameraden zusammen kam und welches die Geschicke dieses verschollenen Kameraden gewesen.

Mein Vater ist bei der Zweigbahn, welche durch die Wälder bis an die Gränze geführt werden soll, mit seinen Capitalien wie mit der Zukunft eines Theiles seiner liegenden Güter interessirt. Er hat sich darum in den Verwaltungsrath wählen lassen und widmet sich der Angelegenheit nach besten Kräften. Es sollte eine vorbereitende Zusammenkunft Statt finden, und mein Vater, um die Rapporte des Ingenieurs beurtheilen zu können, wünschte, daß ich die betreffende Gegend bereise und ihm meinerseits einen übersichtlichen Rapport abfasse. Zu diesem Zwecke stieg ich mit meinem Burschen zu Pferde und beritt in kleinen Tagemärschen den ganzen Strich zwischen dem Aufenthalte meines Vaters und der Gränze.

Der Ausflug hatte verdammt wenig Unterhaltendes. Kiefernholz, kleines Hügelland, platte Thäler; oft Stunden weit kein Dorf zu finden; stupide Bevölkerung, schlechtes Essen und gar kein Wein: dies die ganze Reise. Eines Tages, während es langweilig und verdrießlich vom Himmel herab regnete oder nebelte — es war nicht zu unterscheiden, welches von Beidem Statt fand —, kam ich in eine Gegend, von der eben so schwer zu entscheiden war, ob sie den Namen eines Thales oder einer Ebene, einer Wüste oder eines bebauten Landes verdiene. Die Kiefern standen hier in Gruppen, dort einzeln, bald fern, bald nahe von einander über die

ganze Gegend zerſtreut, daß man eben ſo wenig wußte, ob man ſich in einem Walde oder in einem offenen Gefilde befand. Es war Alles ſo unentſchieden, neutral, charakterlos. Unter einer Gruppe von Kiefern ſtand eine Art von Wirthshaus, wahrſcheinlich eine Schmuggler-Herberge, da wir der Gränze ſehr nahe waren, und ich kehrte daſelbſt ein, da ich bis auf die Haut durchnäßt und es nothwendig war, daß ich gerade dieſe Gegend bis ins Einzelnſte durchforſchte.

Eine freundliche Frau, deren Anzug, wie deren Benehmen ich es anſah, daß ſie nicht immer in ſolcher Oede gelebt hatte, empfing mich und gab ſich alle Mühe, mir es in der zweiten Stube ihres Hauſes möglichſt angenehm zu machen. Mein Burſche verrieth ihr bald meinen Reiſezweck, und da ſie ſich von der Eiſenbahn alles mögliche Glück und Reichthum und Belebung dieſer Einöde verſprach, ſo war ich ihr ein doppelt willkommener Gaſt. Sie war außerdem jung, das iſt ungefähr dreißig Jahre alt, hübſch, von angenehmen Manieren und — allein, mutterſeelen-allein! Ihr Mann war im Oeſterreichiſchen, Kinder hatte ſie nicht, und der Knecht arbeitete irgend wo im Walde.

Nach den einſamen Tagen war es mir lieb, zu jemand Anderem zu ſprechen, als zu meinem Burſchen, und endlich einmal eine andere Antwort zu erhalten, als: Zu Befehl, Herr Hauptmann! und gern vergaß ich die eigennützigen Abſichten, die ſich offenbar hinter den

freundlichen Worten meiner Wirthin verbargen. Wir plauderten kaum ein halbes Stündchen zusammen, als sie schon auf eine vortheilhafte Expropriation anspielte und bald darauf bemerkte, daß sie wie gemacht wäre, hinter dem Buffet eines Bahnhofes zu stehen, wenn ein solcher in hiesige Gegend käme und wenn ein einflußreiches Mitglied der Eisenbahn-Gesellschaft sie empfehlen wollte. Dabei sah sie mich mit einem höchst coquetten Lächeln an. Dieses Lächeln sagte es mir aber so deutlich, als die gleich darauf folgende Versicherung, daß sie zu was Höherem geboren sei, als so ihre Zeit in einem einsamen Wirthshause im Walde, unter ungebildeten Menschen, oder vielmehr ganz ohne Menschen, zu vertrauern — und daß sie auch schon in der That in der Welt und mit hohen Herrschaften gelebt habe. — Ich ahnte es längst, daß ich es mit einer ehemaligen reizenden Kammerkatze zu thun hatte, und fühlte mich, wie ich so am Sparheerde der ersten Stube, meine Cigarre rauchend, vor ihr stand und ihr zusah, wie sie mir einen Pfannkuchen bereitete, bei diesem Mitgliede einer mir befreundeten und sehr bekannten Classe gewißer Maßen heimisch. Gemüthlich wurde es, als ich mein Mittagessen an einem reinlich gedeckten Tischchen einnahm und meine Wirthin, der Einladung folgend, mir gegenüber saß und mich mit kammerkatzenhafter Anmuth bediente.

Nach Tische — es war schon ziemlich spät Nach-

mittags — war Tilda, meine Wirthin, damit beschäftigt, mir ein bequemes, weiches Bett zu bereiten, denn ich hatte mich bereden lassen, die Nacht hier zuzubringen. Ich stand rauchend am Fenster und sah in die beschränkte, unerquickliche Gegend hinaus. Das Wetter hatte sich mittlerweile etwas aufgeklärt. Es regnete zwar, aber der Nebel war gefallen, und man konnte die ganze Gegend überschauen, zumal die Abendsonne eine letzte Anstrengung machte, von Zeit zu Zeit mit einem rothen Strahle die feuchte Atmosphäre zu durchdringen. Ich entdeckte, hinausstarrend, gerade mir gegenüber und ungefähr sechs- bis siebenhundert Schritte vom Wirthshause, eine Art von Herrenhaus. Es lag am Fuße einer sehr unbedeutenden Hügelkette, die rechts und links von geackerten oder Stoppelfeldern bedeckt war. Nur in der Nähe des Hauses erhob sich einiger Baumschlag. Vom Hofe aus lief eine kleine Pappel-Allee dem Wirthshause zu, brach aber in der Mitte der Ebene ohne allen Abschluß ab. Rechts und links standen ordnungslos einige Kiefern, die sich melancholisch und leise bewegten. Hinter dem Herrenhause, den Hügel hinauf, erstreckte sich ein kleiner Park, aus dem ein hölzernes Lusthaus mit abgewaschenem, ehemals grünem und halb verfaultem Schindeldache herausblickte. Eben so verwaschen und verfault schienen die zahlreichen Jalousieen des Hauptgebäudes, die sämmtlich geschlossen waren, bis auf zwei, welche lose in ihren Angeln hingen,

Unter diesen geöffneten Jalousieen des ersten Stockes stand noch eine kleine Thür offen, während das Hauptthor geschlossen war. Vor diesem an einer Kette lag ein durchnäßter Pudel, der sich von Zeit zu Zeit schüttelte und dann in den nassen Abend hinausheulte. Während ich hinsah, kam ein schlanker Mann in einem bis unter's Knie zugeknöpften Oberrocke an ihm vorüber. Bei seinem Herannahen verstummte das Thier und verkroch sich furchtsam in einen Winkel des Thores und stand erst wieder auf, als der Mann in dem Dunkel der geöffneten Thür verschwand, die sich hinter ihm schloß. Der Hund fing nicht wieder zu heulen an, und eine unheimliche Stille lag auf der ganzen Behausung. Nirgends war eine menschliche Seele zu sehen, und mir war, als thäte mir der Anblick dieses Hauses wehe, oder als machte er mir kalt, denn es fröstelte mich, und ich schüttelte mich unwillkürlich.

Frau Tilda, sagte ich zu meiner Wirthin, die eben ein Kopfkissen durch's Zimmer trug — Frau Tilda, wem gehört das einsame Haus?

Herrn von Notting.

Herrn von Notting? von Notting? ich kenne diesen Namen nicht.

Glaube wohl, erwiderte Tilda, indem sie mich schelmisch mit ihren kleinen braunen Augen ansah, und ging rasch vorüber, als ob sie jeder weiteren Frage ausweichen wollte. Aber sie mußte bald doch wieder durch die

Stube, und ich fragte aufs Neue: Herr von Notting iſt wohl ein armer Edelmann?

Arm? fragte Tilda zurück, warum arm?

Das Haus ſieht ſo ärmlich und verfallen aus, als hätte der Beſitzer nicht die Mittel, es ordentlich im Stande zu halten.

Das iſt wahr, es ſieht elend aus, aber Herr von Notting iſt nicht arm, im Gegentheil, reich, ſehr reich!

Alſo iſt er ein Geizhals?

Nein, Herr Hauptmann, geizig iſt Herr von Notting auch nicht; man könnte ihn eher einen Verſchwender nennen, denn er kümmert ſich nicht im Geringſten um ſein großes Geld, das er, Gott weiß wo, irgend in der Hauptſtadt ſtehen hat. Da iſt irgend ein Mann, der das alles verwaltet, wie es ihm beliebt, und Herr von Notting läßt Alles gehen, wie es Gott gefällt.

Sie ſcheinen ſehr eingeweiht in die Angelegenheiten dieſes Hauſes?

Ich war ja zwei Jahre Kammermädchen der gnädigen Frau, ſagte Tilda mit einigem Stolz, während ſie meine Hand von ihrem Kinn entfernte.

Herr von Notting iſt alſo verheirathet?

Ja, und nein! wie Sie wollen! rief Tilda, machte ſich los und lief zur Thüre hinaus. Dieſe problematiſche Antwort und die Art, wie ſie gegeben ward, machte mich neugierig und gab dem ſonderbaren unheimlichen Hauſe da drüben noch ein beſonderes Intereſſe.

Ich nahm meine Mütze, ging hinaus und wollte geraden Weges auf das einsame Haus los schreiten. Aber da war nirgends ein Weg, nicht der schmalste Fußpfad, der dahin geführt hätte; so ging ich gerade über ein brach liegendes Feld, über aufgeweichten Grund, dem Anfang der Allee zu. Ich war erstaunt, daß sich auch hier nirgends ein gebahnter Weg anschloß, und, als ich näher zusah, daß die Allee selbst von hohem Unkraut und Gestrüpp angefüllt war. Mein Gott; dachte ich, so würde Ovid die Wege zur personificirten Ungastlichkeit beschrieben haben — oder auch, dachte ich weiter, zum Unglück, das die Freunde verlassen, zur Verlassenheit.

Tempora si fuerint nubila solus eris.

Doch folgte ich der Allee; meine hohen Kanonenstiefeln erlaubten mir, dem Gestrüpp wie dem nassen Unkraut Trotz zu bieten. So kam ich bis an den Eingang in den Hof; der Hund bellte mich an, und da ich mich nicht berechtigt hielt, einzudringen, ich auch keine Lust verspürte, die Bewohner näher kennen zu lernen, so schlich ich längs der Mauer, die Haus und Hof umschloß, weiter, nach rechts, bog links ein und folgte der Mauer, die sich den Hügel hinaufzog. Auf einer gewissen Höhe lag sie in Ruinen; mit Einem Schritte hätte ich sie überschreiten und in den gartenähnlichen Raum dringen können, der das Haus rückwärts vom Parke trennte. Aber ich begnügte mich mit dem Anblick aus der Ferne, mit dem traurigen Schauspiel der Verfallenheit.

Zwiſchen dem Hauſe und dem Parke dehnte ſich ein großer, durch die Kunſt geebneter Raum. In der Mitte gähnte ein weites, rundes Baſſin, deſſen ſteinerne Einfaſſung von grünen Mooſen bedeckt war, in deſſen Tiefe mehrere von einander getrennte Waſſerlachen auf ſchwarzem Grunde glänzten. Die künſtlich aufgehäuften Steine in der Mitte des Baſſins waren zum Theil auseinander gefallen, und die Röhre, aus der ehemals ein Waſſerſtrahl geſprungen, ſtak ſchief in den Steinen und drohte ganz zu fallen. Die vielgeſtaltigen kleinen Blumenbeete, die in verſchiedener Entfernung vom Baſſin und vom ehemaligen großen Springbrunnen den großen Sandplatz belebten, waren blumenlos; hier und da ſtak noch ein Stock, der ehemals eine Blume geſtützt hatte, mit dem Namen der Blume auf einem verwiſchten Etiquetten-Täfelchen. Die Taxus-Einfaſſungen der Beete waren wild geworden und hatten alle Form verloren. Selbſt der Sand, der ehemals die Grenze zwiſchen den Beeten bedeckte, war zum größten Theile verſchwunden, vom Winde verweht; nur die gröbſten Kieſel waren liegen geblieben, und der Boden ſah überall nackt und ſchwarz hervor, dabei uneben und vom Regen ausgehöhlt. Am Hauſe vor der Thür, die auf die Terraſſe führte, ſtanden zwei große Holzkübel, in denen einſt Orangenbäume gewurzelt haben mochten; die eiſernen Reifen an denſelben waren verroſtet und von ihrer Stelle tiefer hinabgerutſcht, und die Dauben klafften oben auseinander. —

Das Haus ſelbſt ſah, die drei Treppen, die auf die Terraſſe führten und das blecherne Dach darüber abgerechnet, von rückwärts eben ſo aus, wie von vorn. Auch hier waren ſämmtliche Jalouſieen der drei Stockwerke geſchloſſen, mit Ausnahme zweier, die ſich hier ebenfalls über einer kleinen, in den Garten führenden Thür befanden.

Wie eine Ironie blickte auf dieſe ganze verfallene, verlaſſene, wüſte Welt vom Frieſe des Daches eine Inſchrift herab, die mit ihren vergoldeten Bronze-Lettern allein friſch und lebend ausſah und ſo lautete: Beatus ille! — Ueber einem Grabe wäre dieſer Anfang der Horaziſchen Ode beſſer am Platze geweſen, als über dieſer Wohnung lebender Menſchen.

Während ich noch daſtand, wurde oben im erſten Stocke ein Licht entzündet, und der Schatten eines weiblichen Kopfes zeichnete ſich regungslos in der Fenſterniſche ab. Wie lange ich ihn auch betrachtete, ich konnte nicht klar darüber werden, ob er einem jungen oder einem alten weiblichen Geſchöpfe angehörte; dabei hatte ſeine gebeugte und ſtarre Haltung etwas Geſpenſterhaftes, als wäre es der Schatten eines ſitzenden Todten. Ich hatte genug und ſehnte mich in meine Herberge zurück, wie nach meiner Heimat, wie nach einem warmen, gemüthlichen Orte.

Als ich dort ankam, war es ſchon ziemlich dunkel; Frau Tilda, meine Wirthin, wollte eine auf dem Tiſche

bereit ſtehende Lampe anzünden; ich bat ſie aber, ſich mit der Beleuchtung zu begnügen, welche die im Kamine flackernden Kienſpäne röthlich und bewegt über die halbdämmernde Stube verbreiteten. In jener ehemals ſlawiſchen Gegend nämlich ſind noch die Kamine üblich, die ſich ungefähr eine kleine Mannshöhe über dem Boden in der Wand befinden, überdeckt von einem gemauerten Mantel, der ſich ſpitz zulaufend bis an die Decke erhebt In dieſem Raume hatten die alten Slawen ihre Hausgötter, Ibliki genannt, eine Art Laren, vor denen des Abends ein heiliges Feuer brannte. Die Götter ſind verſchwunden, aber der Kerb oder Kamin iſt geblieben und mit ihm die heilige Flamme, um die man ſich des Abends ſammelt, um zu ſpinnen und zu plaudern. Ich ſchob eine Bank hin und lud meine Wirthin ein, ſich zu mir zu ſetzen.

Ich habe mir das Haus des Herrn v. Notting in der Nähe betrachtet, ſagte ich, es ſieht aus, wie eine Wohnung des Unglücks.

Ja, ja, antwortete Tilda, es gibt ſolche Häuſer — ich könnte Ihnen da eine ſchöne Geſchichte aus Thüringen, aus meiner Familie erzählen. . . .

Ich zweifle nicht, liebe Tilda, daß Ihre Familiengeſchichte höchſt anziehend iſt, aber ich geſtehe es, ich wäre Ihnen dankbarer, wenn Sie mir die Geſchichte des Notting'ſchen Hauſes erzählen wollten; die Wohnung

ſelbſt und Ihre Geheimthuerei haben mich neugierig gemacht ... erzählen Sie, meine reizende Wirthin.

Bitte, laſſen Sie — ſo, da ſitzen Sie bequemer. Wenn ich hier am Feuer ſitze, muß ich immer erzählen, das geht gar nicht anders, man iſt ſo gewohnt daran. Aber eben weil ich fürchte, daß ich von Notting's ſprechen könnte, will ich was Anderes erzählen.

Gut, erzählen Sie Ihre Familiengeſchichte, ſagte ich, hoffend, daß wenn ſie erſt im Zuge und warm geworden, ſie auch meine Neugierde befriedigen werde.

Sie ſagen, Herr Hauptmann, begann die Wirthin, daß das Haus dort wie eine Wohnung des Unglücks ausſehe; ich ſage, es gibt ſolche Wohnungen, aber ich ſage auch, daß das Unglück keine feſte Wohnung habe und aus- und einziehe und die Wohnung wechsle wie die Menſchen und mit den Menſchen.

O, wie philoſophiſch! rief ich lachend.

Was? wie ſo? was iſt es? fragte Tilda ſtutzend.

Nichts, bitte, fahren Sie fort.

Ich bin nicht immer Wirthin einer kleinen Herberge geweſen, ſagte Tilda, vorher war ich Kammerjungfer, aber auch dies war nicht meine eigentliche Beſtimmung. Ich ſtamme aus Thüringen, von der Saale, und bin aus ſehr guter Familie. Noch mein Urgroßvater war ein ſehr reicher Mann. Er hatte ein Gut, unweit von Jena, und mitten in ſeinen Feldern ein großes, ſchönes Haus. Wäre er von Adel geweſen, man hätte es ein Schloß

genannt. Von dem Hauſe wußte mir meine Großmutter viel zu erzählen; es war ſo groß und hatte ſo viele Gänge und dunkle Winkel, und die Wohnſtuben waren ſo hoch, daß man die Decken nie ſchauen konnte und daß da oben immer Spinnweben hingen. Aber glücklich war meine Familie in dieſem Hauſe nicht; ganz im Gegentheil, es ging Alles ſchlecht und ſchief. Der Vater meiner Großmutter bekam die Gicht, ſein Weib die Herzkrankheit, und von den neun Kindern hatte immer eines oder das andere etwas zu klagen. Zwei erblindeten in den Blattern. Urgroßvater und Urgroßmutter, die ſich aus reinſter Liebe geheirathet hatten, wurden verdrießlich; ſie warfen einander ihr Unglück vor, und während die Kinder weinten, zankten die Eltern. Dazu kam der Krieg, der die Felder verheerte, dann Mißwachs, dann ein Diebſtahl, kurz, alles, was einen armen Familienvater unglücklich machen konnte. Es wurde immer trüber und trauriger im Hauſe. Eines Tages, da der Alte, man kann wohl ſagen, der alte Herr, mit ſeiner Gicht im Lehnſtuhle lag und eben noch vor Schmerzen kein Glied bewegen konnte, ſprang er plötzlich auf und rief: Ich hab's! Niemand, Keiner von uns iſt an dem Unglück ſchuld; es iſt das Haus; in dieſem Hauſe wohnt das Unglück. Wir müſſen fort aus dieſem alten Hauſe, und Alles wird beſſer gehen. — Er rief das, als hätte er eine Offenbarung gehabt, und der ganzen Familie leuchtete die Wahrheit ſeiner Worte ein. Alles freute ſich,

das Unglückshaus zu verlaſſen. Der alte Papa machte ſich ſogleich auf, ſetzte ſich auf ſein Pferd und durchſtrich die Gegend, feſt entſchloſſen, das erſte, beſte Haus, das ſich ihm biete, zu miethen. So that er auch. Ungefähr eine halbe Stunde weit von ſeiner bisherigen Behauſung miethete er eine Art Meierei, die zwar klein, aber ganz luſtig und gemüthlich ausſah. Die ganze Familie machte ſich ans Packen und Aufladen, und ein Wagen nach dem anderen trug die Habſeligkeiten nach der neuen Wohnung zu. Mein Vater, ſo erzählte meine Großmutter, ſah mit Vergnügen, wie die Wohnung immer leerer wurde, und dachte auch gar nicht daran, ſie jemand Anderem zu vermiethen, denn er war ein guter Menſch, der Niemanden zumuthen wollte, in das Haus des Unglücks zu ziehen. Ich erinnere mich ganz gut, wie es ſchon ſo hohl klang in den ausgeleerten Räumen und wie man Echo's entdeckte, wo früher keine waren. Endlich waren wir fertig. Vater, Mutter, neun Kinder, Jeder noch mit irgend etwas beladen, verließen alle zuſammen und froh das Haus. Wir ſtanden vor der Thür und ſahen zu, wie der Vater den Schlüſſel in das Schlüſſelloch ſteckte und ihn wie mit Schadenfreude ſtark und raſch herumdrehte, um das Haus für immer zu ſchließen. Wir glaubten, es ſei Alles fertig, als in dem Augenblicke, da er den Schlüſſel herausziehen wollte, eine hohle und klagende Stimme aus dem Inneren des Hauſes erſcholl, und die rief: Nehmt das Unglück mit! Nehmt das Unglück mit!

Meine Wirthin ſchwieg und ſchüttelte ſich.

Nun, und was iſt weiter geſchehen? fragte ich.

Nichts iſt geſchehen; ſie haben einfach das Unglück mitgenommen. Bin ich nicht Kammerjungfer geworden? Meine Großmutter erzählte mir die Geſchichte, als ich in die Fremde und in den Dienſt mußte, um mir die Nothwendigkeit begreiflich zu machen und mich zu tröſten.

Aber, rief ich, das iſt ja eine Geiſtergeſchichte, ich habe förmlich Angſt.

Sie müſſen darum doch nicht ſo nahe rücken; wenn Sie befehlen, zünde ich die Lampe an.

Nein, laſſen Sie das; dieſe Beleuchtung paßt beſſer zu Geiſtergeſchichten; ich bin überzeugt, daß Sie mir ſolche auch vom Hauſe des Herrn von Notting erzählen könnten; es ſieht gerade ſo aus, als ob es darin ſpukte und umginge.

Tilda ſeufzte und ſchwieg.

Ich habe alſo errathen? fragte ich weiter.

Ach ja, ſeufzte Tilda wieder, es geht dort ein böſer Geiſt um.

Bitte, erzähle, meine liebenswürdige Wirthin.

Herr Hauptmann, flehte Tilda, haben Sie die Güte und dringen Sie nicht in mich. Ich geſtehe es, ich bin ſchwach und habe den Herren vom Militär nie etwas verſagen können.

Nun, ich habe bereits vierzehn Jahre Dienſtzeit.

Ja, lachte Tilda, warum haben Sie nicht Ihre

Uniform mitgebracht? Sie sind in Civil, das rettet mich, und ich werde mein Wort nicht brechen und schweigen.

Ah bah! — sagte ich ungläubig, du thust, als wüßtest du was, und weißt nichts und berufst dich darum auf mein Civil.

Herr Hauptmann, sagte Tilda beleidigt, indem sie stolz den Kopf erhob, ich bin zwei Jahre im Notting'schen Hause Kammerjungfer gewesen, und Sie werden zugeben, daß eine Kammerjungfer nach zweijähriger Dienstzeit die Vergangenheit und Gegenwart, vielleicht auch die Zukunft ihrer Herrschaft besser kennt, als ihre eigene.

Das ist wahr, sehr wahr, sagte ich begütigend.

Wenn ich schweige, und selbst einem Herrn vom Militär gegenüber schweige, so ist weniger, fuhr Tilda eben so stolz fort, Ihre Civilkleidung, als meine angeborne Dankbarkeit der Grund. Ich bin Herrn von Notting Dank schuldig. Als ich mich in seinem Hause langweilte, sehr langweilte, nahm ich die Bewerbungen meines jetzigen Mannes bereitwillig entgegen. Aber aus der Heirath wäre doch nichts geworden, wenn Herr von Notting mir nicht eine Mitgift von tausend Thalern gegeben hätte, die dazu diente, dieses Haus schuldenfrei zu machen und uns einzurichten. Ich gebe dir diese tausend Thaler, sagte Herr von Notting zu mir, unter der Bedingung, daß du nichts verräthst von all dem,

was du über unſere Vergangenheit erfahren, und daß du meinen eigentlichen Namen nicht ausplauderſt. Darf ich da ſprechen? — ſagen Sie ſelbſt, Herr Hauptmann, Sie ſind Soldat, wenn auch in Civil, was eigentlich nicht erlaubt ſein ſollte, daß die Herren vom Militär in Civil gehen. Ich habe durch Herrn von Notting einen Mann bekommen, und dafür iſt man immer dankbar. Sie ſcheinen zwar nicht zu glauben, daß ich meinen Mann liebe, aber ich achte ihn. Ich habe einmal geleſen: Liebe ohne Achtung kann nicht beſtehen, aber Achtung ohne Liebe kann beſtehen. Iſt das nicht ſehr wahr?

Sehr wahr, ſehr wahr, murmelte ich.

Was würden Sie vorziehen, Herr Hauptmann, wenn Sie nicht Beides zugleich haben können: eine Frau, die Sie liebt, aber nicht achtet, oder eine Frau, die Sie achtet, aber nicht liebt?

Je nach Umſtänden — ſagte ich gähnend.

Was meinen Sie?

Wenn die Frau häßlich iſt, mag ſie mich achten; wenn ſie hübſch iſt, thäte ſie beſſer, wenn ſie mich liebte.

Erklären Sie mir das gefälligſt, bat Tilda, der Gegenſtand intereſſirt mich ſehr lebhaft.

Frau Wirthin, ſagte ich verdrießlich, wozu ſoll das Philoſophiren? Sie wollen wohl, daß ich zu Bette gehe; ich bin bereit, denn ich bin ſchläfrig.

Aber die Wirthin rührte sich nicht. — Sie sind verdrießlich, sagte sie, nachdem sie mich mit einem vorwurfsvollen, aber wohlwollenden Blicke betrachtet hatte; Sie vergeben mir meine Charakterstärke nicht; so sind die Herren. Ich sehe auch ein, daß es unpassend ist, die Neugierde eines Reisenden nicht zu befriedigen, denn wozu sind wir da, wir armen Wirthinnen? Aber ich kann leider nicht anders handeln. Wissen Sie was, Herr Hauptmann, ich will Ihnen erzählen, wie es im Notting'schen Hause hergeht, was ich da gesehen habe; das gehört der Gegenwart an, und ich bin nur für die Vergangenheit und für das Verschweigen des eigentlichen Namens des Herrn von Notting gebunden.

Wie Sie wollen, sagte ich und setzte mich wieder. Tilda rückte näher und sagte: Sie haben gut gesehen. In dem einsamen Hause wohnt das Unglück! Wissen Sie, nicht so ein Unglück, über das man weinen möchte, sondern ein so schauderhaftes Unglück, das einen kalt macht. Stellen Sie Sich vor! Herr von Notting und die gnädige Frau sehen einander niemals, obwohl sie dasselbe Haus bewohnen. Er wohnt vorn im Hause, sie rückwärts; jedes hat seine eigene Treppe und seine eigene Hausthür. Sie haben genau bestimmt, wo jedes spazieren dürfe, damit sie einander nur nicht begegnen. Die gnädige Frau geht nur im Parke spazieren, der gnädige Herr nur im Hofe und in der Allee vor dem Hofe. So sind sie immer durch das Haus getrennt.

Sie führen auch getrennte Wirthschaft und essen nie an demselben Tische. Der Bediente des gnädigen Herrn und die Kammerjungfer der gnädigen Frau dürfen sich nur heimlich sehen, und es ist dem Bedienten verboten, von der gnädigen Frau, und der Kammerjungfer, vom gnädigen Herrn zu sprechen. Es werden auch keine Besuche angenommen und keine Zeitungen gehalten; selten daß ein Brief ankommt; dies geschieht höchstens zwei bis drei Mal im Jahre, und dann ist der Brief immer an Herr von Notting gerichtet und kommt von seinem Intendanten. Die gnädige Frau bekommt nie einen Brief, als ob sie in der ganzen Welt nicht Einen Verwandten, nicht Einen Freund hätte. Es ist möglich, daß doch manchmal ein Brief an sie kommt, aber dann läßt ihn wahrscheinlich Herr von Notting durch seinen Bedienten, der allein auf die Post gehen darf, auffangen. Uebrigens scheint die gnädige Frau gar keine Lust zu haben, etwas von der Welt zu erfahren. — Denken Sie, Herr Hauptmann, welch ein schreckliches Leben für die Dienerschaft, die keine Ursache hat, sich vor der Welt zu verbergen, und doch von Zeit zu Zeit etwas Neues hören möchte. Es ist wahr, man ist vortrefflich bezahlt, wie nirgends, aber was nützt das, man ist doch ein Mensch! Ich wäre nie in das Haus gegangen, wenn ich gewußt hätte, wie es da hergeht. Ich lernte die gnädige Frau in einem kleinen Bade hier im Gebirge kennen, wo ich eben meine Herrschaft verloren hatte. Sie hatte

zwar eine Kammerjungfer, die ſie ſchon ſeit ihrer erſten Heirath bedient . . . .

Sie iſt alſo zum zweiten Male verheirathet? fragte ich.

Ja, Dummheit, ich habe mich verplaudert, das habe ich nicht ſagen wollen — alſo die alte Kammerjungfer will ſie nicht mehr bedienen und will ſelbſt bedient ſein und die gnädige Frau ſpielen; darum nahm man mich und behielt auch die alte, die man nicht fortſchicken kann und die ein ſchreckliches Geld ſammelt. Sie macht jedes Jahr eine Reiſe und bleibt aus, ſo lange ſie will, und wenn ſie kein Geld mehr hat, kommt ſie wieder und ſammelt für eine neue Reiſe. Man ſagt, daß ſie in B . . einen Geliebten hat, mit dem ſie an den Rhein in die Bäder oder nach Italien geht. Die gnädige Frau läßt ſie gern reiſen, denn wenn ſie hier iſt, mißhandelt ſie die arme Dame und läßt ſich ihre üble Laune mit ſchwerem Gelde abkaufen. Das alles kommt daher, daß ſie mit der gnädigen Frau etwas ſehr Wichtiges erlebt hat, womit das Unglück begann.

Was denn? fragte ich.

Das eben darf ich nicht ſagen. Genug, die gnädige Frau ſchätzt ſich noch glücklich, wenn ſie ganz allein daſitzen und ſo vor ſich hinſehen kann, ganze Stunden, ja, ganze Tage lang, wie ſie das gewohnt iſt. Ein ſchönes Glück! das Gott bewahre! Wenn die arme Dame Sünden hat, ſo trägt die alte Kammerjungfer gewiß das ihrige dazu bei, daß ſie dieſelben vor Gott abbüßt.

Konnen Sie ſich das denken, Herr Hauptmann? vor mir hat ſie ihr Vorwürfe gemacht, hat ſie ihr Dinge geſagt, die mir Alles, das ganze Geheimniß des Hauſes verriethen. Ich wollte nicht hören, aber ich mußte! Und was mir noch an der Geſchichte fehlte, erzählte ſie mir, ſobald ihr die gnädige Frau etwas verweigerte, um ſich an ihr zu rächen. Da durfte ich nur fragen. Die alte Kammerjungfer gab mir die Antwort mit einer Ausführlichkeit, die mich empörte. Sie heißt Gretchen. Paßt ſo ein Name für eine alte Hexe? Sagen Sie ſelbſt, Herr Hauptmann! Aber ſie heißt nur ſo, weil ſie aus Frankfurt iſt, und dort heißen alle Stubenmädchen Gretchen. Doch das Alles wollte ich eigentlich nicht ſagen, ſondern nur, daß der gnädige Herr und die gnädige Frau einander haſſen, ja, ja, haſſen, aber ganz ſchrecklich haſſen. Sollte man glauben, daß das aus der Liebe werden kann? Liebe ohne Achtung kann nicht beſtehen, gibt es nicht, das habe ich einmal geleſen, aber Achtung ohne Liebe kann beſtehen. Herr und Frau von Notting ſcheinen ſich nicht einmal zu achten. Nicht einmal zu achten! Das iſt doch wirklich das Geringſte, was man verlangen kann; ich weiß es. Ich liebe meinen Mann nicht, aber ich achte ihn. Warum ſollte ich nicht, Herr Hauptmann? Habe ich nicht Recht?

Gewiß, ſagte ich beſtätigend, achten Sie Ihren Mann, Tilda; wenn ich hier bliebe, würde ich hinzufügen: und lieben Sie mich!

Daß mich Gott bewahre! ich habe abschreckende Beispiele, rief Tilda und machte mit der rechten Schulter eine sanfte Bewegung, die aber geschickt genug war, um meinen Arm herabfallen zu lassen. — Sehen Sie, noch vor kurzer Zeit hatten wir, ich und mein Mann, einen Beweis, wie sehr die Herrschaften einander hassen. Es war ein sehr schöner Abend; wir standen am Fenster und sahen hinaus . . .

. . . Er hatte den Arm um meinen Nacken gelegt und seufzte, fuhr ich fort.

— Nein, verbesserte Tilda, er sprach vom Holzhandel, und ich betrachtete die goldnen Abendwolken. Da sahen wir, dort auf den Hügeln auf der einen Seite rechts die gnädige Frau, links den gnädigen Herrn. Beide hatte wahrscheinlich der schöne Abend zu einem einsamen Spaziergange herausgelockt. Sie waren durch einen Raum von ungefähr sieben- bis achthundert Schritten von einander getrennt, und sie konnten einander nicht sehen, da ein Hügel zwischen Beiden lag. Wir aber konnten sie sehr deutlich sehen, da hinter ihnen ein weißer Himmel war, und sie wie große schwarze Silhouetten auf weißem Papiere aussahen. Die gnädige Frau ging, wie immer, mit gebücktem Kopfe, der gnädige Herr die Mütze tief in die Augen gedrückt und beide Arme auf dem Rücken. Ich bemerkte mit Schrecken, daß sie beide, von den verschiedenen Seiten hin, auf den Hügel zwischen ihnen losgingen. Ich versichere Ihnen,

Herr Hauptmann, ich zitterte am ganzen Leibe, denn es war mir, als müßte ein Unglück geſchehen, wenn ſie zuſammenträfen. Sie gingen beide ihren ſtillen, traurigen Schritt. Schon ſtiegen ſie von den zwei verſchiedenen Seiten den Hügel hinauf. Ich hätte rufen mögen: Gnädige Frau, der gnädige Herr kommt! Gnädiger Herr, die gnädige Frau kommt! — Aber ſie hätten mich nicht gehört. So ſah ich denn zu. Schon gingen ſie oben auf dem Hügel, aber noch ſahen ſie einander nicht, da ſie beide zu Boden blickten. Plötzlich ſtanden ſie hart an einander. Ich ſah, wie ſich ihre gebückten Köpfe raſch aufrichteten und wie beide mit den Oberleibern zurückfuhren. So ſtanden ſie einen halben Augenblick, dann wandten ſich beide und liefen auf denſelben Wegen, auf denen ſie gekommen waren, ſo ſchnell zurück, als ob ſie verfolgt würden. Ohne ſich umzuſehen, lief die gnädige Frau mit vorgeſtreckten Armen, bis ſie im Park verſchwand, wo ſie gewiß athemlos zuſammenſank, und lief der gnädige Herr, bis wir ihn hinter den Kiefern nicht mehr ſehen konnten. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, es war nach langer Zeit das erſte Wiederſehen!

Seit wann leben die Unglücklichen hier? fragte ich viel ernſter als vorhin.

Herr von Rotting, erwiderte Tilda, hat ſich vor ungefähr zehn Jahren hier angekauft.

Und während dieſer ganzen Zeit haben ſich Mann und Frau nicht geſehen?

Doch, einmal, vor ungefähr zwei Jahren, als ich noch im Hauſe war. Es war ein trauriger Tag, ich werde ihn nie vergeſſen.

Wiſſen Sie, Tilda, daß Sie mir da ſchreckliche Geſchichten erzählen?

Ich weiß es wohl, und was ich Ihnen jetzt erzählen will, iſt wohl noch ſchrecklicher; nämlich ihr vorletztes Wiederſehen.

Tilda ſchwieg einige Zeit und ſchien ſich zu ſammeln; dann begann ſie:

An einem Auguſt-Nachmittage war ich gerade vorn im Hauſe, in der Küche beſchäftigt, als mitten unter Donner und Blitz ein fürchterlicher Wolkenbruch herabſtürzte, der in wenigen Minuten das ganze Thal mit Bächen und kleinen Teichen erfüllte. Es regnete ſo ſchrecklich, daß ich nicht den Muth hatte, den Weg ums Haus zu machen, um zur gnädigen Frau zurückzukehren. Ich ſtand in der Küchenthür und ſah dem Sturme zu; es war doch eine Abwechslung in dem langweiligen Leben. Da ſah ich über die Felder her, durch die Ströme, die vom Himmel herabfielen, einen Reiter auf das Haus loskommen. Ich glaubte, er wollte vor dem Sturme ein Unterkommen finden und habe deßhalb den Weg verlaſſen, um ſich zu uns unter Dach zu flüchten; das Wirthshaus, ſagte ich mir, wird er in dem dichten

Regen übersehen haben, der arme Reiter, und ich blickte zurück in die Küche, ob sich da ein Plätzchen finde, wo er seine durchnäßten Kleider trocknen könne. Ich freute mich sehr; es war doch ein Besuch, eine Abwechselung. Aber wie war ich erstaunt und fast gerührt, als der Reiter näher kam, in den Hof sprengte und ich in ihm ein Kind, ja, Herr Hauptmann, ein wahres Kind, einen reizenden, blonden Jungen von ungefähr vierzehn Jahren erkannte. Er und sein Pferd troffen nur so. Ich, da ich von Natur mit einem sehr mitleidigen Herzen begabt bin, stürzte trotz Sturm und Wolkenbruch aus meiner Küche hervor, auf den Hof und dem jugendlichen Reiter entgegen und hebe den lieben Jungen, dem die blonden Locken an den rothgepeitschten Backen klebten, wie ein Kind vom Pferde und will ihn rasch aus dem Regen in die Küche ziehen. Er aber scheint sich um den Regen eben so wenig zu kümmern, wie um sein Pferd, welches er laufen läßt und das sich selbst unter einem Holzschuppen auf dem Hofe ein Obdach suchen muß, und wie um mein Mitleid, und fragt mich, kaum auf dem Boden stehend: Ist die gnädige Frau zu Hause? Wo ist sie? Führen Sie mich zu ihr! — So sprechend und ohne eine Antwort abzuwarten, wendet er sich der Thür zu, die ihm am nächsten ist und die zu Herrn von Notting führt. Ich fasse ihn am Arm und halte ihn zurück. Nicht hier, wenn Sie zur gnädigen Frau wollen — aber wollen Sie Sich nicht erst ein wenig trocknen junger Herr? Sie können ja krank

werden, wenn Sie die naſſen Kleider auf dem Leibe behalten. — Schadet nichts, ſagte er, führen Sie mich zur gnädigen Frau, gleich, ich habe Eile, ich muß ſie gleich ſehen! Und wie er dieſes ſagt, fängt der ſchöne Junge an, am ganzen Leibe zu zittern, wie ein Espenlaub. — Da nehme ich ihn denn und führe ihn durch den Regen um das Haus herum in die Thüre der gnädigen Frau und die Treppe hinauf. Es war gut, daß ich ihn am Arme hielt, denn er wäre ſonſt auf der Treppe zuſammengebrochen vor Aufregung. Als ich aber oben die Thür öffnete, da flog er wie ein Pfeil in die Stube, und in demſelben Augenblicke lag er weinend und ſchluchzend vor den Füßen der gnädigen Frau. Er umklammerte ihre Kniee und rief ein Mal über's andere: Meine Mutter, meine Mutter! Auf dieſen Ruf hin lag auch gleich die gnädige Frau auf den Knieen und rief: Fritz! Fritz! mein Sohn! mein Kind! — Und ſo auf dem Boden knieend, umarmten ſie ſich und weinten und riefen immer: Mutter! Mutter! — Fritz! Fritz! Mein Kind! Mein Kind! — Ich verſichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich weinte ſo herzlich, wie die Beiden. — Endlich erhob ſich die gnädige Frau, aber ſie konnte nicht auf ihren Füßen ſtehen und ſank in den Lehnſtuhl zurück. Sie nahm den Knaben in ihren Schooß, und nachdem ſie noch viel geweint und ihm fortwährend die naſſen Haare aus dem Geſichte geſtreichelt hatte, und während ſie ihn fortwährend anſah, fand ſie endlich

Worte, und zwischen beständigem Schluchzen und Weinen fragte sie ihn und antwortete er, bald Das, bald Jenes, ohne Zusammenhang. Aber ich konnte doch Viel, ach, viel Trauriges aus ihrem Gespräche errathen. — Woher kommst du, mein Fritz? Woher kommst du, mein Kind? — Von L.., ich bin dort auf der Pagenschule. — Und wie kommst du hierher? — Wir haben Ferien; wir machten eine Reise ins Gebirge; ich habe meine Cameraden in S... verlassen, habe ein Pferd gemiethet und bin hieher geritten; ich bin ein Deserteur, fügte er lächelnd hinzu. — Und wie hast du erfahren, wo ich bin? — Ich suche dich seit drei Jahren, Mutter, ich habe überall geforscht; endlich habe ich es herausbekommen. — Aber wie, mein Kind? — Auf diese Frage wollte er nicht antworten, und sie bestand auch nicht darauf, sondern legte den Kopf auf seine Schulter und weinte bitterlich. Fritz sah traurig und etwas düster vor sich hin, dann aber schien er sich wieder zu besinnen und streichelte die Scheitel seiner Mutter und suchte sie zu beruhigen, indem er ihren Kopf erhob und sie auf beide Augen küßte. — Wie schön du doch immer bist, Mutter! Sieh, ich hätte dich unter tausend Frauen heraus erkannt, ich habe dich nicht vergessen in diesen acht Jahren. — Sie lächelte, aber erschrack, wie sie ihm wieder ins Gesicht sah. O Gott, rief sie, wie ähnlich bist du deinem Vater! Wo ist er jetzt? — Er liegt in B..., er ist Oberst. — Sie schlug die Augen nieder und fragte mit ge-

dämpfter Stimme, als ob sie nicht Muth zu der Frage hätte: Und — Fritz — ist — ist der heiter? ist er glücklich? — Fritz antwortete nicht. Er schlang den Arm um ihren Hals und preßte sie an seine Brust. Sie fing aufs Neue zu schluchzen an. Wissen Sie, Herr Hauptmann, es war jenes Schluchzen, das keine Thräne herausbringt und von dem man meint, daß es jeden Augenblick die Brust zersprengt. Sie hatte keinen Athem mehr, und ich glaubte, daß sie kraftlos hinsinken müsse, und wollte mich eben nähern, um ihr Hülfe zu bringen, als sie mit Einem Male auf dem Boden lag, die Arme um die Kniee ihres Sohnes schlang und mit herzzerreißender Stimme schrie: Vergib mir, mein Kind, vergib! — Und da lag sie ohnmächtig, mit dem Gesicht auf dem Teppich.

Mein Gott, welche Scene! Während wir uns bemühten, die Ohnmächtige aufs Sopha zu legen, stürzte Herr von Notting herein. Sein Bedienter, der Fritz ankommen gesehen, hatte auf der Treppe gelauscht, und ich dumme Person vergaß, das Zimmer zu schließen, weil ich ganz gerührt von dem Schauspiel in der Thür stand. Herr von Notting sah aus wie ein Mensch, der eben einen Mord begangen hat oder einen Mord begehen will. Was will der Junge hier? — was hat er hier zu schaffen? rief er wie ein Verrückter. — Der Bube ist an allem Unglück schuld! — Er streckte die Hand aus, als wollte er Fritz am Arme fassen. Aber dieser, der vor seiner

Mutter ſtand, wandte ſich um, warf den Kopf in die Höhe und rief: Berühre mich nicht! — Herr Hauptmann, um ganz wahr zu ſein, er ſagte noch etwas Anderes, er ſagte eigentlich: Berühre mich nicht, Schurke! und er ſagte es mit einem Stolz, mit einer Ruhe, wie ſoll ich mich nur ausdrücken? ſo zu ſagen wie ein Ritter oder ein Prinz, oder ein großer General, und auf das Wort hin wurde Herr von Notting noch blaſſer, ſeine Unterlippe wurde blau und zitterte. Er taumelte zurück, als ob man ihm einen gewaltigen Stoß in die Bruſt gegeben hätte, und wurde nur durch eine Commode, auf die er ſich mit dem Rücken ſtützte, aufrecht erhalten. Aber das war nicht das Schrecklichſte. Die gnädige Frau war von dem Geſchrei des Herrn von Notting erwacht; ſie ſchlug die Augen auf und wie ſie das alles ſah und hörte, lachte ſie laut auf. Und dieſes Lachen war das Schrecklichſte. Fritz aber ſchien es nicht zu hören. Mit verſchränkten Armen — ſo — ſtand er da und ſah Herrn von Notting mit einer gräßlichen Verachtung an. Dann wandte er ſich zu ſeiner Mutter, nahm ihre Hand und küßte ſie ehrerbietig; Darauf ging er mit langſamen Schritten an Herrn v. Notting vorbei und zum Zimmer hinaus. Eine Minute darauf hörte ich den Hufſchlag ſeines Pferdes; er ritt aus dem Hofe. Die gnädige Frau aber lag noch immer auf dem Sopha, ſah ihren Mann an und lachte noch immer wie vorhin.

Hier unterbrach ich meine Wirthin, indem ich auf-

ſprang und mit großen Schritten in der dunklen Stube auf und ab lief. Tilda ſah mir befriedigt nach und freute ſich, mit ihrer Erzählung eine ſolche Wirkung hervorgebracht zu haben. Ich hörte immer das gräßliche Lachen jener Frau; von welchem Haß, welcher Verachtung ſprach dieſes Lachen, da ſie darüber die Abreiſe ihres Kindes, das ſie ſo empfangen, das ſie durch acht Jahre nicht geſehen, vergeſſen konnte! Ich ſah in einen gräulichen Haushalt, in eine häusliche Hölle. Ich dachte an jenen Günſtling Jakob's I., jenen Robert Carr, Carl v. Somerſet, der mit ſeiner Frau in der Einſamkeit zu leben gezwungen war, nachdem er mit ſeiner Frau, die er einem Anderen entwandt, Verbrechen begangen, und nachdem ſich ihrer beider Liebe in Haß und Verachtung verwandelt hatte. Jenes Zuſammenleben der Mörder Overbury's, wie es die Geſchichte beſchreibt, ſchien mir immer die Verwirklichung der entwürdigendſten und aufreibendſten Höllenqualen hier auf Erden; ich konnte nie daran glauben, daß es zwei Menſchen durch Jahre zu ertragen im Stande ſeien, und nun fand ich ein anderes Beiſpiel leibhaftig in meiner Zeit, in meiner Nähe, unter meinen Augen — und unter meinen Bekannten! — Es war kein Zweifel, daß ich das elende Ehepaar dort aus dem Hauſe, daß ich ihre Geſchichte kannte. Wäre das Zimmer nicht ſo dunkel geweſen, Tilda hätte es mir anſehen müſſen, daß ich bei Ankunft des Knaben, bei Nennung ſeines Namens die handelnden

Perſonen erkannte, daß die Nennung der Garniſon ſeines Vaters meine Vermuthung nur beſtätigte. Dieſer Vater war ja mein Freund, der treffliche, in der ganzen Armee geliebte Oberſt v. Reuttern, und ich ſpielte ja ſelbſt eine Rolle in der Geſchichte, die ihn ſo unglücklich machte, die jenen Beiden dort in dem einſamen Hauſe ihre Vergeltung, ihre Hölle bereitete. Ich zweifle nicht: die ſeit zehn Jahren aus der Welt Verſchwundenen waren gefunden, und wieder rührte mich der Gedanke, welches Scharfſinns der Liebe es bedurfte, bis jener Knabe den Aufenthalt ſeiner in der Einſamkeit und hinter einem falſchen Namen verborgenen Mutter ausſpürte.

Iſt ſie noch ſchön? fragte ich, vor Tilda ſtehen bleibend, nur um etwas zu ſagen und um meine Aufregung zu verbergen.

Ich glaube nicht, erwiderte Tilda, daß ſie jemals habe ſchöner ſein können. Sie iſt ſo fein, ſo zart, ſo blaß. Das macht der beſtändige Aufenthalt im Zimmer und der Kummer. Selbſt die grauen Haare ſtehen ihr gut.

Sie iſt grau geworden?

Ach, ja! ich denke nicht gern daran, denn das erinnert mich an eine große Dummheit, die ich einmal begangen habe. Ich friſirte ſie und ſagte: Gnädige Frau, da iſt wieder ein weißes Haar. — Sie ſeufzte und ſagte: Es werden bald noch andere nachkommen. — Nun, nun, ſagte ich, um ſie zu tröſten, auf graues Haar, in Ehr'

ergraut, Jedermann mit Ehrfurcht ſchaut. — Sie ſprang auf und ſah mich an, als ob ich ſie hätte verſpotten wollen, und wurde roth und blaß nach einander. Mein Gott! ich habe nur etwas Kluges ſagen wollen, aber das Kluge iſt manchmal ſehr dumm. Iſt es nicht wahr, Herr Hauptmann?

Sehr wahr, Tilda.

Und was hier klug iſt, iſt dort dumm? Nicht wahr, Herr Hauptmann?

Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!

Herr Hauptmann, ich entdecke an ihnen eine Neigung, mich zu dutzen.

Pardon, ſagte ich entſchuldigend, das iſt ſo im Verſe.

Ja, ich verſtehe; ich weiß, im Verſe dutzt man alle Welt, ohne Smollis getrunken zu haben.

Ich merkte, daß mich meine Wirthin in die vorige Stimmung zurückbringen wollte, aus der ich durch ihre Erzählung herausgekommen war; aber das war ſchwer bei den Gefühlen und traurigen Erinnerungen, die mich jetzt erfüllten. Ich ſtand auf und erklärte ihr, daß ich mich zu Bette begeben wollte. Sie blickte mich etwas verdutzt an und nahm die Kerze, die ſie anzündete.

Liebe Frau Wirthin, ſagte ich im feierlichen Tone, Sie kennen die ganze Geſchichte der Herrſchaft, bei der Sie zwei Jahre lang im Dienſte geweſen; ich errathe dieſe Geſchichte. Was predigt dieſe Geſchichte? Gattentreue! Gattentreue!

Ha, ha, ha! — lachte Tilda — dieſe Moral aus dem Munde eines Herrn vom Militär! Das iſt curios, das iſt mir noch nicht vorgekommen, das iſt noch nicht erlebt worden! Und mit Gelächter ging ſie mir leuchtend in die Schlafſtube voran.

Am andern Morgen wollte mir Tilda die ganze Geſchichte des Ehepaares aus dem einſamen Hauſe erzählen; ich könnte, meinte ſie, ihr ja mein Ehrenwort als Officier geben, daß ich die Geſchichte nicht weiter erzählen wolle, da ſei es, als ob ſie geſchwiegen hätte. Ich aber dankte für den guten Willen, um bei ſchöner Morgenbeleuchtung die Gegend zu beſehen, denn geſtern hatte ich eigentlich meine Pflicht verſäumt. Die Hügel hinter dem Notting'ſchen Hauſe mußten einen guten Ueberblick gewähren, und ich wandte mich ihnen zu, nicht ohne einen großen Umweg zu machen, da ich dem Hauſe und einer möglichen Begegnung ausweichen wollte. Als ich aber eben durch eine kleine, mit Geſträuch erfüllte Schlucht die Höhe hinaufſteigen wollte und um einen Vorſprung des Gebüſches bog, ſprang ein Mann, der auf dem harten Boden gelagert war, auf und ſtarrte mir ins Geſicht. — „Lindblatt!" rief er erſchrocken. — Suckow, murmelte ich verlegen und ſah zu Boden, während er die Hand zurückzog, die er mir inſtinctmäßig entgegengeſtreckt hatte. Ein Strahl der Freude hatte einen Augenblick lang ſein Geſicht beleuchtet, bald aber bedeckte es wieder ein düſterer Ausdruck. Er ſah mich

mit zusammengezogenen Augenbrauen an und knöpfte, wahrscheinlich ohne zu wissen, was er that, seinen langen Ueberrock bis unter das Kinn zu. Sein Gesicht war wie versteinert, und hätte ich nicht schon gewußt, daß er der Bewohner jenes Hauses sei, ich würde ihn schwerlich so schnell erkannt haben. Noch war es die stattliche, schöne Gestalt, der Neid und das Ideal aller Port'epée-Fähnrichs und Lieutenants, aber sie schien, ebenso wie das ganze Gesicht, verknöchert. — „Versprich mir, Lindblatt, meinen Aufenthalt nicht zu verrathen!" stieß er endlich hervor. — „Ich verspreche es." — Es schien, als wollte er noch einige Worte, vielleicht Fragen an mich richten, aber er bezwang sich sichtlich, raffte sich auf, und mit einem kurzem „Lebewohl!" machte er einige große Schritte, die ihn hinter dem Gebüsche meinen Blicken entzogen.

Traurig kam ich in meine Herberge zurück, nahm Abschied von meiner liebenswürdigen Wirthin, versprach, mich auf dem Rückwege wieder bei ihr aufzuhalten, stieg zu Pferd und ritt weiter.

Es war ein sehr schöner Morgen. Ein schützender Kiefernwald nahm mich bald auf, in welchem sich Schatten und Sonnenschein, Stille und Gesause auf das melodischste vermählten. Unter andern Umständen wäre ich durch diesen Wald mit einer Opern-Arie auf den Lippen geritten; nun aber war ich melancholisch und nachdenklich. Meine Gedanken trugen mich um zehn

Jahre zurück, und ich erlebte noch einmal jenen schrecklichen Tag, der bis dahin in meinem Leben der schrecklichste gewesen.

Es war ein Maitag des Jahres 184*. Rittmeister von Reuttern hatte so eben die Wache bezogen, und wenn Rittmeister von Reuttern auf Wache war, schien die Wachtstube dem ganzen Officier-Corps der gemüthlichste und angenehmste Aufenthalt in der Residenz. Da kam Besuch auf Besuch, und jeder Officier, dem eine nähere Bekanntschaft mit dem Rittmeister das Recht dazu gab, blieb seine paar Stunden da sitzen. Man hat bemerkt, daß der Prinz an solchen Tagen gern zur Inspection kam, und man wußte, daß dies weniger der Inspection als des Rittmeisters und seiner Gesellschaft halber geschah. Fritz von Reuttern war unbestritten der beliebteste aller Officiere, und diese Beliebtheit dankte er seinen vielen wahrhaft großen Eigenschaften: seiner über alle Verdächtigung erhabenen Ehrenhaftigkeit, seiner hohen und feinen Bildung und dem großen Wohlwollen, mit dem er Jedermann entgegen kam. Obwohl von Jugend auf in der großen Welt lebend, sah er die Welt und ihr Treiben doch mit der möglichsten Arglosigkeit an, konnte er selten an das Böse glauben, und diese Unbefangenheit nahm sich an ihm desto schöner aus, je männlicher und kräftiger sich sonst sein Charakter bewährte. Diese Arglosigkeit erklärte sich dadurch, daß ihm bisher immer Alles gelungen war, daß er eine Lauf-

bahn hinter sich hatte, die nur kräftigende, nicht demüthigende Hindernisse bot, und daß man ihm von allen Seiten gern fördernd entgegen kam. Mit Einem Worte, er war wirklich glücklich. — Der Frische seiner ersten Jugend konnte das Officiersleben nichts von ihrer Reinheit und Schönheit nehmen, da sich gleich bei seinem ersten Auftreten zwischen ihm und dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen der Residenz, Fräulein Mathilde von R...., der Tochter des bekannten Generals, ein sehr intimes Verhältniß bildete, das ihn vor manchem behütete, was sonst die Blüthen der Seele abstreift. Nach drei Jahren der glücklichsten Liebe, trat er mit ihr in die glücklichste Ehe. Ihr Haus war eine Wohnung des schönsten Glücks, das durch die Geburt eines Knaben, der wie sein Vater Fritz hieß, vollendet wurde. Neben einer geliebten Frau, einem schönen Kinde sind die Freunde nur eine angenehme Zuthat im Banquet de la vie; diese fehlten, wie gesagt, auch nicht, denn der Böseste hätte den Muth nicht gehabt, diesen Haushalt zu beneiden oder zu verleumden. Ich sagte, die Freunde seien eine angenehme Zuthat; ich habe Unrecht. Das gilt von den Freunden, die man in Masse besitzt, die ich die exoterischen Freunde nennen möchte. Zum echten Glücke, wenn es ganz abgeschlossen sein soll, gehört ein exoterischer Freund, und dieser ist eine Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit: der eingeweihte Freund, der nicht in den Propyläen unseres

Glückes ſtehen bleibt, der in das Allerheiligſte unſerer Liebe, unſerer Wünſche und Hoffnungen eingeführt wird; der Zeuge und Schatzmeiſter unſeres Glückes. Oder, um mich proſaiſcher auszudrücken: der Freund, der mit uns ißt, ohne eingeladen zu ſein, der unangemeldet eintritt, der, wenn die Andern nach der Soiree fortgehen, ſich erſt recht hinſetzt und eine Cigarre raucht, vor dem man den Schmuck der Welt und die Geſellſchaftsmanieren ablegt, vor dem man gähnt, mit dem man ſchweigt, mit dem man im ſelben Augenblicke denſelben Gedanken hat. Ein ſolcher Freund des Hauſes Reuttern war der Ober-Lieutenant Graf von Suckow. Er war mit v. Reuttern aufgewachſen, er war mit ihm auf der Kriegsſchule, auf Reiſen geweſen; er war der Vertraute und Beſchützer ſeiner Liebe, und als Reuttern heirathete, war er ein Theil der Familie und der Pathe des Neugeborenen.

So waren ſchon ſieben glückliche Jahre dahingegangen, als wir an jenem Tage in der Officiersſtube der Hauptwache als Gäſte Reuttern's daſaßen. Eine Rheinweinflaſche ſtand auf dem Tiſche, und wir ſaßen umher und ſpielten Whiſt. Die Fenſter waren offen und ließen milde Frühlingsluft herein; die Vögel in den Kaſtanienbäumen vor der Wache ſangen ihre erſten Frühlingslieder. Wir waren ſehr heiter und lachten viel über den guten Beek, der ſich für einen ausgezeichneten Whiſtſpieler hielt und den alten, erfahrenen Hauptmann Spolding, ſeinen Part-

ner, mit einer empörenden Verschwendung der Trümpfe in Verzweiflung brachte.

Alle Honneurs! rief Reuttern eben, als ein Soldat die Thür öffnete und in derselben der kleine Fritz, Reuttern's Sohn, erschien.

Was Teufel, Fritze, mein Junge, was willst du hier? wie kommst du hieher? fragte Reuttern, während wir uns alle nach dem Kinde umsahen.

Der Knabe schien ängstlich zu sein und antwortete nicht.

Wer hat dich hergebracht? fragte Reuttern wieder.

Es hat mich Niemand hergebracht — ich bin allein gekommen, stotterte das Kind.

Allein? den weiten Weg? fragte Reuttern erstaunt. Komm' mal näher.

Das Kind kam heran und lehnte sich an das Knie des Vaters; jetzt erst sahen wir, daß es verweinte Augen hatte, und wie es Reuttern ansah, noch immer ängstlich, weil es ihn so allein auf der Wache aufzusuchen gewagt hatte, schluchzte es und fing aufs Neue zu weinen an.

Aber, mein Junge, was ist denn vorgegangen? Ist die Mama nicht zu Hause?

Ja, Mama ist zu Hause.

Bist du unartig gewesen?

Ich bin sehr artig gewesen, schluchzte Fritz und wischte sich die Augen mit dem Rücken der Hand.

Warum weinst du also?

Weil mich die Mama aus ihrem Zimmer gejagt hat, und dann hat mich der Onkel Suckow hinausgeſtoßen und hat mir weh gethan, weil ich nicht gleich hinausgangen bin.

Reuttern erblaßte, faßte ſich aber ſchnell wieder und lächelte. Dann ſagte er: Geſtehe es nur, Fritze, du wirſt nicht beſtraft werden — du biſt gewiß unartig geweſen, ſonſt hätte dich der Onkel Suckow nicht hinausgeſtoßen.

Nein, antwortete Fritz mit Beſtimmtheit, ich bin nicht unartig geweſen, gar nicht. Mama jagt mich immer fort, wenn der Onkel Suckow allein da iſt, und der Onkel Suckow ſtößt mich immer hinaus, wenn er in Mama's Zimmer iſt. Ich habe das nur klagen wollen, Papa, ſonſt glaubſt du, daß ich unartig bin, immer wenn du auf Wache biſt.

Reuttern wurde während dieſer Rede des Kindes blutlos im ganzen Geſichte. Er ſah uns an und ſagte: Meine Herren, ich ſehe, was Sie denken.

O, begann der Hauptmann, urtheilen Sie nicht — ein Kind . . .

Keine Worte! — befahl Reuttern und ſtand auf. Mit einer Stimme, die jede Modulation verloren hatte, und mit einem Blicke, der ins leere Nichts zu blicken ſchien, ſagte er ruhig: Herr Ober-Lieutenant von Beek, Sie übernehmen das Commando der Wache und behalten das Kind hier. Herr Hauptmann Spolding, Herr Lieutenant von Lindblatt, haben Sie die Güte, mir zu folgen.

So ſchritt er zur Wachtſtube hinaus, wir folgten ihm. Die Wache präſentirte das Gewehr; er vergaß nicht, zu ſalutiren. Strammen Schrittes ging er vor uns her; ſein Tritt hallte monoton auf dem Pflaſter wieder, monoton und in gleichem Maße. Er ging ruhig und unaufhaltſam wie das Geſchick. Ich konnte nur auf die Schritte horchen, und es war mir, als müßte ich ſie zählen, während der Lärm der Spaziergänger, der Wagen, der Ausrufer, der Geſang der Vögel auf den Dächern und in den Linden mir wie die Wellen um die Ohren des Ertrinkenden ſauſ'ten. Ich und der Hauptmann gingen mit niedergebeugtem Haupte und ſchweigend wie bei einem Begräbniß; wir hatten das Bewußtſein, daß ein Glück begraben werden ſollte. Niemals war in irgend einem Kopfe der Verdacht eines verbrecheriſchen Verhältniſſes zwiſchen Suckow und Mathilde erwacht, ſo unmöglich ſchien es, und doch, ſonderbar! hoffte ich auf dem ganzen Wege nicht einen Augenblick auf eine unſchuldige Aufklärung.

Wir ſtiegen die Treppe zur Wohnung Reuttern's hinauf. Er zog einen kleinen Schlüſſel und öffnete die Thür. Im Vorzimmer ſaß Gretchen, die Kammerjungfer.

O Gott! der Herr Rittmeiſter! rief ſie entſetzt, als ſie ihren Herrn erblickte.

Wo iſt die gnädige Frau? fragte er ruhig.

Sie — die gnädige Frau — ſie iſt ausgegangen,

ſtotterte Gretchen, indem ſie ſich unbewußt und wie abwehrend vor die Thür des Schlafzimmers ſtellte.

Du lügſt! rief Reuttern, faßte ſie und ſchob ſie mit ſolcher Gewalt bei Seite, daß ſie in den entgegengeſetzten Winkel des Vorzimmers ſtürzte und dort auf dem Boden liegen blieb.

Folgen Sie mir, meine Herren, rief uns Reuttern zu und faßte das Schloß des Schlafzimmers. Es war verſchloſſen. Oeffnet! ſchrie er, indem er mit der Fauſt an die Thüre ſchlug. In dieſem Augenblicke erſt verrieth eine Art von Wimmern, ein ſchrecklich trauriger und zugleich wuthvoller Ton, was in ihm vorging. Aus dem Innern der Schlafſtube aber drang ein Schrei des Schreckens.

Reuttern faßte die Klinke, riß, und die Thür flog auf, und die Klinke blieb in ſeiner Hand. Er trat in die Schlafſtube, wir blieben auf der Schwelle ſtehen.

Es iſt an der Scene, die wir von der Schwelle aus ſahen, nicht viel zu beſchreiben. Es ging nicht viel vor, es wurden keine Worte gewechſelt: es war kein Drama, es war ein ſtarres, ſteinernes Basrelief. Reuttern ſtand in der Mitte der Stube ſtramm und groß, als wäre er in dieſem Augenblicke um zwei Köpfe gewachſen, und ſah mit gläſernen Augen Suckow an, der gebrochen und mit hängendem Kopfe an der Wand lehnte. Gleich bei ſeinem Eintritt war Mathilde mit dem Rufe: Fritz! Fritz! vor Reuttern's Füße hingeſunken, die ſie nun ſchweigend

umſchlang. Sonſt war ſie wie ein Knäuel zuſammen gerollt, das Geſicht von den herabfallenden Haaren bedeckt und nicht daran denkend, das Kleid, das von der Schulter herabfiel, zuſammen zu halten. Reuttern ſchien ſie gar nicht zu bemerken; er ſtarrte nur Suckow an, und dieſer war von dem Blicke wie an die Wand feſtgenagelt.

So vergingen einige Minuten, vielleicht nur eine einzige Minute, aber es ſchien uns eine Ewigkeit, bis Reuttern tief aufathmete und immer mit derſelben tonloſen Stimme ſagte: Folgen Sie mir, meine Herren, komm, Suckow!

Er trat aus den umſchlingenden Armen Mathildens mit einer Bewegung heraus, als ob er irgend einen todten, hindernden Gegenſtand gleichgültig von den Füßen ſchüttelte, ohne auch nur auf den Boden zu ſehen, auf den Mathilde mit ſchwerer Stirn hinfiel. Er ging in den Salon; Suckow taumelte ihm nach; wir folgten.

Reuttern nahm eine kleine Mahagonikiſte, die auf einem Schranke ſtand, ſtellte ſie auf den Tiſch, öffnete ſie, nahm zwei Piſtolen heraus und lud eine derſelben. Er that das alles mit einer außerordentlichen Ruhe und Sicherheit, aber mit einer Gemeſſenheit der Bewegungen, als wäre er ein Automat. Es war unheimlich anzuſehen, und weder ich, noch der Hauptmann hatte den Muth, eine Frage oder irgend eine Bemerkung an ihn zu richten. Es wäre auch allem Anſcheine nach ſehr

überflüſſig geweſen, denn in Reuttern ſchien der ganze Plan ſeiner Handlungsweiſe von Anfang an fix und fertig und unveränderlich feſt zu ſtehen. Als er die Piſtole geladen hatte, belebte ſich das Geſicht Suckow's; er machte von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt ſtand, einen Schritt vorwärts und ſagte: Ich bin bereit.

So iſt es nicht gemeint, erwiderte Reuttern und holte von einem kleinen Tiſchchen in der Ecke Papier und Dintenfaß.

Setze dich und ſchreibe, ſagte er! indem er mit ausgeſtrecktem Finger auf einen Stuhl vor dem Schreibzeuge deutete.

Was ſoll ich ſchreiben? fragte Suckow.

Setze dich und ſchreibe! wiederholte Reuttern.

Suckow ſetzte ſich und nahm die Feder. Reuttern ſtellte ſich vor ihn hin, ſtemmte beide Hände auf den Tiſch und dictirte:

Ich, Heinrich Graf von Suckow, verpflichte mich hiermit vor Zeugen . . .

Vor Zeugen, wiederholte Suckow und fragte: Wozu verpflichte ich mich?

Schreibe! ſagte Reuttern und dictirte weiter: Frau Mathilde von Reuttern, geb. v. R., ſobald ſie von ihrem Manne, dem Rittmeiſter Friedrich von Reuttern geſchieden ſein wird . . .

Geſchieden! rief Suckow, und ließ die Feder fallen.

Schreibe weiter! rief Reuttern, und Suckow nahm

mechaniſch die Feder in die Hand — geſchieden ſein wird, nahm Reuttern wieder auf — haſt du: geſchieden ſein wird? zu heirathen.

Suckow fuhr zuſammen. Er warf die Feder hin und ſprang vom Sitze auf.

Schreibe: zu heirathen! wiederholte Reuttern.

Ich laſſe mir nichts vorſchreiben! — ich heirathe ſie nicht! rief Suckow.

Reuttern nahm jetzt die Piſtole in die Hand, ſpannte den Hahn und richtete ſie auf Suckow.

Schreibe: zu heirathen, oder ich ſchieße, ſagte Reuttern im aller ruhigſten Tone.

Suckow blickte ihm ins Auge, dann in die Mündung der Piſtole; und immer dahin blickend, ließ er ſich langſam auf den Sitz fallen, während ihm eben ſo langſam die Piſtole folgte. Er ergriff die Feder, und nachdem er einen großen Seufzer ausgeſtoßen, ſchrieb er raſch: zu heirathen.

So, da iſt es, ſagte Reuttern; jetzt, meine Herren, fügte er, zu uns gewandt, hinzu, haben Sie die Güte und unterzeichnen Sie, als erbetene Zeugen.

Wir nahmen die Feder und ſetzten unſere Namen hin. Suckow wollte ſich erheben.

Bleibe, ſagte Reuttern, wir ſind noch nicht fertig. Nimm die Feder und ſchreibe auf dieſes Papier.

Was ſoll ich noch ſchreiben?

Schreibe! Du ſchreibſt an den Inhaber unſeres Regimentes.

Suckow ſprang wieder vom Stuhle auf. Es iſt genug dictirt! rief er.

Du ſetzeſt dich hin und ſchreibſt, oder ich ſchieße dich hier über den Haufen.

Suckow ſetzte ſich; Reuttern dictirte:

Eure Königliche Hoheit!

Hoheit . . .

Ich bitte, um meine Entlaſſung.

Oh! ſtöhnte Suckow.

Ich — bin — nicht mehr würdig, in der Armee — Seiner Majeſtät zu dienen . . .

Suckow ließ den Kopf in die Hände fallen. Reuttern beugte ſich über den Tiſch und fragte: Haſt du? — nicht mehr würdig — zu dienen — ja, da ſteht's. Weiter.

Was denn noch? ſchrie Suckow und ſtarrte ſeinen ehemaligen Freund mit aufgeriſſenen Augen an.

Die Motivirung, ſagte Reuttern; ſchreibe: denn ich bin ein Schurke.

Ah! ſchrie Suckow und fuhr von ſeinem Sitze auf und vom Tiſche fort: Niemals!

Schreibe! wiederholte Reuttern und ſtreckte die Piſtole hervor.

Schieße, ſagte Suckow, ich ſchreibe nicht.

Ich werde ſchießen, mein Ehrenwort darauf. Ich

zähle: Eins, Zwei, Drei! Wenn du bei Drei nicht geſchrieben haſt: denn ich bin ein Schurke, biſt du des Todes. Das ſchwöre ich. Jetzt ſchreibe: Eins!

Suckow ſtand mit verſchränkten Armen.

Zwei!

Suckow ließ die Arme ſinken und ſah Reuttern ins Geſicht. Er lispelte etwas, aber er ſchien die Stimme verloren zu haben, denn wir verſtanden nicht, was er lispelte. Als ſtände er auf einer Schraube, drehte er ſich dem Tiſche und dem Papiere zu und näherte ſich, ohne eigentlich einen Schritt zu machen. Reuttern's Auge bohrte ſich in das ſeinige, und es war, als folgte er einer magnetiſchen Macht, da er ſich langſam wieder an den Tiſch ſetzte und langſam die Hand bewegte, um die Feder zu ergreifen. Reuttern's Blick und die Piſtole folgten ihm unabwendbar. Es war traumhaft anzuſehen. Reuttern bewegte die Lippe, da waren die Worte wie vom Blitze hingeſchrieben. Reuttern erwachte aus ſeiner Starrheit und fiel mit beiden Händen über das Papier her. Da ſteht's, da ſteht's! rief er in wilder Freude und ſtarrte das Papier an. Aber den Namen muß ich noch haben, den Namen! Unterſchreibe, Suckow, mein theurer Freund!

Suckow, der noch die Feder in der Hand hielt und wie bewußtlos vor ſich hinſah, ſchrieb wie ein Nachtwandler ſeinen Namen an die Stelle, auf die Reuttern's Finger deutete. Dann fiel er, oder vielmehr er warf

ſich vom Stuhle und blieb ausgeſtreckt unter dem Tiſche liegen.

So, ſagte Reuttern, das iſt abgemacht. Die Adreſſe an Seine Königliche Hoheit kann ich ſelbſt ſchreiben und die Eingabe beſorgen. Dies bleibt mir, fügte er hinzu, indem er das erſte Schriftſtück faltete und in die Bruſttaſche ſteckte. Dann legte er die Piſtolen wieder in die Kiſte, ſchloß dieſe und ſtellte ſie auf ihren vorigen Platz.

Wir haben hier nichts mehr zu thun, meine Herren; ich muß auf die Wache.

Er ſetzte den Helm auf und ging mit uns zur Thür hinaus. Im Vorzimmer ſaß die Kammerjungfer und drückte ſich, als wir eintraten, in einen Winkel. Reuttern blieb vor ihr ſtehen und ſagte: Packe die Sachen der gnädigen Frau ein; ſie verläßt ſogleich mein Haus. Sorge dafür, daß Alles ſo ſchnell als möglich geſchehe und daß ich die Wohnung leer finde wenn ich abgelöſ't werde.

III.

Zwei schlaflose Nächte.

Alfred Berg erzählt:

Meine Jugend verfloß in heiterer Armuth. Da ich gegen seinen Willen studirte, schnitt mir mein Vater die Zufuhr ab; aber ich lebte in der Zukunft und kümmerte mich wenig darum, daß ich in der Gegenwart nicht zu leben hatte. Achtzehn Jahre alt, als ich die Universität der Provinz-Hauptstadt bezog, gab ich mich für einen gesetzten Mann von einundzwanzig Jahren aus; band einen steifen Vatermörder um, kürzte meine langen Haare, zwang die widerspenstigen durch allerlei Mittel, so fromm und bescheiden als möglich sich an meine Schläfe anzuschmiegen, und präsentirte mich so in einem reichen Banquierhause, wo eben eine Hofmeisterstelle zu verge-

ben war. Ich wurde von einem Freunde des Hauſes empfohlen, man ließ ſich durch mein ſolides Auftreten täuſchen, und beim zweiten Beſuche wurde der Handel geſchloſſen. Ich ſollte drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, in den Stunden, die mir die Collegien frei ließen, unterrichten und dafür im Hauſe des Herrn Kiſtner mit Koſt und Wohnung, Licht und Wäſche und noch dazu mit zwölf vollen Conventions-Gulden bezahlt werden. Ich fühlte mich ſehr reich und glücklich, um ſo glücklicher, als mir der Charakter der Eltern und der Kinder wie des ganzen Hausweſens behagte und als man mir den bald aufgedeckten Betrug als eine fromme Lüge verzieh. Das Hausweſen war ein ſchönes Gemiſch von moderner Eleganz und altem, gemüthlichem Patriarchenthum, ſowohl was die Lebensweiſe und die Einrichtung als die Bildung und den Charakter der Familie betraf. Herr Kiſtner war ein aufgeklärter, geiſtvoller und zugleich gutherziger, reicher Mann; Frau Kiſtner eine überaus thätige Hausfrau, die bereits ſieben Kinder in die Welt geſetzt hatte und die große Wirthſchaft mit einigem Despotismus, aber gut und zweckmäßig leitete. Da ich meiner Kindheit ſelbſt noch ſo ſehr nahe ſtand, erinnerte ich mich lebhaft aller Vorgänge in kindlichem Herzen, aller kindlichen Wünſche und Anſchauungen; demgemäß behandelte ich nicht nur die mir anvertrauten Schüler, ſondern auch die anderen kleineren Kinder und galt ſo bald für einen trefflichen Pädagogen, und wenige

Wochen nach meinem Einzuge war ich wie ein Glied der Familie. In meiner etwas dunkeln Stube wurde es mir immer heimlicher, und es kam bald dazu, daß ich mich von den schönsten Vorträgen im Collegium nach Hause und zu meinen lieben Kindern zurücksehnte. Mein Junge, der kleine Paul, hing sehr an mir und ergötzte mich mit den Studenten-Manieren, die er meinen Freunden ablauschte. Nur sein schlechtes Gedächtniß brachte mich manchmal aus der Fassung und sein träumerisches Wesen, das sich immer am liebsten mit dem Ernsten beschäftigte, während er das Nächste vernachlässigte. Aber wenn ich gegen ihn auffuhr, stand seine älteste Schwester Lotti, ein liebes Kind von zwölf Jahren, wie ein Schutzengel neben ihm. Sie sah mich mit ihren großen, braunen, sanftglühenden Augen bittend an, und ich mußte mich brummend abwenden, um ihr nicht zu verrathen, welche Gewalt diese holden Augen auf mich ausübten. Sie waren so voll Güte und Unschuld, daß man sie nicht ohne Rührung hätte betrachten können, wenn nicht zugleich der liebenswürdigste und geistreichste Schalk daraus hervorgeblickt hätte. Lotti war eine Art Mignon, aber eine glückliche Mignon. Ich habe damals den Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde gelesen und konnte mir das Kind Bettina nicht anders vorstellen, als mit dem braunen Gesichte, den dicken schwarzen Locken, der hoch und etwas mager aufgeschossenen Gestalt unserer Lotti. Sie hatte einen sehr gesunden Verstand, einen sehr

raſchen Geiſt, aber ſie ſchien deſſen nicht zu bedürfen, denn inſtinctmäßig errieth ſie Menſchen, Dinge und Verhältniſſe, ohne daß ihre Unbefangenheit darunter gelitten hätte. Wie oft überraſchte ich mich, daß ich mit ihr wie mit einem Candidaten der Philoſophie ſprach und daß ſie mir ruhig und verſtändnißvoll zuhörte, als wäre meine Rede ihr gegenüber am Platze — und wenn ſie dann auf der Terraſſe oder im Garten ein Kind mit Kindern umherſprang und alle möglichen Thorheiten beging und ſagte, glaubte ich nicht mehr, daß man ſo mit ihr ſprechen konnte, wie ich es einige Minuten vorher doch ſelbſt gethan hatte. Sie merkte bald, daß ſie aus mir machen konnte, was ſie wollte; aber ſie mißbrauchte dieſe Macht nur zum Beſten ihres Bruders oder ihrer höchſt leichtſinnigen Schweſter Mathilde, die ſie auf faſt komiſche Weiſe bemutterte; ſonſt war ihr, die das Bedürfniß hatte, Jedermann zu befriedigen, meine Zufriedenheit mit ihr lieber als ihre eigene Freiheit. Ja, die Freiheit war vielleicht das geringſte ihrer Seelenbedürfniſſe; ſie wollte geführt, geleitet, regiert ſein; es that ihr wohl, zu gehorchen, weil ſie ſich dadurch in Abhängigkeit fühlte und dem Befehlenden eine Freude machte. Sie hatte ſehr wenig Talent für Muſik, aber Stunden lang ſaß ſie am Clavier und plagte ſich ab, ohne je zu murren, weil der Vater die Muſik liebte und aus ihr eine Muſikerin machen wollte. Wie oft rührte es mich, wenn ich ſie durch zwei Thüren hörte, wie ſie

im Salon unermüdlich drauf los hämmerte! Noch heute kann ich kein fernes Clavier hören, besonders wenn ein Schüler übt, ohne augenblicklich an Lotti, an den Salon, an das Vorzimmer und an meine Stube zu denken.

Neben den zwei anderen Kindern erschien sie mir wie eine erwachsene Person, die man nicht als Schülerin behandeln dürfe, und um für jene mehr Zeit zu gewinnen, legte ich ihr oft ein Buch hin und sagte: Lesen Sie, Lotti! oder auch: Machen Sie, was Sie wollen! Damit aber war ihr nicht gedient. Eine solche Behandlung kränkte sie. Sie erröthete, wie beleidigt, und schwieg; oder sie stand auf, stellte sich neben mich und strich mir die Haare und schmeichelte mir, als ob sie mich hätte versöhnen wollen. Mit der kindlichsten Unbefangenheit legte sie den einen Arm um meinen Hals, während mich die andere Hand am Kinn faßte und mein Gesicht ihrem fragenden, lächelnden Gesichte zuwandte. Sie wollte, daß man sie unterrichte, daß man ihr Aufgaben auferlege, daß man sie als eine Unterthänige behandle; hätte man sie von Zeit zu Zeit bestraft, es hätte ihr eine innere Freude gemacht. Wenn sie mir so schmeichelte und meine Aufmerksamkeit erzwang, wurde mir oft sehr schwül zu Muthe. Um ihre Unschuld nicht zu stören, mußte ich sie gewähren lassen, oder ich mußte mich bezwingen und ihr dieses Wesen mit Brummen und Unfreundlichkeit zu verweisen.

Lotti war mir der liebste Umgang im Hause; ich

beneidete die Gouvernante, eine ungebildete, ſogar etwas rohe Franzöſin, um ihre Geſellſchaft, deren ſie ſich den größten Theil des Tages erfreuen konnte und deren Werth ſie ſo wenig zu ſchätzen wußte. Die Franzöſin hätte das Haus längſt verlaſſen müſſen, wenn Lotti nicht auch ſie in ihren Schutz genommen hätte. Sie erröthete zwar oft, wenn die Franzöſin ihre Unwiſſenheit verrieth oder plattes, abgeſchmacktes Zeug ſagte, aber ſie that, als ob ſie ſie liebte, und aus Rückſicht für Lotti behielt man ſie im Hauſe. Lotti that noch mehr für ihre Gouvernante, der ſie auf dieſe Weiſe ihre Stellung rettete; ſie ſuchte ſie auf die zarteſte Art für eine ſolche Stellung geſchickt zu machen, indem ſie ſie, bewußt oder unbewußt, erzog und den Kreis ihres Wiſſens auszudehnen ſtrebte. Sie erzählte ihr auf ihren Spaziergängen das Intereſſanteſte aus der Weltgeſchichte, und zwar in einer unterhaltenden Form, wie man einem Kinde Märchen erzählt, da ſie gemerkt hatte, daß eine ernſthafte Mittheilung ſie langweilte; ſie brachte ihr die Grundbegriffe der Geographie bei und ſprach ihr von den Dichtern ihres Vaterlandes. Dies alles, während ſie ihre gehorſamſte Schülerin war und ſich wegen eines franzöſiſchen orthographiſchen Fehlers, den die Gouvernante auch nur mit dem Buche in der Hand erkannte, die härteſten Dinge ſagen ließ. Vielleicht war es ihr darum lieb, wenn ich von Zeit zu Zeit meinen und Paul's Spaziergang mit dem ihrigen vereinigte. Sie

klatschte vor Freude in die Hände, wenn ich beim Gabel-Frühstück eine solche Absicht ankündigte, und wenn ich es lange nicht gethan, erschien sie manchmal zum Ausgehen gerüstet, mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Sonnenschirm in der Hand in meiner Thür und sah mich fragend aber schweigend an. — Soll ich mit, Lotti? Auf eine solche Frage neigte sie das Köpfchen auf die rechte Schulter und lachte. Rief ich dann den kleinen Paul und nahm Hut und Stock, war sie wie ein Blitz im zweiten Stockwerk, wo sie mit der Gouvernante wohnte, und ich hörte, wie sie schon von der Treppe hinauf rief: Monsieur Berg va avec nous! — Auf solchen Spaziergängen hing sie an meinem Arm und war heiter und schweigsam. Sie hörte ernst, was ich mit der Gouvernante sprach. Zu Hause angekommen, konnte sie der Mutter Stunden lang von diesem Spaziergange erzählen und ihn ihr so schön ausmalen, daß die Mutter am Ende solcher Erzählungen regelmäßig zu sagen pflegte: Ich muß doch einmal mitgehen! ich muß doch einmal mitgehen!

Lieber waren mir die Stunden, die ich mit Lotti an schönen Sommer-Abenden in einer Ecke des Balcons verbrachte, während Paul, Mathilde und die anderen Kinder auf der Terasse spielten, die Gouvernante sich in der anderen Ecke mit dem Buchhalter unterhielt und laut lachte. Wie schöne Dinge sagte da Lotti: es waren Gedichte und Märchen. Sie bevölkerte die Sterne mit

ihren Phantaſieen und machte aus jeder Wolke ein Feenland. Einzelne Worte verriethen eine Ahnung alles Glückes und aller Schmerzen des Lebens, aller Glückſeligkeiten und Leiden, die ihr noch ein Geheimniß waren. Es war manchmal, als ob ſie ſagen wollte: Ich weiß mehr von der Welt und vom Herzen als du ahnſt. Ich ſah ſie darauf überraſcht an, und ſiehe da, ein Kind ſtand vor mir, das kindlichſte aller Kinder. Ein zukünftiges Weib hatte nur aus dem Schlafe geſprochen. Manchmal wieder erſchrack ich, wie eine beſorgte Mutter, die ihr Kind zu klug und zu gut für dieſe Welt findet; dann beruhigte das friſche, volle Leben, das aus dieſen Augen blitzte, das aus dieſen rothen Lippen, aus dieſen weißen Zähnen lachte.

Manchmal, wenn ich dieſer Abendgeſpräche halber einen Freundeskreis verließ und heimkehrte, war ich unangenehm getäuſcht. Lotti war nirgends zu finden. Sie iſt auf ihrer Stube, hieß es. Aber auch dort war ſie nicht. Endlich entdeckte ich ſie unten im Hofe in der Portiers-Wohnung. Ich belauſchte ſie durchs Fenſter; da ſaß ſie mit ernſtem, doch aufmunterndem Geſichte und gab bei einer elenden Talgkerze der achtjährigen Portiers-Tochter Unterricht. Wie oft belauſchte ich ſie ſo! Später bemerkte ich, daß neben der Talgkerze noch eine Stearinkerze brannte; die hatte Lotti, wie ſie, als der wiederholte Diebſtahl bemerkt wurde, ſelber bekannte, um einen ungerechten Verdacht niederzuſchlagen, oben

aus der Küche entwendet. Wenn die Unterrichtsstunde zu Ende war, zog sie ihr Dessert aus der Tasche, das sie bei Tische eingesteckt hatte, um ihre Schülerin zu belohnen. — Eines Abends sah mich Herr Kistner am Fenster stehen; er näherte sich und sah, was ich belauschte, und lauschte mit. Das Herz war uns beiden voll bei diesem lieblichen Schauspiel; wir drückten einander die Hände und waren seitdem viel intimere Freunde.

Sie wissen das Kind zu schätzen, lieber Berg, sagte er, das macht Sie mir werth. Wir zogen die Mutter und die Gouvernante ins Geheimniß und beschlossen, Lotti in ihrer Wirksamkeit nicht zu stören und ihre Abwesenheit während der Abendstunde nicht zu bemerken. Aber das Geheimniß wurde offenbar, als die Portiers-Tochter eines Tages im Hofe auf- und abging und französische Vocabeln auswendig lernte und endlich, am Erfolge verzweifelnd, laut zu weinen anfing und jedem, der sie nach der Ursache fragte, von ihren Lectionen bei Fräulein Lotti erzählte. Lotti wollte ihr alles beibringen, was sie selber wußte, und so war auch die französische Sprache an die Reihe gekommen. Die gute Lotti hatte nun viel zu leiden. Die Französin nannte sie eine Portiers-Gouvernante, und nun nannten sie auch die Kinder so. Aber sie ertrug es mit Lächeln und kaufte sämmtlichen Kindern den Spitznamen mit Geschenken ab. Nur der kleine vierjährige Bruder verstand nichts von der bindenden Kraft eines Vertrages und nannte sie nach

wie vor Portiers-Gouvernante, und er fuhr fort damit, da es Lotti lachen machte.

So vergingen zwei glückliche Jahre. Ich wußte nicht, wie glücklich sie waren; ich wußte nicht, wie sehr heimisch ich in dem Hause geworden. Ich war einundzwanzig Jahre alt, mein Schicksal, das Ahasverusthum fing an, sich mit Macht geltend zu machen. Ich hatte Lust, die Welt zu sehen; es zog mich in eine größere Stadt; in der Residenz wollte ich meine Studien beenden; ich setzte einen Freund an meine Stelle und verließ das Haus — mit jenem Egoismus, mit jener Härte der Jugend, die nur die Zukunft sieht und für die Gegenwart kein liebendes, ruhendes, gern verweilendes Auge hat.

Es thut mir leid, sagte Herr Kistner, aber ich begreife, daß Sie Sich umsehen wollen; leben Sie wohl. Schade, daß Sie nicht länger bei Lotti bleiben können.

Lotti sagte nichts. Mit herabhangenden Armen ließ sie sich von mir umfassen und küssen, und als ich aus der Stube trat, wandte sie sich um und sah die Noten an, die auf dem Claviere lagen.

In der Residenz angekommen, schrieb ich sogleich an meine Schüler und an Herrn und Frau Kistner, kündigte ihnen meine glückliche Ankunft an und versprach, nächstens ausführlicher zu sein — und schrieb nicht wieder. Eine neue Welt, neues Leben, neue Arbeiten faßten mich mit der ganzen Kraft der Jugend, die in mir war. Neue Eindrücke machten die alten zu halbverwischten Erin-

nerungen. Ein Tag nach dem anderen wob ſeinen dünnen Schleier vor die Vergangenheit, bis die dünnen Schleier zuſammen einen dicken Vorhang bildeten, und — wie geſagt — ich lebte in der Zukunft. Der Menſch lebt ſo lange in der Zukunft, bis er mit Einem Male in der Vergangenheit lebt. Aber dieſer Moment der plötzlichen Umkehr war mir damals noch fern, ſehr fern. Die Gegenwart beſchäftigte mich nur in ſo weit, als ſie mir die Hülfsmittel zur Erringung einer zukünftigen Freiheit liefern ſollte. Ich ſtudirte, ich promovirte, ich ſah mir die Welt und die Geſellſchaft an, ich machte Bekanntſchaften, ich warf mich in politiſche Verbindungen, ich bereiſ'te einen Theil Europa's. Das Leben in der Welt kann ermüden, aber nicht beruhigen: es kann auch Erfolge bieten, aber nicht ſättigen. Es iſt wie jene Bordeaux-Weine, die, je mehr man davon trinkt, deſto größeren Durſt wecken. Jedes Ereigniß des bewegten Lebens hat, wie die Häuſer in den großen Städten, ſeine hervorſpringenden Steine, an denen weiter gebaut werden muß. Wer ſich nicht mit einem Hofe wie in ſeiner Welt abſchließt, *muß* weiter bauen. Ich habe in meinem fünfundzwanzigſten Jahre an einen ſolchen Abſchluß noch nicht gedacht; nichts lag meinem ganzen Weſen ſo fern, wie Selbſtbegränzung, Beſchränkung. Mein bisheriges Leben betrachtete ich als Lehrjahre; die Wanderjahre ſollten mit der gewonnenen Ausrüſtung erſt recht beginnen. Ich ſtand am Anfange einer Laufbahn.

Bevor ich mich aufs Neue vom Stapel laufen ließ, mußte ich in meine Provinz und in die alte Universitäts-Stadt zurückkehren. Als ich durch das breite dunkle Thor derselben einfuhr, fiel es mir schwer aufs Herz, wie sehr ich der Familie Kistner in diesen vier Jahren fremd geworden. Im Posthofe angekommen, ließ ich meinen Koffer ins Gasthaus tragen und nicht zu Kistner's, was mir vor vier Jahren eine Unmöglichkeit geschienen haben würde. Doch war mein erster Weg in das alte befreundete Haus. Es war noch ziemlich früh; Herr Kistner war schon in seinem Comptoir: Madame war nicht angekleidet; so lief ich gleich eine Treppe höher, klopfte an Lotti's Zimmer und stürzte, ohne ein Herein abzuwarten, in den bekannten stillen Raum. Da stand eine blühende Jungfrau vor mir, und ich blieb einen Schritt weit hinter ihr stehen, und die Arme, die sich gehoben hatten, sie zu umfassen, sanken erschrocken herab. Sie aber, sobald sie mich erkannt hatte, lag an meinem Herzen und die augenblickliche Entfremdung verschwand — aber auch nur einen Augenblick. Das Kind, die ehemalige Schülerin hatte sich dem Lehrer ans Herz geworfen — sobald wir einander ansahen, standen sich der fünfundzwanzigjährige junge Mann und die Jungfrau gegenüber.

Diese Umarmung des Wiedersehens war der Abschied vom alten Verhältnisse. In dem lebhaften Gespräche, das sich nach einigen Minuten der Verlegenheit

entſpann, war es mir nicht mehr möglich, den alten Ton zu finden; ich fühlte die ganze Ueberlegenheit, die ein ſchönes, edles, achtzehnjähriges Mädchen oft gegen unſeren Willen auf uns ausübt, ſelbſt wenn wir Greiſe ſind, um wie viel mehr, wenn man in dem Mädchen alle Glücks- und Unglücksmöglichkeiten dämmern ſieht! Nur um einige ſchöne Trümmer der alten Vertraulichkeit zu retten, faßte ich manchmal mit Bewußtſein ihre Hand und nannte ſie ſchlechtweg: meine liebe Lotti. Alle die ſchönen Keime, die mir dereinſt das Kind ſo theuer und, wie ich wähnte, unvergeßlich gemacht, hatten ſich in ihrem Geiſte, wie in ihrem Gemüthe entwickelt. Der Schalk war in den Hintergrund getreten, aber ſie lachte noch ſo herzlich und kindlich wie ehemals, nur daß ſich in ihrem Lachen wie in ihrem Ernſt immer ein anmuthiges Maß kund that. Doch war mir etwas eng zu Muthe; ich brauchte Zeit, bis ich wieder das Kind in ihr entdeckte, und ich fühlte mich etwas fremd. Erſt als ſie mich in den Salon führte und ſich die ganze Familie mit alter Liebe um mich verſammelte, wurde ich wieder ganz heimiſch, und wie mir Lotti die Kinder eins nach dem anderen zuführte und die ſchüchternen aufmunterte, ſah ich wieder dieſelbe kleine Perſon, die ſchon in ſo früher Jugend die Beſchützerin und Führerin der andern machte.

Man ſah ſich nach meinem Koffer um, und da wurde ich denn mit Vorwürfen überhäuft, daß ich nicht im

Hause abgestiegen, und als ich nach einer Stunde Erzählens, Plauderns, Scherzens von Rückkehr in mein Gasthaus sprach, da hatte Lotti schon alle meine Habseligkeiten holen lassen und ich war in meiner alten Stube vollkommen eingerichtet.

Es waren einige glückliche Tage, die ich in dem Hause zubrachte. Ich fühlte mich so wohl unter dem Scepter Lotti's, denn sie war es, die jetzt die ganze Wirthschaft leitete; ihr gehorchte, ihrer milden Autorität unterwarf sich Alles, sie wurde in allen Angelegenheiten von Vater und Mutter zu Rathe gezogen. Meine liebste Beschäftigung war es, sie in ihrem Walten und Wirken zu beobachten; da mußte ich denn staunen, wie Alles so ordnungsvoll herging und ohne Lärmen, wie sie überall dabei war und immer unbeschäftigt schien, trotzdem sie neben der Wirthschaft das ganze Amt der entlassenen Gouvernante ausübte, und wie sich bei all' den Beschäftigungen schöne Schätze von Kenntnissen in ihrem Geist angesammelt hatten. Ich weckte gern das Andenken alter Zeiten, und wir setzten uns hin, wie ehemals, und nahmen ein Buch und lasen. Wir waren ungestört, denn ich hatte es mir als eine Gunst erbeten, daß die wenigen mir gegönnten Tage nur im Schooße der Familie hingehen, daß keine Fremden geladen oder empfangen werden sollten. Sobald ich mich gewisser Maßen wieder als Lehrer neben Lotti hingesetzt hatte, kehrte auch das alte ruhige Gefühl wieder, das

an der holden Schülerin ſeine Freude hatte. Jede Unruhe, jede Befangenheit ſchwand, und das Zuſammenleben wurde dadurch vielleicht nur um ſo ſchöner.

Der letzte Tag wurde zu einem gemeinſchaftlichen Spaziergange benutzt. Wir durchſtreiften einen großen Park. Lotti ging an meiner Seite, an meinem Arme und hörte mir ſchweigend zu, wie ich ihr von meinen großen Planen erzählte. Mit Einem Male verließ ſie mich, um nach den Kindern zu ſehen; ich ſchloß mich an Herrn Kiſtner an.

Wie herrlich, ſagte ich, hat ſich Ihre Lotti entwickelt!

Nicht wahr? erwiderte er; ſie iſt ein liebes Mädchen, gut, liebend, und ſie hat ſo Vieles und ſo gut gelernt. Loyal, wie ſie iſt, hat ſie die Verſprechen gehalten, die ihre Kindheit gegeben. Hübſch iſt ſie auch; finden Sie nicht?

Hübſch? rief ich — ſie iſt imponirend ſchön, und ſie wäre es, wenn ſie häßlich wäre.

Und doch — ſeufzte Herr Kiſtner und zuckte die Achſeln.

Was wollen Sie ſagen? fragte ich.

Für wen iſt ſie alles, was ſie iſt? ſagte Herr Kiſtner, bitter lächelnd — für irgend einen Börſenmann, einen Lederhändler. Mit meinen ſieben Kindern bin ich kein reicher Mann; es ſteht ihr keine große Auswahl zu Gebote — und wie die Verhältniſſe ſind — ich darf nicht daran denken.

Herr Kiſtner ſchwieg. Ich wollte antworten, als Lotti, roth im Geſichte, laufend auf mich zukam und, auf einen kleinen von hohen Buchen umgebenen Raſenplatz deutend, zu mir ſagte: Erinnern Sie Sich, Herr Berg?

Weſſen, liebe Lotti?

Ach ja, ſagte ſie, Sie haben es wohl vergeſſen. Hier auf dieſem Platze haben Sie uns die Odyſſee erzählt. Ich werde mich immer des Eindruckes erinnern. Sie legten an der Stelle, wo der Sänger von den Thaten des Odyſſeus erzählt, den Arm über die Augen, Odyſſeus nachahmend, wie er ſich mit dem Mantel verhüllt. O, ich erinnere mich ganz genau. Wir weinten alle über den Tod des treuen Hundes Argos. — Iſt es nicht ſeltſam, fügte ſie langſamer und nachdenklich hinzu, daß Sie mir ſo eben, in demſelben Parke, von Ihrer zukünftigen Odyſſee ſprachen, von allen Wanderungen, die Sie vorhaben? — Wer weiß, wann Sie von Ihrer Odyſſee zurückkommen?

Lotti hat Recht, ſagte Herr Kiſtner; es iſt mir auch ſo, als gingen Sie auf die hohe See, als wären Sie beſtimmt, von den Wellen des Lebens lange, lange umhergeſchaukelt und an verſchiedene Küſten geworfen zu werden.

Nicht wahr, Papa? murmelte Lotti vor ſich hin. Es war, als hätte ſie nur denken wollen, was ſie unwillkürlich ausſprach.

Schweigſamer, als wir ausgezogen waren, kehrten wir des Abends zurück. Lotti hatte mich um die Erlaubniß gebeten, ihre Freundinnen einzuladen, um ſie mit mir bekannt zu machen. Wir fanden ſie ſchon im Hauſe verſammelt, und ich konnte bald bemerken, wie Lotti, ohne es zu wollen, in ihrer Mitte eine hervorragende Rolle ſpielte. Sie richteten ſich nach ihr, ſie nahmen ihre Freundſchafts-Bezeugungen mit Dankbarkeit und Stolz entgegen, ſie wußte mir von jeder etwas Gutes und Schönes zu ſagen und freute ſich, wie im Laufe des Abends eine ſchnelle Vertrautheit zwiſchen uns ſich entwickelte. Später ſervirte ſie den Thee und machte die liebenswürdige Hausfrau.

Als die Freundinnen gingen und Lotti ſie auf die Treppe begleitete, blieb ich mit Frau Kiſtner allein im Salon. Ich ſetzte mich zu ihr aufs Sopha und ſagte ſcherzend: Frau Kiſtner, jetzt gehe ich in die Welt und mache mein Glück; ſobald ich eine Million habe, komme ich zurück und hole mir Ihre Lotti.

Sie können auch etwas früher kommen, lieber Berg, erwiederte Frau Kiſtner, ebenfalls ſcherzend.

Drei Tage darauf zog ich mit einem Manuſcripte im Koffer in Leipzig ein; nach wenigen Wochen hatte ſich das Manuſcript in ein Buch verwandelt, und das Buch hatte Erfolg. Man ſprach von mir in den Zeitungen, aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands bekam ich ſchmeichelhafte Briefe von Unbekannten; man kam mir

überall entgegen. Zeitschriften und Buchhändler warben um mich; in der Gesellschaft wurde ich mit Auszeichnung behandelt. Es kam mir vor, als hätte ich in Allem und Jedem die Wahl, und ich schien mir ein gemachter Mann. Ich wollte mich an der Universität habilitiren und glaubte hoffen zu dürfen, daß sich mit Hülfe meines Namens und fleißiger Arbeit die unfruchtbare Stellung eines Privat-Docenten leicht in eine fruchtbringende und ehrenvolle verwandeln werde.

Bei allen Zeichen meines Erfolges, bei allen Hoffnungen, die er weckte, dachte ich an Lotti und daß ich mir sie holen dürfe, noch bevor ich Millionär geworden. Darum hatten meine Gedanken, ganz gegen meine Natur, die mich immer hinaustrieb in das bewegte Leben, eine so solide Richtung genommen; ein stilles arbeitsames Leben an ihrer Seite schien mir das Wünschenswertheste, und das Bild eines solchen Lebens war in meinem Herzen fertig und begleitete mich durch alle Windungen und Wandlungen, in die ich in Folge meiner neuen Stellung gerieth. Eines Tages setzte ich mich hin und verfaßte einen langen, an meinen Vater gerichteten Brief, in welchem ich ihm die Geschichte meiner letzten Monate aufs ausführlichste aus einander setzte. In einem P. S. fragte ich ihn, was er für mich zu thun gesonnen, im Falle ich mich verheirathete; denn, fügte ich hinzu, ich bin fest entschlossen, mich so bald als möglich mit einem überaus liebenswürdigen und ausgezeichneten Mädchen

zu verheirathen. Nächſtens mehr, lieber Vater, wenn ich nur erſt eine Antwort auf meine Frage erhalten habe. —

Mein Vater ließ mich lange auf dieſe Antwort warten; ſie hätte nach acht Tagen da ſein können; ſie traf erſt nach einigen Wochen ein. Er ſprach auf mehreren Seiten eben ſo ausführlich von ſeinen Angelegenheiten, wie ich von den meinigen geſprochen hatte; auf meine beabſichtigte Heirath kam er ebenfalls erſt in der Nachſchrift. Da hieß es: Was deine Heirath betrifft, ſo bin ich Folgendes zu thun geſonnen: Ich will mit meinem Freunde, dem Doctor Riegler, ſprechen und ihn bitten, zwei gute Stuben für dich und deine zukünftige Frau bereit zu halten. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich ihm die Umſtände näher aus einander ſetze, er mir meine Bitte gewähren werde.

Das war ein fürchterlich abkühlendes Sturzbad. Doctor Riegler iſt der Director des Narrenhauſes in unſerer Gegend. — Ich war empört über dieſe Antwort und — fand ſie bald gerechtfertigt. Ich hatte indeſſen einſehen gelernt, daß es Jahre bedurfte, bis ich mir eine Stellung machte, wie ich ſie noch vor Kurzem vom Himmel fallen ſah. Dazu kamen in Folge des Buches, in welchem manche den Regierungen unangenehme Grundſätze ausgeſprochen waren, allerlei Beunruhigungen von Seiten der Behörden, und ich ſagte mir: es wäre Verbrechen, das Schickſal eines geliebten Weſens, das für

das heimlichste Glück des Hauses geschaffen ist, an eine auf bewegten Wellen schwimmende Existenz zu knüpfen. Ich stellte das Bild Lotti's mit dem Gesichte gegen die Wand und überließ mich dem Rausche, den ich aus den schmächtigen Blüthen meines Erfolges sog, als wäre es unsterblicher Ruhm. Ich lebte, ich trieb mich umher und begegnete — einer ganz kleinen, zarten, blassen, magern, aber reizenden Polin.

Wissen Sie, meine Freunde, was das ist, eine Polin? — Eine Polin ist eine verführerische Creatur, die mit ihren kleinen Füßchen sehr gern auf einem Männerherzen herumtrampelt, die es im Spiele her und hin, herauf und hinunter wirft, wie einen Federball, die es lächelnd mit Stecknadeln durchbohrt und sich in die Hände klatschend an seinen Zuckungen ergötzt. Nun aber ist die Liebe des Mannes und alles, was man so nennt, wie jene Gräser, die immer höher aufwachsen, je mehr man sie tritt. Der Stolz des Mannes empört sich zwar gegen dieses Getretenwerden, aber seine Eitelkeit ist mächtiger; er will ausharren, bis er gesiegt hat, und Gefühl, Wille, Phantasie verstricken sich mehr und mehr. Es entsteht ein Kampf zwischen seinen besseren und seinen kleinlichen Gefühlen, der aufreibend und entwürdigend ist. Diese Liebe regt nicht den Grund des Herzens auf, wie die wahre und wirkliche, aber sie bewegt und erschüttert es an allen seinen Oberflächen; sie ist nicht so tief, aber sie ist heftiger. Sie hat wüste

Momente, und wüst und müde geht man aus ihr hervor und um einen großen Theil des Jugend-Capitals ärmer. Die wirkliche Liebe macht stätig, ruhig, arbeitsam; sie richtet den Blick schön sorgend auf die Zukunft; diese Leidenschaft, diese Liebe zu einer Coquette beunruhigt fortwährend und bannt in die engen Schranken des Momentes, wie in ein Netz, in dem man zappelt, gleich einem Fische. Tritt man aus der Epoche einer edlen Liebe, so ist es, als hätte man ein schönes Land durchwandert; man blickt gern und lächelnd zurück und bewahrt die Erinnerungen als schöne Errungenschaften. Nach der Liebe zu einer Coquette ist es, als träte man aus einer Wildniß voll Gestrüpp in eine Wüste. Eine Wüste ist der Kopf, eine Brandstätte das Herz.

Ich sage nur so viel von einer Episode, die mich definitiv allen Heiraths-Gedanken entriß und das schöne, ruhige Bild Lotti's mit Spinngewebe überschleierte. Glücklicher Weise zwangen mich jene angedeuteten politischen Verfolgungen zur Flucht, und so entkam ich auch jener gefährlicheren Gewalt der reizenden Polin. Ich durchzog Deutschland und andere Länder und ruhte endlich in Paris aus.

Der Divan Lepelletier, ein Kaffeehaus, war damals der Ort, wo die Fremden, die etwas vom geistigen Leben der französischen Hauptstadt kennen lernen wollten, sich gern versammelten. Dort sah man manche Größen der Kunst, Literatur und der politischen Welt und man hörte

ihre lauten Gespräche, die durch keine polzeiliche Späherei beschränkt waren. Dort saß ich eines Abends, als mich zu meiner freudigsten Ueberraschung Herr Gerbert, der Musiklehrer Lotti's, anredete. Er war soeben nach Paris gekommen, in der Absicht, sich von hier aus einen Namen zu machen und dann eine Kunstreise zu unternehmen, oder auch, je nach Umständen, sich in Paris festzusetzen. Bei seinem Anblicke fühlte ich mich mit Einem Male wieder in die Atmosphäre des Kistner'schen Hauses versetzt; die ganze alte Zeit lebte in mir auf; es war mir, als hörte ich Burgmüller's Melodieen, von Lotti gespielt, aus dem Salon, durch das Vorzimmer in meine dunkle Stube dringen. Ich zog Herrn Gerbert in einen Winkel, wir setzten uns hin und begannen zu plaudern. Trotz ihren geringen musikalischen Talenten, war Lotti doch immer eine seiner liebsten Schülerinnen gewesen, und so kam das Gespräch natürlich auch bald auf sie.

Sie wissen? — sagte er — sie ist Braut!

Braut? — rief ich — mit wem? — mit einem Lederhändler?

Nein, erwiderte Herr Gerbert, mit einem Zucker-Fabrikanten.

Was ist er sonst? und wie ist er?

Ich weiß nicht viel von ihm — aber es soll ein braver, liebenswürdiger und gebildeter Mensch sein.

Desto besser.

Der Musiklehrer sprach mir darauf, nach Art aller

Neuangekommenen, viel über die Vorzüge und Fehler von Paris und gestattete mir, schweigsam zu sein. Dann führte ich ihn noch einige Male auf den Boulevards auf und ab und ging nach Hause.

Ich hatte die Nachricht von Lotti's Verlobung ziemlich ruhig, ja, sehr ruhig, nur mit Ueberraschung wegen der Neuheit und mit freundlicher Theilnahme aufgenommen; aber der Gedanke, daß nun Lotti Braut sei, verließ mich nicht mehr; er bohrte sich immer tiefer in mein Herz, und als ich mich auf meiner Stube allein fand, gehörte ich ihm ganz. Das ganze Gefühl für Lotti, welches ich bei unserem Abschied mitgenommen und das durch das bewegte, vielgestaltige Leben der letzten zwei Jahre so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, trat wieder hervor; mein ganzes inneres Wesen, das seit der verzehrenden Leidenschaft für die Polin brach zu liegen schien, wurde wieder lebendig; alte, begrabene Keime regten sich wieder, als ob sie aus dem verbrannten Boden hervorsprießen wollten. Ich erinnerte mich jedes Wortes, jedes Erlebnisses mit Lotti, jedes ihrer Blicke, jeder Bewegung, und ihre Schönheit wie ihre seelischen Vorzüge standen klar vor mir. Ich verglich sie mit der Polin und konnte nicht begreifen, wie ich sie über diese einen Augenblick vergessen mochte, und verurtheilte das ganze männliche Geschlecht, das sich lieber berauschen, betäuben, als von echten Vorzügen echt beglücken läßt.

Nachdem ich lange in der Stube auf und ab ge-

gangen, warf ich mich unmuthig ins Bett. Da wurde ich für Lotti's Zukunft besorgt. Hat sie einen Mann gefunden, der sie zu würdigen versteht? Nein! ich konnte es nicht glauben, trotz dem Lobe, das ihm Herr Gerbert gespendet, ohne daß ich die Ursache meines Unglaubens entdeckt hätte. Mit Einem Male bildete ich mir ein, daß ich allein dazu ausersehen war, Lotti glücklich zu machen, und während ich mir Vorwürfe machte, diese schöne Bestimmung verfehlt zu haben, malte ich mir zugleich ein glückliches Bild nach dem andern aus, und während ich eine Art von stachelnden Gewissensbissen fühlte, schwelgte ich zugleich in den Phantasieen eines unerschöpflichen häuslichen Glückes. Ich warf mich hin und her; meine Pulse pochten; ich lag im Fieber. — Thorheit! sagte ich mir, sollte man nicht meinen, daß du sie geliebt hast? Niemals! Du hattest eine aufrichtige, tiefe Freundschaft für sie; als du sie zu heirathen beabsichtigtest, wolltest du eine sehr verständige, zweckmäßige Heirath machen, weil du dir sagtest, daß Lotti eine treffliche Hausfrau gäbe. Das ist Alles! Es ist unerlaubt, sich von seiner Phantasie in eine solche Unruhe fortreißen zu lassen.

So raisonnirend wurde ich etwas ruhiger, und da ich aus Erfahrung wußte, daß ich alle Aufregungen am besten mit der Feder in der Hand beschwichtigte, sprang ich auf und setzte mich spät nach Mitternacht an den

Tiſch, um, wie es Pflicht und ſchicklich war, an Herrn Kiſtner und an Lotti Gratulationsbriefe zu ſchreiben.

Lange ſaß ich da vor den Papieren und wußte nicht, an wen ich zuerſt ſchreiben ſollte, ob an den Vater oder an die Tochter. Ich entſchloß mich zu Letzterem, als der Hauptſache; iſt dieſe abgemacht, werde ich wohl ruhiger ſein. Aber wie ſie anſprechen, wie überhaupt zu ihr reden? Ich fühlte, daß ich den Ton für ſie verloren hatte, und kam mir plötzlich ihr gegenüber ſchrecklich fremd vor. Ich wollte mir über Ton und Inhalt erſt klar werden; ich zündete eine Cigarre an und öffnete das Fenſter und ſah hinaus. Beim Anblick der Sterne dachte ich an jene längſt vergangenen Abendſtunden auf dem Balcone. Das liebe Kind ſtand wieder neben mir — ich hatte Angſt, weich zu werden. Da fiel mein Blick auf eine ſonderbare Scene. Mir gegenüber in einem anſtoßenden Hofe wohnte eine ganze Seiltänzer-Familie. Der Vater und zwei Knaben waren eben von einer nächtlichen Vorſtellung in einem Kaffeehauſe, oder aus den Elyſäiſchen Feldern heimgekehrt und hatten noch die bunte Gauklertracht an. Der Vater nahm ein kleines Kind, das bei ſeinem Eintritte erwacht war, aus dem Bette, lief damit in der Stube auf und ab, und wiegte und ſchaukelte es. Da es nicht wieder einſchlafen wollte, ſtreckte er ſich auf den Boden und ſcherzte und ſpielte mit ihm, während die Mutter an dem Heerd ſtand und das Spätmahl für die Heimgekehrten bereitete. Die

beiden Knaben halfen ihr dabei und schienen ihr zu erzählen; dann wurde der Inhalt des Kessels über dem Herde in eine große Schüssel geschüttet und die ganze Familie setzte sich um den Tisch und genoß plaudernd und lachend. Diese Gaukler schienen ein sehr glückliches, liebendes Leben zu führen. Anfangs hatte mich das Schauspiel etwas zerstreut, bald aber führte es mich auf den Gedanken zurück, der mein ganzes Sein in dieser Nacht beherrschte. — Häusliches Glück! Häusliches Glück! murmelte ich, und neue Bilder fing ich an zu malen. Ich schloß das Fenster und begann zu schreiben; aber ich schrieb mich wieder in die Unruhe hinein, in die ich mich vorhin hineingedacht hatte. Ungeduldig und müde, mich länger zu beobachten und zu überwachen, ließ ich meinen Gedanken und meiner Feder freien Lauf — und als ich das Geschriebene überlas, entsetzte ich mich vor der Leidenschaft, die aus jeder Zeile sprach. Ich zerriß den Brief und fing einen andern an; wie ich die Feder hielt, hatte ich das Gefühl, als ob ich ein wildes Pferd bändigend am Zügel hielte. Ich beobachtete mich, ich dictirte mir laut und langsam jedes Wort — da war es ein steifes, kaltes, verlegenes Gratulationsschreiben. Was würde Lotti denken, wenn sie Solches von mir läse! Auch dieser Brief wurde zerrissen und ein dritter und ein vierter. Das Schreiben hatte das Fieber zurückgebracht, ich schüttelte mich und warf mich auf das Bett — ich ließ die Zügel meines Selbst fallen und die Ge-

danken ihren wilden Gang gehen. Ach, wie sie ausgriffen nach rechts und links — nach vorwärts und rückwärts — die Kerze brannte immer tiefer — sie hatte ausgebrannt — es war hell im Zimmer, ich merkte es nicht. Der Tag war breit und glänzend da, in den Straßen schrieen schon die hundert Ausrufer — ich hatte noch kein Auge geschlossen — es war die erste schlaflose Nacht meines Lebens. — —

Ein Jahr nach dieser schlaflosen Nacht brachten mich die politischen Umwälzungen wieder zurück in die Provincial-Hauptstadt meiner Heimath. Da ich nunmehr, etwas ruhebedürftig, einen längeren Aufenthalt nehmen wollte, miethete ich eine kleine Wohnung. Zu Kistner's kam ich jeden Tag. Wie anders war es jetzt im Hause! Lotti war fort und bewohnte mit ihrem Manne eine andere Provinzhauptstadt; es war, als wäre mit ihr die Geschichte des Hauses zu Ende gegangen, obwohl noch sechs andere Kinder da waren. Diese wie die Eltern lebten in der Erinnerung an die schöne Zeit, wo noch Lotti da gewesen. Nur wenn ein Brief von ihr kam, wurde es lebendig und gab es eine Gegenwart. Herr Kistner war mit der Heirath zufrieden, und das war mir genug, und ich fragte nicht weiter nach Einzelheiten. In ihren Briefen sprach Lotti mit großer Hochachtung von ihrem Manne; wozu sollte ich etwas Näheres wissen wollen? Ich wich sogar allen genaueren Mittheilungen aus. — Nun war die Reihe an Mathilde. Auch sie war schon

verlobt, auch sie sollte in die Ferne ziehen. Man war im Hause mit den Vorbereitungen zur Ausstattung und zur Hochzeit beschäftigt; das brachte wieder einiges Leben hervor.

Eines Nachmittags fand ich Mathilde kramend und ordnend unter den hundert Kleinigkeiten, die sich in einem Mädchenleben aufhäufen. Sie sichtete, was mitzunehmen war, von dem Gleichgültigen aus, als sie unter Anderem vor meinen Augen einen großen Pack Papiere aus der Tiefe eines Kastens zog.

Siehe da, das hätte ich bald vergessen, sagte sie, sehen Sie, Herr Berg, das sind Papiere, die mir Lotti zurückgelassen und die sie nicht mitnehmen wollte. Was fange ich nun damit an? Soll ich sie mit mir nehmen oder hier zurücklassen? oder soll ich sie verbrennen?

Es kommt darauf an, was sie enthalten. Was enthalten denn diese Papiere?

Was werden sie auch enthalten! rief Mathilde; vielleicht alte Schulaufgaben, allerlei Erinnerungen aus der Kindheit — vielleicht auch Verse, denn Lotti schrieb manchmal Verse und allerlei. Das Beste ist wohl, Sie haben die Güte und sehen diese Papiere durch und sondern aus, was werth ist, aufbewahrt zu werden. Wollen Sie?

Geht das? fragte ich bedenklich, wäre das Lotti recht?

Ach was! lachte Mathilde; Lotti hat vor Niemand Geheimnisse, am wenigsten vor Ihnen. — Uebrigens

ist von dergleichen gar nicht die Rede. — Sie werden Aufgaben und Stylübungen finden, die Sie vielleicht interessiren werden, da manche noch Ihrer Zeit angehören mögen.

Darauf hin nahm ich denn spät Abends die Papiere unter den Arm und wanderte vergnügt nach Hause. Ich schloß meine Stube, zündete zwei Kerzen an, schob meinen Lehnstuhl an den Tisch, steckte eine Cigarre in den Mund und setzte mich hin, um ungestört ein stilles Fest der Erinnerung zu feiern; ich war überzeugt, in den Papieren manches zu finden, was, wie eine altbekannte Melodie, wie ein liebes vertrauts Gesicht nach langer Trennung, alte Zeiten neu verklärt heraufbeschwört.

Ich öffnete das Paket und musterte es erst im Allgemeinen, indem ich das Auge über die Blätter hinstreifen ließ: da sah ich Gedichte, Tagebuchblätter, unabgeschickte Briefe, Alles von Lotti's eigener Hand. Dann fing ich zu lesen an. Ich las nicht lange, und feurige Hitze fuhr in meine Stirn, die Hände, welche die Blätter hielten, zitterten, mein Herz pochte. Ich ahnte, daß ich in ein Geheimniß blickte, das mir vor Allen verschlossen sein sollte. Ich fing rasch zu blättern an und las bruchstückweise bald in der Mitte, bald gegen Ende. Alle diese Gedichte, diese Briefe waren an mich gerichtet — es war kein Zweifel, obwohl mein Name nicht genannt war — alle diese Tagebuchblätter beschäftigten sich mit

mir; ſie begleiteten mich liebend, ſorgend auf allen meinen Irrfahrten: und welcher Segen, welche Hoffnungen, welche Sehnſucht waren an meiner Seite dahingegangen, ohne daß ich es geahnt! Und das Alles von früheſter Kindheit an — ich — ich war ihr ganzes Leben — der Gedanke an mich war mit all ihrem Denken und Fühlen verwachſen und Eins und untheilbar. — Ich las und las und ſtürzte endlich weinend auf die Papiere hin und begrub mein Geſicht in dieſe Blätter voll von Liebe und ſtillem Schmerze. O Gott, welch ein reiches Herz war mein, welch ein unendliches Glück war mir emporgewachſen, und ich war daran vorübergegangen für immer!

Und der Morgen kam und fand mich mit ausgeſtreckten Armen auf dieſen Blättern liegend, wie auf einem bethauten Grabe.

IV.

Wirkung in die Ferne.

Hermann erzählt:

Es ist wahr, daß man zur Zeit der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. sehr liebenswürdig gegen uns gewesen. Das Zusammenstürzen, wenigstes das zeitweilige, der Schranken, die sonst Stände von Ständen geschieden, das Chaos, die Anarchie in den Ideen — Alles erleichterte die Zuvorkommenheit. Man lebte wie in einem Gedränge, in welchem man die unerwartetsten Zusammenkünfte feiert, und die Aufregung machte, daß man mehr als sonst die Formen vernachlässigte und daß aus einer flüchtigen Berührung leicht eine dauernde oder, wenn auch nicht dauernde, doch intime Verbindung wurde. Wir Deputirten hatten es in so fern besser als

Andere, als wir einen ſichtbaren Standpunkt einnahmen, neue Erſcheinungen waren und darum die Frauen ohne weiteres hervorragendes Verdienſt intereſſirten. Es iſt gewiß, daß manchem Volksvertreter manches Glück zu Theil wurde, das er als gewöhnlicher Sterblicher in gewöhnlichen Zeiten nicht gekoſtet haben würde; indeſſen ſo arg, wie man es oft darzuſtellen ſuchte, war es doch nicht, und was an Argem übrig bleibt, wenn man die Erfindung von der Wahrheit abzieht, vertheilt ſich auf fremde und einheimiſche, weiche Herzen zu gleichen Theilen. Die Zeit war ja auch zu kurz — und die Stadt zu klein. — Die meiſten dieſer Verbindungen waren flüchtiger, vorübergehender Natur; aber manches, was ſich daran knüpfte, als bloße Nebenſache, hatte Wirkungen, die ſich im ſpäteren Leben geltend machten.

In einer wunderſchönen, mondhellen Julinacht ſchlich ich aus einem der lieblichen Landhäuſer vor dem Eſchenheimer Thore über den Raſenplatz des Gartens dem Gartengitter zu. Das Gitterthor war geſchloſſen, und ich kletterte, wie ich das ſchon gewohnt war, hinauf, indem ich den Fuß auf das Schloß ſetzte, und war eben im Begriffe, mich über die ſpitzigen Lanzen hinaus ins Freie zu ſchwingen, um dann der Stadt und meiner Wohnung zuzueilen. Da ertönte aus der Ferne der Ruf: Diebe! Diebe! Ich erkannte die Stimmen mehrerer meiner Collegen. Sie hatten in der Nähe in einer Weinſchenke gezecht und wanderten voll des ſüßen Weines

ihren Wohnungen zu. Ihr Ruf: Diebe! Diebe! galt mir, der ich allerdings wie ein Dieb, der mit seiner Beute davon schleicht, ausgesehen haben mochte. Hätten sie mich erreicht und erkannt — der Scandal wäre am nächsten Tage groß, eine mir geliebte Person wäre aufs schrecklichste bloßgestellt, ein süßes Geheimniß enthüllt gewesen. — Rasch sprang ich vom Gitter und eilte davon. Aber meine Collegen wurden meine Verfolger. Aufgeregt vom Wein, wie sie waren, mochte es sie unterhalten, auf einen Dieb Jagd zu machen, und wie Jäger setzten sie sich mit Geschrei in Bewegung und keuchten hinter mir her wie eine Meute. Ich lief wie ein gehetzter Hirsch, und um sie von der rechten Spur abzubringen, verließ ich meinen eigentlichen Weg und vertiefte mich in das Irrgewinde zwischen den Gärten und Landhäusern, wohl bedenkend, daß, wenn ich der Stadt zueilte, sie mich am geschlossenen Thore, das erst geöffnet werden mußte, erreichen könnten, oder daß mich Polizei und Stadtsoldaten daselbst, auf den Ruf meiner Verfolger hin, anhalten würden. Die Schatten zwischen den Gartenmauern hingegen versprachen mir Sicherheit. Aber umsonst! Lief ich wie Hektor, so liefen die Anderen wie Achilles, besonders Einer. Dieser, ein ziemlich guter Freund, hat es nie geahnt, welchen Angstschweiß er mir mit seinen Hirschbeinen und mit seinem schrecklichen Geschrei auf die Stirn trieb; armer Freund! er hat seine Grausamkeit gegen mich in fremder, kalter Ferne gebüßt;

er liegt in Amerika begraben. Er konnte das Brod des Exiles nicht verdauen. — Ich lief und lief. — Ein ſchwarzer leichter Mantel, den ich bei ſolchen Gelegenheiten zu tragen pflegte, um mich im Nothfalle zu verhüllen und meine Geſtalt unkenntlich machen zu können, war mir nur hinderlich, indem er die Bewegung der Arme und Beine beengte. Faſt gab ich mich auf, denn immer näher kam das Getrampel und das Geſchrei meiner Verfolger.

Da ſtand, vom Schatten bedeckt, links von meinem Wege eine Gartenthür offen und in der Gartenthür ein Mann, der nach dem Lärm herauslauſchte und ſich, da ich mich näherte, zurückziehen wollte. Aber ſchon hatte ich ihn erkannt. Ich ſtürzte auf ihn zu und keuchte mit dem kleinen Reſt des Athems, der mir geblieben: Fürſt, man verfolgt mich! Ich konnte nicht mehr ſagen.

Der Fürſt — denn es war der Fürſt L., mein College in der Nationalverſammlung — als ein erfahrener Mann verſtand mich ſehr ſchnell und wußte ſofort, um was es ſich handelte.

Aha! Capisco! lispelte er, nahm mich am Arm, zog mich in den Garten und ſchloß die Thür, ganz leiſe, leiſe. Eine Minute darauf ſtürmten meine Verfolger draußen vorbei, es muß ihnen geweſen ſein, als hätte mich die Erde verſchlungen. Als der Lärm in der Ferne verhallt war, fragte der Fürſt: Ein Abenteuer?

Ja! antwortete ich, noch athemlos.

Connu! — Wir dürfen jetzt nicht fort, ſagte er weiter mit gedämpfter Stimme — wir könnten ihm begegnen, und damit wäre auch mir nicht gedient.

So ſprechend drehte er den Schlüſſel im Schloß und ſagte weiter: Sie ſind ſehr aufgeregt; ruhen Sie hier ein wenig aus. Kommen Sie!

Er wandte ſich dem Hauſe zu, das ungefähr zwanzig Schritte weit, mitten im Garten, vor uns lag. Ich folgte ihm und wollte über den Sandweg gehen; da aber der Sand unter meinem Schritte zu kniſtern anfing, wandte er ſich zu mir, nahm mich am Arm und führte mich über einen grünen Raſenplatz der erhöhten Veranda zu, die mit zwei Treppen auf den Raſenplatz mündete. So kamen wir ganz geräuſchlos auf die Veranda. Ich nahm mich zuſammen, um nicht den geringſten Lärm zu machen, denn ich wußte, daß der Fürſt nicht hier wohnte und daß wir uns auf fremdem Grund und Boden befanden. Meine eigene Lage machte mir die ſeinige raſch verſtändlich, und jeder Zweifel ſchwand, als er ein kleines Schlüſſelchen aus der Taſche zog und die Glasthür öffnete, die von der Veranda in das Innere des Hauſes führte. Dies gethan, führte er mich in eine kleinere, dann in eine größere Stube, die durch den Mond nur ſehr ſpärlich erleuchtet war. Er ließ mich ſtehen und entfernte ſich auf einen Augenblick. Ich merkte an ſeinen Schritten, daß er die Oertlichkeit genau kannte,

und hörte ihn an einem Schranke kramen. Gleich darauf blitzte ein Zündhölzchen auf, und zwei Kerzen wurden entzündet. Ich befand mich in einem Speisesaal, und hätte ich das Haus auch nicht schon draußen erkannt, ein Familien-Portrait an der Wand hätte es mir jetzt verrathen, wo ich mich befand. — Der Fürst sah, daß ich das Portrait bemerkte und lächelte.

Setzen Sie Sich, sagte er, indem er die Leuchter auf den Tisch stellte.

Ich setzte mich; er ging wieder an den Schrank und kam mit einer Flasche Madeira und zwei Gläsern zurück und setzte sich zu mir.

So! — sagte er — jetzt geniren Sie Sich nicht — wir sind wie zu Hause.

In der That machte er die Honneurs, als wäre er zu Hause bei sich. Er schenkte beide Gläser voll: Jetzt trinken wir auf das Wohl unserer Abenteuer!

Die Situation gefiel mir außerordentlich; das ganze Wesen des Fürsten erschien mir liebenswürdig und überaus humoristisch, und herzhaft stieß ich an.

St! lispelte er — nicht zu laut! Wir haben nichts zu fürchten, aber da oben gerade über uns schläft eine liebe Person den Schlaf des Gerechten. Wir wollen nicht unschuldigen Schlaf morden.

Wir stießen noch einmal und leiser an. Da schlug die bronzene Uhr an der Wand Zwei.

Zwei Uhr, sagte der Fürst, eine schöne Stunde, wir

haben Zeit zum Plaudern. Sie ſind mir Vertrauen ſchuldig — ich habe Sie vor Verfolgern gerettet — war ein Ehemann, un mari outragé unter ihnen? Erzählen Sie — aber sotto voce, wenn ich bitten darf.

So ſaßen wir da, vor dem Weinglaſe, in fremdem Garten, in fremdem Hauſe, von fremden Familienbildern angeſehen, ſpät nach Mitternacht, zwei Menſchen der verſchiedenſten Stände, der entgegengeſetzteſten Parteien und Anſichten, und plauderten und theilten einander mit, und je mehr wir plauderten und tranken, deſto größer wurde unſer Vertrauen. Kein Prophet hätte es errathen, daß wir zwei Vertraute waren, und kein Prophet hätte uns um dieſe Stunde in dieſer Stube geſucht. Die Gerüchte in der Stadt, die ſich viel mit dem intereſſanten Fürſten beſchäftigten, waren von ihm ſehr glücklich und geſchickt irre geleitet, und allgemein wähnte man ſein Herz ganz anderswo gebunden. Auf der Dame, die über uns ſchlief und die zu den ſchönſten der Stadt gehörte, ruhte auch nicht der geringſte Verdacht, und niemals hatte man von dieſer intimen Verbindung die entfernteſte Ahnung.

Die Madeira-Flaſche und unſere Herzen waren zur Hälfte geleert; beinahe zwei Stunden waren aufs angenehmſte und gemüthlichſte vergangen; der Tag füllte ſchon die Stube, und die Kerzen waren überflüſſig. Der Fürſt löſchte ſie aus, ſtellte Flaſche und Gläſer wieder in den Schrank und meinte, es ſei nun Zeit, aufzu-

brechen. Wir gingen wieder über den Rasenplatz der Gartenthür zu. Er schloß auf, zog den Schlüssel aus dem Schlosse, schloß die Thür von außen und steckte den Schlüssel in die Tasche. Wie ich mich umwandte, um zuzusehen, bemerkte ich, wie sich ein Fenstervorhang im ersten Stockwerke, gerade über dem Speisesaal, bewegte. Auch der Fürst bemerkte es und sagte: „Sie hat heute wenig geschlafen; sie hat uns gehört, und die Neugierde hat sie nicht schlafen lassen. Das liebe Weib wird den ganzen Tag Migräne haben, und was ich mit meinem frühen Fortgehen bezweckte, haben Sie mit Ihrem Abenteuer verhindert. Armes Geschöpf! Aber die Geschichte wird sie amusiren; ich werde ihr Alles erzählen müssen. Sie ist schrecklich neugierig!"

Das Erlebniß, das Gespräch, der Wein — Alles hatte uns aufgeregt. Wir dachten nicht an Schlaf und wanderten erst auf den Promenaden, unter den letzten Liedern der Nachtigallen, auf und ab, dann weiter hinaus vor die Stadt, durch die dampfenden Felder, wo bereits die Lerchen sangen und die Sonne ein Meer frischen und erfrischenden Lichtes ausgoß. Der Taunus sah aus, wie ein südliches Gebirge. Es war ein herrlicher Morgen. Der Fürst erzählte von Spanien, von Don Carlos, vom Bürgerkriege u. s. w., und die Zeit verging noch rascher, als im Speisesaal jenes Landhauses. Plötzlich standen wir vor dem Main. Er muthete uns so erfrischend an; ein Bad schien uns sehr wohlthuend nach solcher Nacht,

und wir warfen die Kleider ab und stürzten uns in die herrliche, ruhig, tief dahin gehende Flut. Auf dem Rückwege nahmen wir noch zusammen ein Frühstück ein, und als wir endlich in der Stadt ankamen, war es bald Zeit, in die Sitzung zu gehen. — Ade! sagte der Fürst, als wir uns trennten. — Sie kennen mein Geheimniß, ich kenne Ihres; ich hoffe, daß Sie darum eben so wenig besorgt sind, wie ich es bin.

An demselben Tage hielt der Fürst eine seiner glänzenden Reden, in denen er meiner Partei freche und böse Dinge sagte, und für die ich ihn auszischte. Die aristokratischen Damen auf der Galerie applaudirten ihm mit Fanatismus. Ich sah hinauf — die weibliche Crême der Gesellschaft war da, auch jene Dame, die für die Bändigerin dieses Löwen galt, und die wohl in diesem Augenblicke von all den anderen Damen beneidet wurde, denn der abtretende Redner warf ihr einen liebevollen Blick zu. Aber *sie*, deren ungebetener Gastfreund ich in dieser Nacht gewesen, von deren Madeira ich getrunken, sie war nicht da. Sie kam nie ins Parlament, wenn der Fürst eine Rede hielt; ihr genügte seine Privat-Beredtsamkeit.

Aber am folgenden Tage war sie in der Paulskirche, und zwar auf der unteren Galerie, in deren nächster Nähe die Linke saß. Sie sah mich einen Moment mit einverständigem Blicke an; ein nur mir bemerkbares Lächeln flog über ihre Mundwinkel, dann schien sie wieder

sehr aufmerksam dem Redner zu horchen. Aber ich konnte kaum den Blick von ihr wenden, denn sie war schön, o, wie schön! — Doch ist es mir verboten, ihre Schönheit zu beschreiben. Ich weiß nur, daß ich den Fürsten in meinen Gedanken glücklich pries und ein wenig beneidete. Unwillkürlich wandte sich mein Blick nach ihm, und siehe da, der seinige lag auf mir und beobachtete mich. Ich trat aus der Bank und stellte mich isolirt vor die Tribune, wo ein freier Platz war. Bald darauf fing der Fürst an, in der Versammlung hin und her zu gehen, und endlich stand er, als ob ihn der Zufall dahin geführt hätte, neben mir.

Sie weiß Alles, sagte er zu mir, ich habe ihr Alles erzählt. Wie hat sie gelacht, so daß mich das Abenteuer doppelt freute! Aber wie hat sie die Neugierde geplagt! Sie gestand mir, daß sie das Ohr an den Boden ihres Schlafzimmers gelegt, um zu horchen. Als wir gingen, hat sie Sie erkannt, und Sie sind ihr jetzt einer der interessantesten Menschen der Welt.

Während er mir so sprach, schielte ich mit einem Auge nach ihr — die wir Frau von Castel nennen wollen — ihr Gesicht war von Marmor. Nicht ein Zug, nicht ein Zucken verrieth, daß sie sich für unser Zwiegespräch interessirte. Wir waren gar nicht vorhanden; sie horchte auf den langweiligen Redner, der eine Geschäftsordnungs-Frage erörterte, als predigte er goldene Weis-

heit, als lehrte er den geraden Weg zu ewigem, unverwelklichem Glücke.

Ich konnte nicht umhin und machte den Fürsten darauf aufmerksam. — O, sagte er, das überrascht mich nicht! — Die kann es, das weiß ich — die kann es so gut, daß ich manchmal darüber erschrecke. Aber sie ist sehr liebenswürdig, und ich liebe die Weiber, die einer so gewaltigen Diplomatie fähig sind. Die Kraft der Verstellung und Heuchelei, mit Schönheit und Anmuth gepaart, ist eigentlich das Dämonischste, und darum das Interessanteste, was die Menschheit hervorbringen kann.

Wieder theilte der Fürst der Frau von Castel unser ganzes Gespräch mit und brachte mir dafür einige freundliche Worte von ihr zurück. So ging es durch einige Zeit. Grüße, Complimente, Witze wurden von dem geistreichen Boten, oft von ihm bereichert und ausgeschmückt, hin und her getragen; er fand ein eigenes Vergnügen in dieser Beschäftigung, und es bildete sich ein ziemlich intimes Verhältniß, von dessen Existenz in der ganzen Welt keine vierte Person eine Ahnung hatte — und bei all dem habe ich mit dieser Frau, für die ich mich mehr und mehr interessirte, persönlich nie ein Wort gewechselt. — Einmal traf ich sie ganz allein in einem ziemlich einsamen Laubgange der Promenade zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Thore. Schon von fern, da sie mich kommen sah, lächelte sie sehr freundlich, und an mir vorübergehend grüßte sie mit einem sehr

lebhaften Kopfnicken. Ich fühlte mich sehr versucht, sie anzusprechen, aber da ich zaudernd stehen blieb und mich umsah, sagte es mir ihr beschleunigter Schritt, daß sie nicht angesprochen sein wollte. — Einige Tage nach dieser Begegnung traf ich sie zu meiner größten Ueberraschung des Abends beim Thee in einem der Privathäuser. Sie kannte mich nicht und da die Hausfrau sie fragte, ob sie mich nicht vorstellen solle, antwortete sie laut genug, daß ich es hören konnte, sie wolle mit einem Demokraten nichts zu thun haben. — Die sehr gutmüthige Hausfrau war in Verlegenheit. — Er hat Sie gewiß gehört! — sagte sie vorwurfsvoll zu Frau von Castel. — Diese zuckte die Achseln, als ob sie sich nichts daraus mache, einen solchen Menschen zu beleidigen. — Ich erinnerte mich der freundlichen Botschaft, die mir der Fürst erst diesen Morgen bestellt hatte, und dachte: Wahrhaftig, das heiße ich Vorsicht und Verstellung etwas zu weit treiben. — Noch lebhafter aber dachte ich das, als ich eine Minute später das Gespräch auf den Fürsten, seine Beredtsamkeit, seinen Geist, seine glänzenden Eigenschaften wandte und selbst mehrere seiner Feinde ihm in mancher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren ließen, Frau von Castel aber ihn auf das geistreichste und mit dem schönsten Redner-Talente so arg zerlegte und analysirte, daß selbst die Vorzüge, die ihm seine Feinde zugestanden, in einem höchst zweifelhaften und ärmlichen Lichte erschienen. — Als ich den Fürsten am nächsten Morgen sprach, war

er schon von Allem unterrichtet und wiederholte mir Wort für Wort den ganzen Charivari, den seine Geliebte gegen ihn losgelassen. — So werden Reputationen gemacht, so wird Geschichte geschrieben, sagte er lachend, während Frau von Castel mit unbeweglichem Gesichte von der Galerie auf die Versammlung in der Paulskirche niedersah und die Physiognomieen mehrerer Berühmtheiten zu studiren schien.

So vergingen Wochen.

Sie alle, meine Herren, kennen das Schicksal des Fürsten L. Er wurde im Aufruhr des 18. September erschlagen. Ich stand auf der Zeil, auf meinem Posten, denn ich war einer der Deputirten, die den Waffen-Stillstand zu Wege gebracht, und ich befand mich dort, um die Erneuerung der Feindseligkeiten zu verhindern, während mehrere meiner Collegen im Thurn-Taxis'schen Palaste beim Ministerium beschäftigt waren. Eine große Schaar von Bürgern umstand mich und überhäufte mich mit Vorwürfen im Namen meiner ganzen Partei, die man für diesen Tag verantwortlich machte. Die guten Bürger, je mehr sie sprachen, desto tiefer redeten sie sich in eine wahrhaftige, wohlgemeinte Wuth hinein. Ich konnte nichts Besseres thun, als die hundert aufgeregten Stimmen auf mich einstürmen zu lassen. Da drängte sich ein kleiner kaum fünfzehnjähriger Turner durch die Masse und rief mit schrecklicher Naivetät; Der Fürst L. ist ermordet! — Hätten ihn die ergrimmten Bürger ge-

hört, ich wäre vielleicht verloren gewesen, ich wäre möglicher Weise sofort als Sühnopfer für den todten Fürsten gefallen, für den Mann, der mein Vertrauter, dessen Vertrauter in den zartesten Herzens-Angelegenheiten ich gewesen. Das Schicksal hätte da wieder eine seiner schönen Ironieen ausgeführt. — Aber — es ist wunderbar — kein Mensch hörte auf den kleinen Turner — sei es, daß die Wüthenden zu sehr mit dem Momente beschäftigt gewesen, sei es, daß man den Worten des Knaben nicht glaubte. Ich hatte Zeit, dem Turner die Hand auf den Mund zu legen, obwohl ich seiner Botschaft auch nicht glaubte und sie nur für eines der Gerüchte hielt, wie sie an solchen Tagen leicht entstehen. Mittlerweile wurde es spät, und ich mußte, der Erneuerung des Waffen-Stillstandes wegen, der indessen abgelaufen war, in die Wohnung des Reichsverwesers, wo ich mehrere Deputirte und Hofherren des Erzherzogs versammelt fand und wo mir die Botschaft des Turners bestätigt wurde. Mein erster Gedanke bei dieser Bestätigung gehörte der schönen Frau von Castel. Ich sah sie verzweifelnd, händeringend, elend. Hätten mich nicht höhere Pflichten in der Stadt zurückgehalten, ich wäre zu ihr hinaus geeilt — und während die Kanonen wieder zu donnern anfingen, waren meine Gedanken zu gleicher Zeit mit dem ganzen Unglück des Tages, der Zeit und mit dem Unglücke dieser Frau beschäftigt.

Auch in den ersten unheimlichen Tagen, die auf den

18. September folgten, trug ich immer die Absicht mit mir, mich zu ihr zu schleichen und ihr, wo möglich, Trost zu bringen; aber bei kälterer Ueberlegung fragte ich mich, unter welchem Vorwande ich in ihr Haus dringen solle, ob ihr ein Besuch, der ihr Geheimniß vielleicht bloß stellen könne, angenehm wäre, — und ich kam beinahe ganz von meiner Absicht ab, als ich sie kaum fünf Tage nach dem Tode des Fürsten an der Seite eines Mannes stolz, ruhig durch die Straßen der Stadt schreiten sah. Nicht ein Fältchen in ihrem Gesichte verrieth, daß sie in dieser letzten Zeit Trübsal erlitten; mich sah sie mit derselben Ruhe und Kälte an, wie ehemals. — Das ist mir doch etwas zu viel Verstellung, sagte ich mir mit einiger Entrüstung. Aber ich kannte ja ihre hohe Kunst, und es schien mir, daß ich ihr Unrecht thue. Der Himmel weiß, wie viel sie unter dieser Hülle leidet — wenn ihr Gram zu ihrer Verstellung im richtigen Verhältnisse steht, dann muß er ungeheuer sein. Man weiß es ja, daß die größten Seelenschmerzen die unkenntlichsten sind, zumal bei Weibern. Wer kennt das Weib? So eine Frau geht Jahre lang blühend, glänzend, bezaubernd durchs Leben, mit Einem Male bricht sie zusammen, und man erfährt, daß seit lange ein Wurm ihr ganzes inneres Wesen aufgezehrt hat. — Die Verstellung der Frau von Castel, die mich im ersten Augenblicke empört hatte, erfüllte mich, je länger ich darüber nachdachte, mit dem innigsten

Mitleid. Sie war mir als eine Unglückliche und als ein Räthsel doppelt anziehend geworden.

An einem der letzten Septembertage, einem trüben, nebeligen, traurigen Tage schlich ich wie ein Dieb um ihr Haus. Durchs Gartengitter sah ich, wie Diener und Dienerinnen mit Einpacken beschäftigt waren. Auf der bekannten Veranda standen offene Koffer und Kisten. — Sie verreis't, dachte ich, sie hat einen Entschluß gefaßt, sie muß also zu einer gewissen Ruhe gekommen sein; würdest du sie durch deinen Anblick, durch dein Gespräch nicht wieder in dieser Ruhe stören und ihr, anstatt Gutes, nur Böses thun? — Ich trat nicht ein, sondern schlich weiter, aber nicht fort vom Hause. Ich schlich an der Gartenmauer hin und kam zwischen zwei Gärten, hinter das Haus und den Garten der Frau von Castel. Da war eine kleine Holzbank angebracht; ich setzte mich hin und träumte. Welke Blätter fielen auf mich nieder; ich sah auf nach dem Baume, der mir diese melancholischen Todtenzettel schickte, und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß die Gartenmauer nicht hoch war, daß ich, wenn ich mich auf die Lehne der Bank stellte, in den Garten sehen konnte. — Vielleicht erspähe ich etwas, was mir über die verwittwete Geliebte des Fürsten Kunde gibt! — Ich stellte mich auf die Lehne und konnte beide Arme auf den Rand der Mauer stemmen. So stand ich fest und sicher.

Ich sah in ein geräumiges Gartenland, das park-

artig und mehr engliſch angelegt war. Mehrere Bäume ſüdlicher Abſtammung, die ſich aus der großen Wieſe in der Mitte erhoben, ſtanden bereits nackt und frierend da, traurig wie Verbannte. Die Sandwege rechts und links von der Wieſe waren von welken Blättern bedeckt; hier und da zitterte ein Blatt langſam dem Boden entgegen, obwohl ſich kein Lüftchen rührte. Es ſchien, als wäre es der Schwere des Nebels erlegen, oder als wäre der klagende Ton des Herbſtvogels, der in ſeiner Nähe einzelne Seufzer ausſtieß, ſtark genug geweſen, um es mit ſeinem krankenden Stiele vom Zweige loszulöſen. Die Bäume und Gebüſche an den Wänden waren noch dicht genug belaubt, aber bereits gelb, braun und roth gefärbt. Die Blumen in den runden Beeten mitten in der Wieſe ließen die Köpfe hangen; nur magere Monatsroſen ſchienen, ihres Looſes unbewußt, der Vergänglichkeit zu ſpotten. Er war ſehr melancholiſch anzuſehen, dieſer ſchön und heiter angelegte Garten; ſeine ganze Stimmung klang harmoniſch mit der meinigen zuſammen, und ſo war ich wie die ganze Umgebung gehörig vorbereitet für den Anblick, der ſich mir darbot, als mein Blick an einer Laube, die links von mir an der Gartenwand angebracht war, hangen blieb.

Dort, auf einer Bank, ſaß Frau von Caſtel. Ihr ſchöner Kopf hing tief auf die Bruſt hinab, daß das Geſicht kaum zu ſehen war; der ganze untere Theil war unter den Armen verborgen, die ſie gekreuzt und feſt über

die Bruſt hielt. Die Füße hatte ſie auf die Bank heraufgezogen, und die Kniee berührten beinahe die Stirn. So zuſammengeknäuelt ſaß oder lag ſie da — faſt unförmlich und bewegungslos. Man hätte ſie für todt gehalten, wenn ſich ein todter Körper in ſolcher Lage erhalten könnte. Trotz der ſpäten Nachmittagsſtunde hatte ſie noch ihr leichtes, weißes Morgenkleid — und kein Tuch, keine Decke, die ſie gegen den kalten Nebel geſchützt hätte. Die elegante Morgen-Toilette weggedacht, ſah ſie aus wie jene Weiber und Kinder, die man an kalten Abenden in Paris und London in den Winkeln der Straßen kauernd ſieht. Es war ein Bild der Noth und des Elends — wie das Bild jenes berühmten Meiſters, der den Schmerz ausdrückte, ohne das Geſicht ſehen zu laſſen. — Während ich ſie ſo betrachtete — ich geſtehe es, daß ich Thränen in den Augen hatte —, kam ihre Kammerjungfer vom Hauſe her. Sie blieb vor ihrer Herrin ſtehen und ſprach einige Worte, die ich nicht hören konnte. Frau von Caſtel blieb unbeweglich. Die Kammerjungfer wurde dringender und legte ihr endlich die Hand auf die Schulter und ſchüttellte ſie leiſe. Sie erhob den Kopf und ſah die Zofe gedankenlos an. Da dieſe wieder zu ſprechen anfing, ließ die Frau ein langes, langes Wimmern hören, das zitternd bis zu mir gelangte, dann ließ ſie wieder den Kopf auf die Arme fallen und beharrte in der vorigen Stellung. Die Kammerjungfer ſchüttelte traurig den Kopf und ging ins Haus. Nach

einigen Minuten kam ſie mit einem Tuche auf dem Arme wieder, breitete es aus und legte es über Kopf und Körper der Frau — die es geſchehen ließ, ohne ſich zu regen, ohne ein Wort zu ſagen. Die Zofe ſetzte ſich dann auf einen Schemel ihr zu Füßen, ſeufzte, faltete beide Hände im Schooße zuſammen und ließ die Blicke über den Garten irren. — Ich fürchtete, daß ſie mich erblicken könnte, auch hörte ich von fern Leute herbeikommen und verließ traurigen Herzens meinen Späher-Standpunkt.

Zwei Tage darauf erfuhr ich, daß Frau von Caſtel Frankfurt verlaſſen und ſich auf eines ihrer Güter im Norden Deutſchlands begeben. Ich ging hinaus vor ihr Haus. Alle Jalouſieen waren geſchloſſen; der Garten war öde — nur der Hund des Gärtners lief bellend in den ſchönen Räumen umher.

* * *

Da Ihnen, meine Freunde, meine Geſchichte und meine Schickſale bekannt ſind, ſo wiſſen Sie nun, wie jenes merkwürdige, geheimnißvolle Trio zerriſſen wurde. Der Fürſt war erſchlagen, ſeine Geliebte war aus der Welt in die Einſamkeit verſchwunden, und ich überſchritt, nicht ganz neun Monate nach dem Tode des Fürſten, die Gränzen des Vaterlandes, um den Weg des Exiles anzutreten. Um mich zu zerſtreuen, um die erlittenen Niederlagen der letzten Zeit ſo viel als thunlich und er-

laubt zu vergeſſen, blieb ich erſt, in Arbeit vertieft, einige Monate am Genfer See ſitzen, dann durchſtreifte ich die Schweiz, Großbritannien und Irland, Holland und Belgien, das ſüdliche Frankreich und ſetzte mich endlich, des Umherirrens müde, in Paris feſt. Die Hoffnung, bald wieder ins Vaterland zurückkehren zu können, war zögernd, aber endlich ganz aus meinem Herzen ausgezogen, und ich ſah ein, daß ich mir etwas ſchaffen müſſe, was die Heimat ſo gut oder ſchlecht als möglich erſetze. Am beſten wird die Heimat durch ein home, eine Häuslichkeit erſetzt, und ich dachte an Heirath, an einen Hausſtand, an Weib und Kinder. Die Idee kam mir nicht ſo abſtract, theoretiſch aus der Luft, wie ich es hier darſtelle, ſondern perſonificirt in der Geſtalt einer ſchönen Engländerin, Alice, die mir auf den erſten Blick den Muth zu einem ſolchen Schritte, das Vertrauen und unendlich viel Sympathie einflößte. Alice hatte einen berühmten Namen, ſehr viele häusliche Tugenden, noch mehr Liebreiz — aber keinen Penny. Da ich mich in Bezug auf die Vermögensverhältniſſe in derſelben Lage befand, ſo galt es, ſich eine Stellung zu machen, die eine Familie anſtändig und beſcheiden ernähre. Dazu ſollte mir ein berühmter dramatiſcher Dichter Frankreichs, in deſſen Hauſe ich Alice kennen gelernt, und der ſie liebte wie eine Tochter, behülflich ſein.

Das College St. Barbe iſt eine der berühmteſten Lehranſtalten von Paris. Es iſt auf große Privatmittel

begründet, sehr reich und wird von einem Comité geleitet, das sich ganz aus Barbisten, d. i. aus ehemaligen Schülern dieser Institution, zusammensetzt. Die Barbisten pflegen diese Institution, die ihr Stolz ist und aus der viele der berühmtesten Männer Frankreichs hervorgegangen, mit großer Liebe, und eine Art Freimaurerthum verbindet sie durch alle späteren Lebensverhältnisse. Die Professoren, die in diesem Collegium lesen, sind vom Staate vollkommen unabhängig, haben keinen Eid zu leisten und sind materiell besser gestellt, als die Professoren ähnlicher unter dem Staate stehender Institute. — Der dramatische Dichter, von dem ich spreche, ist Barbist und Mitglied des Comités, in welchem er, in Folge seines berühmten Namens, den größten Einfluß ausübt. Eine Stelle im College St. Barbe war frei; ich sollte sie erhalten, das war ausgemacht; der Dramatiker wollte dazu seinen ganzen Einfluß aufwenden; dann sollte geheirathet werden und das Glück in meine und Alice's Ehe mit vollen Segeln einziehen. Es war Alles auf das schönste geordnet. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Eben als ich in den Hafen einlaufen wollte, erhob sich eine Klippe, und das Schifflein, das mein bescheidenes Glück trug, zerschellte. Jenes Frankfurter Abenteuer, jene Mitwissenschaft der Liebe des todten Fürsten ist schuld daran, daß ich ein alter Junggeselle geworden.

Eines Abends — es war zu Anfang des Jahres

1853 — als wir in der Rue de Pigalle gemüthlich zusammensaßen — der Dichter hatte uns eben die zwei letzten Acte einer neuen Komödie vorgelesen, die seitdem über alle Bühnen Europa's gegangen — und Thee tranken, der Dichter, seine fromme Frau, Miß Alice und ich, sagte Madame mit Einem Male zu mir gewandt: A propos! Kommen Sie ja nächsten Dinstag-Abend; Sie werden eine höchst ausgezeichnete Landsmännin, die uns empfohlen ist, kennen lernen; oder kennen Sie vielleicht schon Madame de Castel aus Frankfurt?

Bei diesem Namen sprang ich vor Ueberraschung von meinem Sitze auf. Das ganze Frankfurter Erlebniß, über das fünf Jahre ihre Schleier der Vergangenheit gewoben, stand auf das lebhafteste vor mir. Die Physiologen sagen, daß man im Traume die Dinge nicht nach einander, sondern auf einmal und neben einander sehe, wie auf einem Bilde. So sah ich Alles auf einmal und neben einander. Meinen ersten nächtlichen Eintritt in das Haus an der Hand des todten Fürsten — oben in ihrem Schlafzimmer die schöne Frau, die das Ohr an den Boden legt, um uns zu behorchen — dann dieselbe mit dem theilnahmlosen Gesichte auf der Galerie der Paulskirche — dieselbe, die mich auf der Promenade mit unbeschreiblich freundlichem Lächeln grüßt, als den Vertrauten ihres Glückes — dieselbe in der Laube ihres Gartens zusammengebrochen, stumm, wimmernd — auf-

gegeben. — Ich ſtarrte vor mich hin und ſah dieſe Bilder an, die leibhaftig, alle auf einmal, eins über und neben dem anderen, wie in einer Galerie in der Luft vor meinen Augen hingen.

Sie kennen ſie alſo? fragte Madame.

Die Frage brachte mich wieder zu Bewußtſein. Wird Frau von Caſtel von mir gekannt ſein wollen — oder nicht? Ich zögerte mit der Antwort; endlich ſetzte ich mich, und ohne Jemanden anzuſehen, ſagte ich: Non! Nein!

Madame ſchüttelte den Kopf und ſagte: Sie ſind ſonderbar, Monſieur Hermann, und ſchien mit mir unzufrieden.

Alice ſah mich forſchend an; der Dramatiker ſagte: Da ſteckt etwas dahinter.

Gewiß, da ſteckt etwas dahinter, wiederholte Madame und ſchüttelte wieder den Kopf.

Man ſchwieg, man ſchien eine Erklärung zu erwarten, und da ich keine gab, war man verſtimmt und ging früher als gewöhnlich auseinander.

Nächſten Dinſtag fand ich mich in der Rue de Pigalle ſehr früh ein; ich wollte der Geſellſchaft daſelbſt zeigen, daß ich die Zuſammenkunft mit Frau von Caſtel nicht zu fürchten hätte, wie man den Verdacht zu haben ſchien. Die Verſtimmung war indeſſen auch verflogen, und Madame unterhielt mich mit der ihr eigenen Beredtſamkeit von den Tugenden der Dame, die wir erwar-

teten und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit Manches über die letzten vier Jahre der Geliebten des Fürſten L. Madame de Caſtel, ſagte die Frau des dramatiſchen Dichters mit großer Begeiſterung, iſt das edelſte Geſchöpf, die ausgezeichnetſte Frau, die ich jemals kennen gelernt. Als noch ihr Mann lebte — ſie iſt ſeit zwei Jahren Wittwe —, der Mann, der ihrer ſo wenig würdig war, that ſie nicht wie andere Frauen, die das Glück, das ſie nicht zu Hauſe finden, auswärts ſuchen — nein, ſie zog ſich in die Einſamkeit zurück, empfing nur ſehr wenig Freunde und pflegte die Keime aller Tugenden, die der Herr in ihre Seele gelegt. Den Mann, deſſen Berührung ſie nur entweihen konnte, wußte ſie ohne Scandal von ſich fern zu halten; er verweilte in der Fremde oder auf ſeinen Gütern, während ſie in ihrer geliebten Einſamkeit lebte, wie eine fromme Anachoretin. Die Gräuel der Revolution trieben ſie in noch tiefere Einſamkeit, wo ſie ſich zur Vollendung ausbildete. Mit Gebet und frommen Werken, Werken der Barmherzigkeit, ſind ihr die letzten Jahre hingegangen; ſobald der Tod ihres Mannes ihr die freie Verfügung über ihr Vermögen geſtattete, überließ ſie eines ihrer Güter einer frommen Anſtalt in Weſtfalen; jetzt befindet ſie ſich, ebenfalls frommer und barmherziger Werke wegen, zum Theil als Abgeſandte einer gottesfürchtigen Geſellſchaft, hier in Paris.

Aus ſolchen und anderen Reden der Hausfrau, die für Madame de Caſtel eine Verehrung hatte wie für

eine Heilige, erkannte ich vor Allem, daß dieſe fromm geworden, und ſeufzte im Gedanken an die Leiden, die ſie auf dieſen Weg des Troſtes geführt haben.

Erſt gegen neun Uhr kam die ſehnſüchtig Erwartete. Madame lief ihr bis ins Vorzimmer entgegen und nahm ihr ſelbſt Hut und Tuch ab. Alice trat ihr bis an die Thür entgegen, verneigte ſich tief und ließ ſich von ihr auf die Stirn küſſen; der alte Dramatiker küßte ihr die Hand. Ich hielt mich abſeits, ſo daß ich nicht gleich bei ihrem Eintritte in den großen Salon, der nur durch eine Lampe beleuchtet war, von ihr geſehen werden konnte. Ich erkannte ſie ſogleich, obwohl ſie ziemlich verändert war. Noch war ſie ſchön, vielleicht ſchöner, jedenfalls impoſanter, als damals; aber ſie war um mehr als fünf Jahre gealtert. Das Geſicht war blaß und in die Länge gezogen: die Lippen und Naſenflügel feiner und dünner geworden. Ein beinahe ſchrecklicher Ernſt, der durch ein ruhiges, faſt möchte ich ſagen: eccleſiaſtiſches Lächeln nicht gemildert, durch die dunkle Tracht aber ſehr erhöht wurde, lag über die ganze Erſcheinung ausgegoſſen. Die drei Perſonen, die ſie umſtanden, ſahen aus, als ſtänden ſie unter ihrer Protection, und die ganze Gruppe erinnerte mich an die Donativbilder, auf denen die Portraits der frommen Geber ihre Schutzheilige umgeben, oder zu ihr hinaufſehen.

Nach den erſten Begrüßungen winkte mir die Hausfrau, daß ich näher kommen ſolle, und ſagte dann zu

Frau von Caſtel: Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen unſerer Freunde, Ihren Landsmann, Herrn Hermann vorſtelle?

Der Blick der Frau von Caſtel fiel auf mich. Ein leiſes Zittern vibrirte durch ihren ganzen Körper; ihre feinen Lippen ſchloſſen ſich noch feſter als ſonſt, während ſie ihren Kopf leiſe verneigte. Die Augen der drei anderen gegenwärtigen Perſonen irrten zwiſchen uns beiden hin und her.

Sie kennen wohl Herrn Hermann? fragte die Hausfrau.

Nein! antwortete Frau von Caſtel kurz und ausdrucksvoll.

Es iſt derſelbe, der in Frankfurt Abgeordneter beim Parlamente geweſen. — Sie werden wenigſtens von ihm gehört haben? fragte die Hausfrau weiter.

Und ein abermaliges, eben ſo kurzes und ausdrucksvolles, wenn nicht ausdrucksvolleres „Nein!" bei dem mich zugleich ein bedeutſamer Blick ſtreifte, war die Antwort.

Ihr Plan war alſo raſch gemacht; ſie wollte auch hier, wie in Frankfurt, nicht gekannt ſein und mich nicht kennen. Ich hätte auf dieſen Plan leicht eingehen können, aber ich war in der peinlichſten Lage. Nach dem zweimaligen Nein, nachdem Frau von Caſtel ſofort ein anderes Geſpräch aufnahm, bemerkte ich, daß der Dramatiker, ſeine Frau und Alice ſich eben ſo gedrückt und

beengt fühlten wie ich. Ich wußte nicht, was mit mir anzufangen, und saß schweigend da. Abwechselnd sahen mich die drei Personen forschend an, wie einen Verdächtigen, wie einen, der uns möglicher Weise betrogen hat. Es konnte in der That nicht anders sein. Die Scene während meines letzten Besuches, als mir die Anwesenheit der Frau von Castel in Paris angekündigt wurde, verrieth ihnen, daß ein Geheimniß da sein müsse. Das zweimalige ausdrucksvolle Nein, das vielleicht ausdrucksvoller ausgefallen, als sie es selbst gewünscht, sagte nur zu deutlich, daß mich Frau von Castel, diese tugendhafte, ausgezeichnete Frau, diese Heilige, nicht kennen und nichts mit mir zu thun haben wollte. Noch schlimmer, wenn sie mich in Wahrheit nicht kannte. Nach allem, was ich im vertrauten Kreise von meinem Leben in Deutschland und in Frankfurt erzählt hatte, mußte ich daselbst, besonders in dieser Stadt, ziemlich, ja, sehr bekannt sein. Madame de Castel kannte mich nicht einmal dem Namen nach; ich war also ein Prahler, ein Lügner, ein Betrüger — ein um so größerer Betrüger, als ich meine Erzählung mit einem solchen Accent der Wahrhaftigkeit hervorbrachte. Den dramatischen Dichter hatte ich nur durch Zufall kennen gelernt; er wußte von Deutschland sehr wenig, von mir gar nichts. Ich war ihm von keiner Seite her empfohlen worden; er war mir nur persönlich gut; wie leicht konnte man sich in mir getäuscht haben! Ich war ja ein Flüchtling,

un homme sans feu ni lieu. Frau von Caſtel hingegen war von den höchſten kirchlichen und ariſtokratiſchen Autoritäten empfohlen und in ihren Kreiſen eine Berühmtheit; in dieſem Hauſe eine Heilige, an deren Wort, an deren Abſichten nicht zu zweifeln war. Hätte ſie vor den Augen der Hausfrau ein Verbrechen begangen, dieſe hätte es nicht geglaubt oder eine erhabene Abſicht dahinter vermuthet. Sehr ſchlimm alſo, wenn ſie mich nicht kannte, ſehr ſchlimm, wenn ſie mich nicht kennen wollte. Letzteres mußte den drei Perſonen das Wahrſcheinlichere dünken, und welch ein Menſch war ich dann, wenn Frau von Caſtel meine Berührung ſcheute, wenn ſie mich ſo weit verläugnete, ſelbſt meinen Namen nicht kennen zu wollen!

Alles das bedachte ich und ſpann ich in Gedanken aus und ſaß da am Theetiſch, wie auf der Armenſünderbank, während Frau von Caſtel ruhe- und würdevoll über Paris und ihre Geſchäfte ſprach. Von Zeit zu Zeit ſchlug ich die Augen auf, um die Meinung über mich aus den Geſichtern zu leſen; aber Hausherr und Hausfrau ſahen mich nur ſelten an; Alice wich meinen Blicken aus, und wenn ſie ſprach, zitterte ihre Stimme. Wenn ich mich ins Geſpräch miſchte, wurde mir kalt und höflich geantwortet. Plötzlich war ich ein Fremder geworden in dieſem Kreiſe, den ich ſeit Wochen als meine Heimath betrachtete.

Mit jedem Worte, das Frau von Caſtel ſprach,

wuchs die Verehrung der Hausfrau für ſie und die Kälte gegen mich; kaum daß ſie mir antwortete, wenn ich das Wort an ſie richtete. Für Frau von Caſtel war ich gar nicht da, und wie höflich ſie mir auch manchmal antwortete, war dieſe Höflichkeit doch ſo abwehrend, daß ich endlich kein Wort mehr ſagte. Aus dieſer höchſt peinlichen Lage rettete mich die Ankunft mehrerer Beſucher; man erhob ſich vom Tiſche und ging im Saale auf und ab. Ich ſtand ganz allein in einer Fenſterniſche und betrachtete die Albums, die dort auf einem kleinen Tiſche von Tahan ausgebreitet lagen. Alice näherte ſich mir ſo ſchüchtern, als ob Muth dazu gehörte, mit mir zu ſprechen.

Was iſt das? fragte ſie raſch, welches Geheimniß haben Sie? Was weiß Frau von Caſtel von Ihnen? Um Gottes Willen, Hermann, betrügen Sie mich nicht! Seien Sie aufrichtig!

Ich zuckte die Achſeln. — Miß Alice, Frau von Caſtel weiß nichts Schlechtes von mir.

Sie thäten beſſer, Sie wären aufrichtig! ſagte Alice, ihrerſeits die Achſeln zuckend, kehrte mir den Rücken und ſchloß ſich Frau von Caſtel an, die mit dem dramatiſchen Dichter auf und ab ging.

Mein Stolz empörte ſich endlich gegen die Stellung, die man mir mit Einem Male im Hauſe anwies. Ich nahm meinen Hut und empfahl mich auf franzöſiſche Weiſe, mit dem feſten Entſchluß, nicht eher zurückzu-

kehren, als bis mir von dort her etwas geworden, was wie eine Entschuldigung oder Genugthuung aussähe.

Aber es vergingen Tage ohne ein Lebenszeichen aus der Rue de Pigalle — keine Anfrage, keine Einladung — nichts! — Ich verbrachte die Zeit in der schrecklichsten Unruhe; gedemüthigt, gekränkt und voll Kummer, den Menschen, die mir lieb geworden, besonders Alice, in einem ungünstigen Lichte zu erscheinen.

Ich konnte es nicht länger ertragen; ich mußte etwas erfahren und besuchte endlich, unter Tages, den dramatischen Dichter in seinem Arbeitszimmer. Er war nicht im Geringsten überrascht und machte mir auch keine Vorwürfe über mein Ausbleiben. Mehr noch fiel mir auf, daß er, zum ersten Male, mit mir über Politik zu sprechen anfing. Er war ein starker Conservateur und hing mit seinem ganzen Wesen an der vertriebenen Königs-Familie der Orleans, unter deren Herrschaft er Ruhm und Reichthümer gewonnen, mit deren ganzer Epoche seine Wirksamkeit identisch geworden. Man wird ihn immer den Dramatiker der Juli-Epoche nennen. Seine politischen Abneigungen traten mir gegenüber bisher aus Sympathie für meine Person in den Hintergrund. Jetzt sprach er mir von seinen Grundsätzen; wie es zwischen Principien und Principien eigentlich keine Versöhnung gebe, und wie eigentliche Moralität nur mit gewissen genau begränzten Stabilitäts-Principien verträglich sei. Man mache sich manchmal Illusionen, aber

am Ende komme man doch immer wieder auf die alte Wahrheit zurück. Er versicherte, er spreche nur theoretisch, und verhinderte mich, mit jener Höflichkeit, die nur französischen Weltmännern eigen ist, dem Gespräche irgend eine persönliche Wendung zu geben. Als ich ging, fühlte ich, daß ich in diesem Hause vollkommen entwurzelt war.

Wie das geschehen, erfuhr ich viel später, will es aber des Zusammenhanges wegen sogleich hier erzählen.

Gleich am Tage nach jenem Abende im Hause der Rue de Pigalle erhielt die Frau des dramatischen Dichters von Frau von Castel einen Brief, der ungefähr so lautete:

„Meine liebe und würdige Freundin!

„Mein Benehmen gegen Herrn Hermann, den ich mit einigem Erstaunen in Ihrer Gesellschaft fand, muß Ihnen aufgefallen sein, und ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Vor Allem aber muß ich Sie um Entschuldigung für eine Nothlüge bitten, zu der ich mich gezwungen sah, um besagten Herrn nicht zu beschämen. Ich kenne Herrn Hermann allerdings dem Namen nach, aber leider nicht von der besten Seite. Ich weiß es von gut unterrichteten Personen, daß er in Frankfurt — von seinem Leben in andern Städten Deutschlands weiß ich nichts — einen scandalösen, ja, leider einen höchst scandalösen Lebenswandel führte und viel Aergerniß gab. Gut unterrichtete Personen sprachen mir von

seinen vielfachen unmoralischen Verbindungen. Aber dergleichen wäre vielleicht seiner Jugend verziehen worden. An keines Sünders Bekehrung darf man zweifeln. Was mich aber ernster um ihn besorgt, was ihn Ihres Umganges, meine würdige Freundin, eben so unwürdig macht, als sein Lebenswandel der Liebe der unschuldsvollen und reinen Miß Alice — das ist jene Todsünde, die tief in seinem Herzen sitzt und die meiner Meinung nach aller Sünden schrecklichste ist: die Lüge. — Ja, Herr Hermann ist ein Lügner. Das reinste, gottgefälligste Leben ist vor ihm nicht sicher; er weiß es durch seine sündhafte Erfindungskraft in den Augen der Menschen, die so gern Böses glauben, zu beflecken. Ich habe kein Recht, Ihnen vorzuschreiben, mit wem Sie Umgang pflegen sollen, mit wem nicht — im Gegentheil würde ich Sie ermuntern, Herrn Hermann fürderhin zu empfangen, da Ihr Beispiel, meine sehr verehrte Freundin, nur gut auf ihn wirken kann — aber warnen darf ich Sie: Glauben Sie ihm nichts! Seien Sie jedem seiner Worte gegenüber auf der Hut! — Ich habe ihn, Gottlob, nicht zu fürchten, aber ich wollte den guten Ruf Anderer, die durch ihn bedroht sein könnten, aus Liebe zu meinen Nebenmenschen bei Ihnen sichern, denn gewiß ist jedem, der Sie kennt, an Ihrer guten Meinung eben so viel gelegen, als Ihrer ergebensten und treuen Freundin

Auguste de Castel."

Ich war weit entfernt, einen ſolchen Schritt von Frau von Caſtel zu erwarten. Die hohe Verſtellungskunſt, die ich an ihr kennen gelernt, hatte mir, wenn auch nicht einen ſchönen, doch einen ſtarken Begriff von ihrem Charakter wie von ihrem Verſtande gegeben. N'est pas hypocrite qui veut. Es gehört eine große Kraft, eine gewiſſe Größe dazu, um ſich conſequent verſtellen zu können. Ich hätte nie geglaubt, daß Frau von Caſtel den gemeinen Kunſtgriff gewöhnlicher Weiber gebrauchen werde, welche den Mann, der ein gefährliches Geheimniß kennt, und wäre es ſelbſt ihr Liebhaber, gern als Lügner darſtellen, um daraus einen möglichen Verrath ſo weit als möglich unſchädlich zu machen. Es ſcheint, daß Frau von Caſtel in dieſer Beziehung ein ganz gewöhnliches Weib war. Aber, wie geſagt, ich wußte damals von dem Briefe nichts, und wenn mir der Gedanke kam, daß mich Frau von Caſtel in einem zweideutigen Lichte darſtellen konnte, erinnerte ich mich auch zugleich an das Bild des Schmerzes, das ich im Frankfurter Garten geſehen, und mein Verdacht verdampfte in Nichts. Die Frau, die ſo leiden konnte, ſollte ſie verläumden können?

Dennoch kam dieſer Verdacht häufiger zurück, als Wochen nach Wochen vergingen und von der Rue de Pigalle her nichts geſchah, was eine neue Annäherung von meiner Seite erleichtert hätte. Die Verkennung that mir eben ſo weh, als der Verluſt des Glückes, das ich

an der Seite Alice's gehofft hatte. Ich kann nicht ſagen, daß ich die etwas kühle Engländerin leidenſchaftlich oder tief geliebt hätte — nein, es war eine ruhige, verſtändige Neigung, die an dem ſtärkeren Wunſche, mir eine Häuslichkeit und eine Heimath zu gründen, wie die Rebe an einem Hauſe, raſch und geſund empor wuchs, ohne dieſen Wunſch aber kaum eine bedeutende Höhe erreicht haben würde. Nun aber war ich ihr gut und ſehnte mich, ſie wieder zu ſehen und vor ihren Augen rein dazuſtehen. Nach langen Kämpfen entſchloß ich mich, der Freundſchaft, der Liebe und meiner Zukunft dieſes Opfer zu bringen, mich zu demüthigen, wieder in das Haus zu gehen, in dem man mich nicht mehr zu ſehen wünſchte, und ohne an Frau von Caſtel und dem todten Fürſten einen Verrath zu begehen, ſo weit als möglich mich zu entſchuldigen.

Wie ein Verbrecher dem Schaffote, wanderte ich Unſchuldiger der Rue de Pigalle zu.

Ich will kurz ſein und in wenigen Worten das Ende erzählen. Frau von Caſtel war ſeit meiner Entfernung jeden Tag ins Haus gekommen; die Hausfrau, die ſie anbetete, wollte nicht, daß ſie durch meinen Anblick beleidigt werde, und in Folge der Aufſchlüſſe, die ſie über mich erhalten, ward der gemeinſame Entſchluß gefaßt, mit mir zu brechen. Mein Ausbleiben war nur ein Beweis, daß ich die Enthüllungen der Frankfurter Dame fürchtete, und man lobte meine Klugheit, dem Bruche

zuvorgekommen zu ſein. Der dramatiſche Dichter konnte mich mit gutem Gewiſſen dem Comité des College St. Barbe nicht empfehlen, und die freie Stelle wurde dem Protegé eines ehemaligen Miniſters, ebenfalls eines Barbiſten, gegeben. Ich war brodlos und aus meiner Heirath mit Alice konnte nichts werden, ſelbſt wenn ſie den Verworfenen der Frau von Caſtel noch gemocht hätte. Ihre Mutter wurde von all dem in Kenntniß geſetzt, und ſie kam von London herüber, um Alice, die traurig war, abzuholen. Die Mutter pries das Geſchick, daß ich noch zeitig genug enthüllt worden. Sie hatte die Ehe mit dem Flüchtling — ſie war ſehr toryſtiſch geſinnt — nie gebilligt, um ſo weniger, als ſie Ausſicht hatte, ihre Tochter mit einem berühmten Künſtler zu verheirathen.

Dies alles erfuhr ich von dem dramatiſchen Dichter, der mir die Begebenheit mit einem gewiſſen Mitleid mittheilte, da er aus meinem Geſichte die Geſchichte meiner letzten ſchmerzlichen Zeit herauslas. Ich begnügte mich, ihm zu verſichern, daß man mich falſch beurtheile, und verwies ihn auf die Zukunft.

So, meine Freunde, wurde ich ein alter Junggeſelle. Alice hat den berühmten Künſtler, der ihr den Hof machte, weil in ihrer Familie ein großer Schriftſteller war, der ihm nützen konnte, nicht geheirathet, denn er verließ ſie nach einiger Zeit, um eine alte, aber reiche Erbin heimzuführen. Als ich ſie nach Jahren wieder

ſah, erzählte ſie mir mit Thränen in den Augen von dem Briefe der Frau von Caſtel und deren Beſtrebungen, mich aus dem Hauſe zu entfernen. Es konnte mir nicht mehr einfallen, das alte Verhältniß mit Alice wieder aufzurichten, aber ich konnte ihr einige Aufklärungen geben; denn Frau von Caſtel hatte indeſſen Paris und die Welt verlaſſen und war zu Dijon mit ihrem ganzen großen Vermögen ins Kloſter gegangen. Dort ſtarb ſie vor einigen Monaten als Superiorin und im Rufe der Heiligkeit. — Durch Alice hat der dramatiſche Dichter meine Aufklärungen kennen gelernt und war beſchämt, daß er, der ſo viele Intriguen erfunden, dieſes Geheimniß und dieſe Charaktere nicht durchſchaut habe. Aber Madame, ſeine Frau glaubt noch heute dem Briefe der Frau von Caſtel mehr als mir, und ich laſſe ſie bei ihrem Glauben.

IV.

Warten.

Der alte Birkner erzählt:

Ich kann es nicht läugnen, ich war ein verzogenes Mutterſöhnlein; doch war ich dabei, als es hieß: „Franzoſen zum Land hinaus!“ Und ein ſtattlicher Jäger war ich, das läßt ſich auch nicht läugnen, obwohl man es heute, beim Anblick meines wirklichen commerzienräthlichen Bäuchleins auch nicht glauben ſollte. Es war an einem Nachmittage nach dem Kaffee, nachdem der franzöſiſche Oberſt, unſer Tiſchgenoſſe, hinausgegangen war, daß mein Vater zu der Mutter ſagte, und zwar mit einer Stimme, die ſehr reſolut klingen ſollte, in der That aber ein wenig zitterte:

„Nun, Alte, unſer Eduard wird nun auch fort müſſen!“

„Wohin denn?“ fragte meine Mutter und that, als ob ſie nicht verſtände, während ihr abgewandtes Geſicht verrieth, daß ſie wohl verſtand.

„Nun, meine Alte, Du verſtehſt mich wohl,“ ſagte er und legte die Hand auf ihre Schulter. „Eduard weiß, was ich meine,“ fügte er hinzu.

Ich nickte mit dem Kopfe; die Mutter ſah mich mit einem unausſprechlichen Blicke an, dann zog ſie einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die Kommode, und indem ſie auf eine reiche Ausſtattung von Hemden, Taſchentüchern, Nachtleibchen und andere Wäſche zeigte, ſagte ſie: „Ihr ſeht wohl, daß ich längſt daran gedacht habe und daß Alles vorbereitet iſt!“

„Gute Mutter,“ lächelte mein Vater, Deine Fürſorge iſt zu reich ausgefallen; bewahre das Alles für ſeine Heirath; er kann nur ſo viel mitnehmen, als in einen Torniſter geht.“

Meine gute Mutter blieb ſchweigend vor der geöffneten Lade ſtehen und ſah die Wäſche an, ohne ein Wort zu ſagen, ohne nur einen Seufzer auszuſtoßen.

Mein Vater wandte ſich zu mir: „Jetzt, Eduard, ſei vorſichtig — geh' zum Dr. Schrader — der wird Dir ſagen, was Du zu thun haſt.“

Die alte Margareth, unſere Hausmagd, die mich auf den Knieen geſchaukelt, ein treues Hausmöbel, das zur Familie gehörte, und vor der meine Mutter kein Geheimniß hatte, trat in die Stube, und da ſie die Lade offen

und den ernſten Ausdruck auf unſeren Geſichtern ſah, lächelte ſie einverſtändlich und murmelte ein: „Endlich, endlich!“ zwiſchen den Zähnen.

„Haſt Du denn gar kein Herz, Margareth?“ fragte meine Mutter vorwurfsvoll.

„Ob ich ein Herz hab', Frau Birkner, das wiſſen Sie wohl, und ob ich den Eduard lieb hab', das wiſſen Sie auch; aber was nützt das Alles, die Franzoſen müſſen fort!“ rief Margareth und ſtreckte den Arm ſo energiſch und unabhängig in die Luft, wie ſie es in Gegenwart ihrer Herrſchaft vielleicht in ihrem Leben nicht gethan.

Am Abend ſchlich ich mich zu Dr. Schrader, einem Gelehrten, der ſeit einigen Wochen die Flora unſeres Gebirges ſtudirte und vor der Stadt in einem kleinen Häuschen wohnte. Aber die beſten Deutſchen unſerer Stadt wußten, daß er ein Abgeſandter des Tugendbundes, daß das kleine Häuschen ein Werbebureau ſei. Wir waren weſtphäliſch, und die größte Vorſicht that noth. Dr. Schrader, der von Allem vortrefflich unterrichtet war, ſagte mir, ich müſſe von allen Freiwilligen der Letzte ſein, der die Stadt verlaſſe, damit der franzöſiſche Oberſt, der in unſerm Hauſe wohnte, auf das Verſchwinden der jungen Leute nicht aufmerkſam werde. Das that meinem Ehrgefühl ſehr wehe, daß ich von allen Patrioten, die zur Vertheidigung des Vaterlandes auszogen, der Letzte ſein ſollte. Die wenigen Tage, die

ich in meiner Vaterstadt noch verbrachte, wurden mir eine wahre Hölle. Alle meine Altersgenossen waren verschwunden; wenn man mich so allein durch die Gassen schlendern sah, zuckte man die Achseln. So oft ich ausging, um bei einem alten Soldaten einige geheime Exerzierstunden zu nehmen, setzte Margarethe voraus, daß ich endlich abreise und daß ich nur der vielen französischen Soldaten wegen, die sich in unserem Hause herumtrieben, nicht offen Abschied nehme, und sie lächelte mir einen liebevollen Gruß zu. Kam ich aber des Abends wieder zurück, so rief sie ganz laut: „Noch nicht fort?“ und schüttelte den Kopf über mich, wie über einen verlorenen Menschen.

Endlich, endlich kam der Tag, da ich, nach kurzem Abschied, auf preußischen Boden entweichen durfte.

Na, ich will unsern Feldzug nicht erzählen; den kennt ja Jeder, oder es sollte ihn wenigstens Jeder kennen, um was daraus zu lernen für künftige Zeiten, die vielleicht nicht zu fern sind. Auch meine Heldenthaten und Schlachten will ich nicht erwähnen, und wie ich überall mit heiler Haut davon kam. Nur ein eigenthümliches, rührendes Vorkommniß will ich erzählen.

Wir waren schon am Rhein, als meine Schwadron den Befehl bekam, schnurstracks zurückzureiten und in einer gewissen Gegend Westphalens Posto zu fassen. Ich glaube, wir sollten dort eine Kriegskasse erwarten,

um sie dann weiter an die französische Grenze zu begleiten. Das verdroß uns ein wenig, weil wir uns auf Paris gefreut hatten — aber die Alliirten zogen ja in Frankreich ein, und das war die Hauptsache, und wir waren im Ganzen lustig und guter Dinge. In Westphalen, mitten in einer großen Ebene, welche die Heerstraße in gerader Linie durchschnitt, wurden wir in einzelne Höfe, die über das Land zerstreut lagen, einquartirt. Mir und noch fünf meiner Cameraden wurde ein kleiner Hof angewiesen, der unmittelbar an der Landstraße lag. Als wir daselbst mit unsern Zetteln in der Hand vorritten, kam uns ein altes Mütterchen entgegen, das uns überaus freundlich anlächelte und mit Kopfnicken, ohne eigentlich ein Wort zu sprechen, willkommen hieß. Sie wollte uns jeden Einzelnen aus dem Sattel heben und hätte es gewiß gethan, wenn wir nicht rasch abgesessen wären.

„Mutter Schleinitz," sagte ich, „hier ist unser Quartierzettel."

„Das bin ich nicht; die Mutter Schleinitz wohnt im oberen Hofe, dort oben; ich bin die Mutter Lene," sagte die Alte, immer lächelnd.

Wir sahen, daß wir uns geirrt hatten, und wollten wieder aufsitzen, um weiter zu reiten. Aber Mutter Lene flehte: „Das thut ja nichts; bleibt, Kinder, bleibt hier; Ihr sollt's gut haben, wahrlich sehr gut! Caspar," rief sie, und ein Knecht kam aus dem Hofe. — „Caspar,

führ' die Pferde in den Stall. — Kommt, Kinder, bleibt hier!" bat die Alte wieder, nahm Zwei von uns am Arm, und zog sie in die Stube; die Andern folgten unwillkürlich. Wir wußten gar nicht, wie uns geschehen war; die Alte bat so innig, daß wir nicht widerstehen konnten. In der Stube öffnete sie eine Kammerthür, und wir sahen Würste, Schinken, Eierkörbe und allerlei andern Mundvorrath schön geordnet aufgehängt und aufgestellt. „Mein Keller," sagte sie, ist auch gut bestellt. — „Ihr sollt es gut bei mir haben, Kinder. — Ihr müßt nicht sparen, und leben, so gut Ihr wollt."

Graff aus Hamburg machte hinter dem Rücken der Alten mit der Hand eine Bewegung vor der Stirne, als wollte er andeuten, daß es bei ihr nicht richtig sein müsse. Indessen ließen wir uns die gastliche Aufnahme gern gefallen und blieben bei der Mutter Lene. Caspar brachte unsere Pferde unter, und die Magd deckte den Tisch mit reinlichem Linnen, während die Alte sehr emsig am Herde beschäftigt war, uns eine Mahlzeit zu bereiten. Aber diese Beschäftigung hielt sie nicht ab, uns, als wir uns an das Putzen unserer Uniformen und Waffen machten, hie und da hülfreiche Hand zu leihen und Manches herbeizubringen, was unsere Arbeit erleichtern konnte. Wir waren erstaunt. Bei manchem Patrioten waren wir gastlich aufgenommen worden, aber solche Güte und Gastlichkeit, wie bei der alten Bäuerin, hatten wir noch nicht erfahren.

„Ja, das Volk, das Volk!“ rief der Eine, „ich sage es ja immer, das Volk, nur das Volk!“

Und der Andere: „Wie müssen die Unterdrücker und der Herr Hieronymus hier gehaust haben, wenn die Befreier so geliebt werden!“

Bei Tische trug sie selber auf und bediente uns wie eine Magd; dann setzte sie sich zu uns und sah lächelnd zu, wie wir mit jugendlichem Appetit in ihre Speisen einhieben, und munterte uns auf, fortzufahren. Sie saß mir gerade gegenüber, und da bemerkte ich erst, daß ich kein gewöhnliches Gesicht vor mir hatte. Es lag etwas wie ein Schleier darüber, wie ein Schleier, der ein Geheimniß verdeckt.

Wie braun und gehärtet auch die bäuerlichen Züge erschienen, hatte doch das ganze Gesicht etwas unsäglich Mildes; nur zwei kummervolle Falten, die die Stirn von oben nach unten durchschnitten, machten den Eindruck, als wären sie nie glättbar und doch wieder, als warteten sie fortwährend einer Freude, die mit weicher Hand darüber fahre und sie verwische. Eigenthümlich war es, in wie geringer Verbindung Mund und Augen standen; denn während jener immer lächelte, blickten diese eben so unausgesetzt mit einem unsagbar sehnsüchtigen Ausdrucke und immer, als blickten sie in weite, verschwommene Ferne. Die Gestalt der alten Mutter Lene war kräftig, aber von der Last der Jahre und, wie man sich sagen mußte, von einer anderen unsichtbaren Last etwas

zuſammengekrümmt. Je länger ich ſie anſah, deſto freundlicher, faſt möchte ich ſagen, deſto zärtlicher wurde meine Stimme, wenn ich mit ihr ſprach, und deſto trauriger wurde ich im Innern meines Herzens, und ich konnte bemerken, daß es meinen Cameraden eben ſo erging. Es war unſern heitern und jugendlichen Gemüthern förmlich eine Laſt vom Herzen genommen, als ſie, da die Schwarzwälder Uhr drei ſchlug, plötzlich aufſtand und raſch zur Thüre hinaus ſchritt, um nicht wieder zurück zu kommen.

Nach Tiſche ſahen wir nach unſern Pferden, die wir gut verſorgt fanden, und gingen dann, uns im Hauſe einzurichten. Obwohl uns Mutter Lene die Stube ganz überlaſſen, wollten wir die gute Gaſtfreundin doch nicht aller Bequemlichkeit berauben und ſahen uns im Hauſe um, wo wir unſer Nachtlager aufſchlagen könnten, ohne ihr beſchwerlich zu fallen. Ich ſtieg zu dieſem Zwecke die ſchmale Treppe hinauf, die vom Vorhauſe auf den Boden führte. Oben angekommen, hatte ich einen ſonderbaren Anblick. Vor einer Dachluke auf einem Strohſeſſel ſaß Mutter Lene, die ſeit mehr als einer Stunde verſchwunden war, und ſah unbeweglich vor ſich hin. Ich hielt ſie für ſchlafend, da ich mich aber näherte, ſah ich ihre Augen weit geöffnet. Sie ſtarrte unabwendbar der Landſtraße entgegen, die wie ein gerader weißer Strich die Ebene durchſchnitt und ſich in weiter Ferne am öſtlichen Horizonte verlor. Ich ſtand neben

ihr, ich ſah in ihre weit offenen Augen, aber ſie bemerkte mich nicht, obwohl ihr ganzes Leben in dieſen Augen concentrirt ſchien. Ich hätte ſie, ohne den ungewöhnlichen Glanz der Augen, für todt gehalten, ſo aber glaubte ich, ſie befinde ſich in irgend einem krankhaften Zuſtande, und fragte ſie mit lauter Stimme: „Mutter Lene, fehlt Ihr was? Was macht Sie hier?“

Ein abwehrendes „Sch“ war die einzige Antwort; ihre Augen wandten ſich dabei von der Straße nicht ab.

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter und ſchüttelte ſie leiſe. Eine ungeduldige Bewegung ſagte mir, daß ich ein unberufener Störer war, brachte aber ihren Blick nicht eine halbe Secunde lang aus ſeiner Richtung.

Ich wußte nicht, was aus all' dem zu machen, und rief die Cameraden, die auf ein gegebenes Zeichen auf den Fußſpitzen herankamen. Da ſtanden wir nun im Halbkreiſe um die Alte herum, ſahen ſie an, zuckten die Achſel, ſchüttelten die Köpfe und ſchlichen endlich fort, ohne auch nur von ihr bemerkt zu werden.

Im Hofe trafen wir Caſpar, den Knecht, und fragten ihn, was das zu bedeuten habe.

„Bah,“ ſagte Caſpar, „ſo ſitzt ſie jeden Tag; ſie erwartet ihren Sohn, ihren Wilhelm.

„Sie hat einen Sohn?“ fragten wir.

„Ja, ſie hatte einen Sohn. Die Franzoſen haben ihr ihn vor drei Jahren fortgenommen, da er noch nicht

siebzehn Jahre alt war, und haben ihn nach Rußland geführt. Na, man weiß, was aus den Franzosen und aus den Deutschen in Rußland geworden ist, aber die Alte läßt sich's nicht ausreden, daß ihr Wilhelm noch einmal heim kommt. Sie erwartet ihn jeden Tag und sitzt da oben an der Dachluke, wo sie die Landstraße übersehen kann; denn von da, bildet sie sich ein, müsse er herkommen, weil er auf dem Wege fortgegangen ist. Sie besorgt ihr Hauswesen, arbeitet den ganzen übrigen Tag, damit ihr Wilhelm, wenn er heimkommt, sein väterliches Erbe in guter Ordnung finde, aber wie's drei schlägt, läßt sie Alles stehen und liegen und steigt da hinauf und wartet."

„Also darum liebt sie die Soldaten, weil sie selbst einen Sohn unter den Soldaten hat?"

„Ja, freilich darum. Sie war mit den Franzosen, wie sie hier durchgekommen sind, gerade so gut und freigebig, wie mit Euch. Das ist ihr ganz gleichgültig, Deutsche oder Franzosen, wenn's nur Soldaten sind."

„Daß sie uns aber von ihrem Wilhelm noch gar nicht gesprochen hat?"

„Das kommt daher, daß sie sich schämt und fürchtet. Es haben sie schon viele Leute ausgelacht und ihr gesagt;, ihr Warten sei überflüssig und ihr Wilhelm werde nie wieder nach Hause kommen, und da haben sie ihr erzählt, was Alles in Rußland vorgegangen, und haben ihr gesagt, es sei verrückt, noch länger zu warten. Der

Napoleon freilich, der iſt entwiſcht, und unſer Hieronymus, der hat ſich noch früher aus dem Staube gemacht, bevor das Unglück und die große Kälte gekommen ſind; aber die armen Soldaten — Nun ſchämt ſie ſich, daß man ſie für verrückt hält, und fürchtet ſich, daß man ihr ſagen werde, daß ihr Wilhelm auch umgekommen, und da ſpricht ſie nicht mehr darüber."

Die ganze Geſchichte machte uns ſehr traurig, und als wir Abends in der Stube um den Tiſch ſaßen und ſpät nach Sonnenuntergang die Alte murmelnd die Treppe herunterkommen hörten, wurden wir ganz ſtill. So bemerkte ſie uns gar nicht, als ſie eintrat, und wir hörten deutlich, wie ſie, die Hände ineinandergelegt, vor ſich hinmurmelte: „Er iſt nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen."

„Er wird kommen!" rief unſer Camerad Helffrich, der Sohn eines Paſtors und Studioſus Theologiä, „glaube, liebe und hoffe, Du gute Mutter."

Aber die Alte hatte nur die erſten Worte gehört mit ſtrahlendem Geſichte wandte ſie ſich zu uns und rief: „Nicht wahr, er wird kommen? Gewiß er wird kommen!" Dann ſetzte ſie ſich zu uns, ſtützte beide Arme auf den Tiſch, ſah uns lächelnd an und ſprach mit halber Stimme, vertraulich, als ob ſie von Anderen nicht hätte gehört ſein wollen: „Seht, Kinder, hier zu Lande glaubt Niemand mehr, daß er wiederkommen werde, die

Leute hier verstehen nichts von Kriegssachen; Ihr aber, Ihr seid Soldaten, Ihr versteht's. Und was meint Ihr, wie geht es ihm in Rußland?"

„Nun," sagte Graff, „es geht ihm wohl so gut, wie es Einem in Feindes Land gehen kann."

„Feindes Land?" lächelte die Alte, „Du bist ein närrischer Mensch; mein Wilhelm ist keines Menschen Feind; das ist ein gutes Kind, mein Wilhelm, und das werden sie ihm überall ansehen. Er ist ja auch nur mitgegangen, weil er hat mitgehen müssen, sonst hätten sie ihn erschossen. Da habe ich selbst gesagt: Wilhelm, gehe lieber mit, Du wirst schon wieder gesund und frisch heimkommen. Gut werden sie auch überall gegen ihn sein. Warum sollten sie nicht? Ich bin ja auch gut gegen die Soldaten. Immer, wenn Soldaten kommen, behandle ich sie, als wären's meine Söhne. Ich muß ja heimzahlen, was man anderwärts für meinen Wilhelm thut, und wenn man anderwärts hört, wie hier zu Lande die Soldaten gut behandelt werden, wie Kinder im eigenen Hause, wird man sie dort zu Lande auch so behandeln. Ist das nicht richtig?"

Wir nickten mit den Köpfen, denn Keiner von uns war im Stande, ein Wort hervorzubringen. Die Alte fuhr fort: „Na, und wann er morgen nicht kommt, so kommt er gewiß, wenn Friede ist. Nach der Schlacht bei Leipzig sagten sie hier, daß nun gewiß Friede wird-

aber das war wohl nicht der rechte Friede? Ihr müßt ja das verstehen als Soldaten."

„Nein," sagte Helffrich, „das war nicht der rechte Friede!"

„Das sage ich auch. Mit dem rechten Frieden kommt mein Wilhelm gewiß. Ach Gott!" rief sie und sah uns dabei mit glückseligem Gesichte an, „wie mir das wohl thut, einmal so recht über diese Dinge zu sprechen, so recht verständig und mit Leuten, die sich darauf verstehen."

Sie nickte uns voll Liebe zu und sah Einen nach dem Andern schweigend an, immer lächelnd, ohne zu bemerken, daß uns die Augen voll Wasser standen und daß es uns schwer war, ihren Blick auszuhalten. Nach einer langen Pause erst legte sie das Gesicht in beide Hände und sagte: „Wenn nur erst der rechte Friede käme! — Ja, der Napoleon! Wozu macht man denn alle die Kriege? Der rechte Friede, wenn nur erst der rechte Friede käme! So immer zu warten, das könnte Einen ganz krank machen. Es ist ein rechtes Elend!"

Helffrich stand auf und holte eine kleine Bibel, die er immer mit sich führte, setzte sich der Alten gegenüber und begann mit lauter Stimme aus dem Buche Tobias zu lesen: „Und Tobias sprach zu ihr: Schweige und sei getrost! Unserem Sohne geht es, ob Gott will, wohl, er hat einen getreuen Gesellen mit sich."

„Sie aber wollte sich nicht trösten lassen und lief

alle Tage hinaus und sah auf alle Straßen da er herkommen sollte, ob sie ihn etwa ersähe."

Die Alte erhob ihren Kopf aus den Händen und sagte: „Das ist ein tröstliches Buch, das Buch des Tobias!" — Und ehe Helffrich weiter lesen konnte, sagte sie auswendig: „Hanna aber saß fast täglich am Wege auf einem Berge, daß sie könnte weit um sich sehen. Und als sie an dem Orte nach ihm sahe, ward sie ihres Sohnes gewahr von ferne und kannte ihn von Stund' an —"

Darauf sagte sie mit zitternder Stimme den Lobgesang her, und wir sahen mit Staunen, daß sie das ganze „tröstliche Buch" Tobias auswendig wußte. Sie nahm Helffrich die Bibel aus der Hand, legte sie vor sich nieder, zog das Licht näher, legte die Stirn in beide Hände und begann zu lesen und vergaß uns und die ganze Umgebung. Es wurde spät; sie las noch immer. Wir schlichen uns vom Tische, legten uns, müde vom Ritte, auf unsere Lager und schliefen längst den festen Schlaf der Jugend, als sie noch da saß und im tröstlichen Buche von der Wiederkehr des geliebten Sohnes las.

Am anderen Morgen war sie wieder eine gute Bäuerin, wie viele andere. Sie wirthschaftete in Haus und Hof umher und sorgte dafür, daß uns nichts fehle. Aber Nachmittags war sie wieder verschwunden. Wir stiegen Einer nach dem Andern einen Theil der Treppe

hinauf, ſo daß nur der Kopf über den Boden des Speichers hervorragte, und ſahen uns die Mutter Lene an, wie ſie ruhig, unbeweglich daſaß und der Straße, die nach Oſten führte, entgegenſah. Wir ſchlichen wieder fort, ohne ſie zu ſtören, und unwillkürlich gingen wir während des Nachmittags in den unteren Räumen des Hauſes auf den Fußſpitzen umher, als wäre ein Kranker im Hauſe, oder als würde eine heilige Handlung vorgenommen.

In ſpäter Dämmerung erſchien ſie wieder und murmelte: „Er iſt nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen.“

So verging ein Tag um den andern; jeder Tag ſah ſie um dieſelbe Zeit auf ihrem Warteposten; jeder Tag brachte uns dieſelbe mütterliche Pflege von ihr. Nach und nach bekamen wir vor ihrem heiligen Wahnſinn eine ſolche Scheu, daß wir die Stunden, die ſie vor der Dachluke zubrachte, auf unſeren Pferden im freien Felde verweilten, um während dieſer Zeit dem Hauſe und ihr die ganze ungeſtörte Ruhe zu laſſen. Auch ritten wir immer nach der entgegengeſetzten Seite der Landſtraße, gegen Weſten, da es uns etwas unheimlich geweſen wäre, unter dieſem ſtarren, concentrirten Blicke der wartenden Mutter hinzureiten oder gar vor dieſem Blick wie ein Hinderniß zu erſcheinen.

So vergingen nahe an zwei Wochen, bis wir Befehl erhielten, uns wieder auf den Weg zu machen, und

zwar Frankreich zu. Mutter Lene füllte uns noch alle Taschen mit Lebensmitteln, und in der innersten Seele gerührt nahmen wir Abschied. — „Schade," sagte sie, „daß Ihr nach der Seite reitet und nicht nach der anderen; da wäret Ihr vielleicht meinem Wilhelm begegnet. Na, wenn Ihr aus Frankreich zurückkommt, haltet Euch nur hier auf, da werdet Ihr ihn schon kennen lernen und sehen, daß es ein so stattlicher Soldat ist wie Ihr."

Wir versprachen, auf unserem Rückwege, wenn nur irgend möglich, gewiß wieder bei ihr einzukehren, und ritten unter ihren Segenswünschen und von ihrem Lächeln begleitet davon, Frankreich und dem Feinde entgegen.

Wir hielten Wort. Die Schlachten auf französischem Boden waren geschlagen, der Friede war seit mehreren Monaten geschlossen, und wir ritten als Sieger mit glücklichem und gehobenem Gefühl der Heimat zu. Wir kamen wieder nach Westphalen; aber wir sollten diesmal eine andere Straße reiten. Doch nahm man es mit uns Freiwilligen, die wir halb und halb schon entlassen waren, nicht so genau und man erlaubte uns, einen Umweg zu machen, der uns gestattete, die alte Mutter Lene wieder zu sehen. Wir hatten uns vorgenommen, mit einem der damaligen Sieges- und Freiheitslieder in den Hof einzureiten; aber wir hatten die

Zeit ſchlecht bemeſſen und es war ſchon ziemlich ſpät am Nachmittage, alſo um die Zeit ihres Wartens, als wir daſelbſt ankamen. So ließen wir das Singen ſein, ſtiegen hundert Schritte vom Hauſe ab und führten die Pferde ſachte und am Zügel in den Hof.

Im Stalle ſahen wir den Knecht Caſpar, der uns froh willkommen hieß. „Was macht die Alte?“ fragten wir beinahe einſtimmig.

„Schlecht, ſchlecht!“ antwortete er kopfſchüttelnd. „Seit man hier im Lande überall große Feuer angezündet und den Frieden verkündigt hat, geht's ſchlecht. Sie ging von Hof zu Hof und fragte, ob das der rechte Frieden ſei, und ſeitdem hat ſie Alles liegen laſſen und ſitzt nun den ganzen Tag vor ihrer Dachluke und wartet; denn jetzt, meint ſie, müſſe ihr Wilhelm kommen. Und da er nach dem rechten Frieden doch nicht kommt, ſcheint ihr das etwas quer, und nun, glaub' ich, macht ſie's nicht mehr lange. So eine Hoffnung in ſo einem alten Haus iſt wie ein Stützbalken; nimm den Balken weg, das alte Haus ſtürzt zuſammen. Ich glaube, daß ihr Balken angefault iſt.“

Wir wollten doch wenigſtens die Alte ſehen und ſtiegen, wie ehemals, die halbe Treppe hinauf. Da ſaß ſie richtig auf ihrem Poſten. Aber es fiel uns auf, daß ſie nicht mehr, wie ſonſt, gerade vor ſich hinſtarrte, der Landſtraße entgegen, und daß ihr Kopf auf die Bruſt herabgefallen war, wie bei einer Perſon, die ſich nicht

aufrecht halten kann. Beſorgt ſchlichen wir näher. Da ſahen wir, daß ſie die Augen geſchloſſen hatte. Bei unſerem Herantreten öffnete ſie dieſelben und da ſie uns erkannte, lächelte ſie freundlich, wie ehemals, aber bei weitem ſchmerzlicher. Es fiel uns auf, wie arg in dieſer kurzen Zeit ihr Geſicht verfallen, war und daß ſie ſich uns zuwandte, während es damals nicht möglich war, ihre Augen von der Landſtraße abzulenken.

„Seid Ihr da, Kinder," ſagte ſie mit ſchwacher Stimme. „Ihr kommt von der anderen Seite, von dieſer Seite kommt Niemand. Und iſt doch der rechte Friede geſchloſſen? Oder iſt's noch nicht der rechte Friede? Wo iſt der, der mir aus dem tröſtlichen Buche Tobias vorgeleſen und der mir vom rechten Frieden geſprochen?" Sie ſuchte Helffrich mit den Augen — da rief ſie: „Aber Einer fehlt! Wo iſt denn der Lange, Schwarze?"

In der That fehlte Graff in unſerer Mitte; in Lothringen hatte ihn eine Kugel aus dem Hinterhalte hingeſtreckt.

Wir antworteten nicht.

„Ich weiß," ſagte die Alte, „ich weiß. Deſſen Mutter wird auch lange warten." So ſprechend, wandte ſich ihr Geſicht wieder der Luke und der Landſtraße zu. „Ich werde nicht länger warten," ſagte ſie weiter und lächelte. „Seht Ihr dort — er kommt!"

So ſprechend, ſtand ſie auf und ſtreckte den Arm der Straße entgegen. In demſelben Augenblicke aber ſtürzte

ſie in den Stuhl zurück, und die Augen weit geöffnet, noch immer wartend und auslugend, ſaß ſie da und — war todt.

Wir blieben einen Tag länger, als unſer Urlaub geſtattete, um der guten Mutter Lene die letzte Ehre zu erweiſen. Hoch zu Roß folgten wir ihrem Sarge. Helffrich hatte ſich vom Paſtor die Erlaubniß ausgebeten, an ſeiner Statt ihr die Grabrede zu halten. Aber er war noch nicht genug Paſtor, und brachte vor Rührung kein Wort hervor.

V.

Eine deutsche Löwin in Paris.

Eduard erzählt:

Vor ungefähr achtzehn Monaten, an einem schönen Frühlingsmorgen, da ich, nichts Böses ahnend und arbeitend, auf meiner Pariser Stube sitze, tritt ein Commissionair bei mir ein und übergibt mir mit den Worten: „Ich bin schon bezahlt" ein sehr elegantes Briefchen, das, deutsch geschrieben, ungefähr so lautete:

„Verehrtester Herr H..!

Sie würden ein gutes Werk thun, wenn Sie die Güte haben und mich besuchen wollten. Lassen Sie sich durch meinen Namen, wenn er Ihnen bekannt ist, von dem Besuche nicht abschrecken, da es sich, ich wiederhole es, um ein gutes Werk handelt, um eine Wohlthat, die

Sie erzeigen sollen, indem Sie in einer wichtigen Angelegenheit Ihren Rath ertheilen. Alles, was ich von Ihnen gehört, gibt mir den Muth zu dieser Bitte, so wie den Wunsch, mich nach Ihrem Rathe zu richten. Ich wohne Boulevard des Capucines Nr. 17 im zweiten Hofe links, zwei Treppen hoch, und erwarte Sie zwischen ein und zwei Uhr. Ich bitte Sie noch einmal und aufs Inständigste, kommen Sie, und wenn es Ihnen heute nicht möglich ist, doch einen dieser Tage um dieselbe Stunde.

Auf Ihre Güte trauend, Ihre ergebenste Dienerin

Augustine R. —"

Kennen Sie diesen Namen, meine Herren? Nicht? — Ich kannte ihn. Augustine ist eine Deutsche und eine der elegantesten, schönsten, blondesten und verrufensten Löwinnen von Paris. Es ist sehr merkwürdig, welchen großen Erfolg unsere schönen Landsmänninnen haben, wenn sie sich mit Energie und Ausdauer darauf werfen, Lionnes zu werden. Sie überstrahlen dann alle französische Löwinnen, die doch den Ruf größerer Koketterie und höherer Grazie haben. Da ich den Namen kannte, war ich etwas verlegen, um so mehr verlegen, da in demselben Hause, im vierten Stocke, aber auf einer anderen Treppe ein bekannter Musiker des Conservatoriums wohnt, dessen wöchentliche musikalische Soireen ich regelmäßig besuchte. Wenn mich dessen Frau zu Augustine gehen sähe! oder auch nur der Portier,

der mich ganz genau kannte! — Und was kann sie von mir wollen? Was habe ich mit dieser Halbwelt zu thun? Ich habe mich von solchen Berührungen immer so fern als möglich gehalten, soll ich jetzt mit Gewalt in diese Welt hineingezogen werden? Man kann nie voraussehen, in welche unangenehme Geschichte man bei solchen Weibern verwickelt wird. — Aber der Brief war so dringend, es wehte mich eine Luft der Wahrhaftigkeit, der Aufrichtigkeit, ja der Trauer aus diesen Zeilen an, die mich nachdenklich machte und beinahe rührte. Es ist jedenfalls Pflicht, nachzusehen, dachte ich und machte mich gegen ein Uhr auf den Weg.

Der zweite Hof des Hauses Nr. 17, Boulevard des Capucines ist ein sehr schöner, freundlicher Square. Mit dem ersten Schritt in diesen Hof glaubt man sich hundert Meilen weit von Paris. Aller Lärm der Straße verhallt in der Ferne, wie das Rauschen eines fernen Stromes; man hört nur das melodisch-monotone Fallen des Springbrunnens, der sich silbern, glänzend aus der Mitte des Rasenplatzes erhebt, um in ein rundes, von Blumen umgebenes Bassin zurückzufallen. Die Bäume, die den Rasenplatz umgeben, standen schon in Blüthe und in ihren Zweigen zwitscherte ein Volk von Vögeln, als ob es sich mitten in einer lachenden Landschaft befände. Auf den Square hinab sehen die großen Krystallscheiben der Fenster, die mit Sculpturen im Renaissancestil geziert sind und zwischen welchen hübsche

Statuen, Nachahmungen der Antiken im Louvre, in Nischen stehen. Aus jeder einzelnen Wohnung führt ein kleiner Balkon, dessen geschmackvolles Gitterwerk hie und da vergoldet ist und Blumen und Laubgewinde vorstellt, aus dem kleine Köpfchen von Rittern und Damen, von Pagen und Knappen hervorblicken. Aus den vier Ecken führen vier weiße Treppen in den Hof, welche von breiten Glasdächern bedeckt sind, die wieder von eisernen, bronzirten schlanken Säulen getragen werden. In manchen der Wohnungen war die Dienerschaft noch mit Aufräumen und Reinmachen beschäftigt, und aus den offenen Fenstern hingen bunte Teppiche oder wurden glänzende Decken geschwungen und geschüttelt. Dort und da sah man eine Dame im Nebenstübchen am Fenster vorübergehen, oder auch einen Cigarre rauchenden Gentlemen im seidenen Schlafrock; aus dem und jenem Fenster kamen einzelne Pianotöne hervor. Das ganze Haus schien die Wohnung, die Zufluchtstätte sorgloser, glücklicher Menschen. Im zweiten Stock, in einem der schönsten Appartements dieses Hauses, wohnte Augustine, der mein Besuch galt.

Ich zog die Glocke; ein Bedienter in Livrée öffnete mir und führte mich in den Vorsaal, wo mich ein anderer Bedienter empfing. — „Madame erwartet Sie", sagte dieser und führte mich in den Salon. Meine Herren, Sie kennen den Luxus luxuriöser Pariser Salons und ich will Ihnen diesen nicht erst beschreiben. Nur

Nur so viel, daß hier mit all dem Gold, Sammt, Seide, Bronze, Marmor, Porzellan u. s. w. nicht nur Luxus und Reichthum verschwendet waren, beide waren mit Geschmack gewählt und geordnet. Kaum war ich eingetreten, als mir Augustine schon voll Dankbarkeit entgegenkam; wie sie aus dem zweiten Zimmer heraus und mir entgegentrat, war ich in der That von der Schönheit dieser Erscheinung wie gebannt. Sie kennen sie ja! — Nicht? — Ach, Sie müssen sie kennen, Sie wissen es nur nicht. Hundert Mal müssen Sie sie schon im Bois de Boulogne gesehen haben — offener Wagen — blaue Livrée, englische Füchse — sie ist meist allein — blonde Locken — die schönste Person der ganzen Demi-Monde. — Ach! nicht wahr? Sie erinnern sich? Sie frappirt ja jedes Auge; man vergißt es nicht, wenn man sie einmal gesehen; sie beschämt alle großen Damen, — diese Küferstochter aus Hanau.

Bon! ich will kurz sein. Nachdem sie mich zum Sitzen gezwungen und sich noch hundert Male wegen ihrer Zudringlichkeit entschuldigt — und das Alles auf das Einfachste, ohne Koketterie, stand sie wieder auf und bat mich um Verzeihung, sie werde in einem Augenblicke wieder zurück sein. Nach einigen Minuten kam sie mit einem kleinen Knaben von ungefähr sieben Jahren. Ein wunderschöner Junge und in dieser Beziehung vollkommen würdig, der Sohn dieser Mutter zu sein. Er hatte blonde, lange Locken, die auf einen sehr weißen,

nackten Hals herabfielen und trug eine schwarzsammtne Blouse mit blauen Knöpfchen. Die vollen runden Beinchen waren nackt und die Füße staken in schottischen Strümpfchen. Das tiefblaue Auge dieses Kindes war, trotz des gesunden Wesens der ganzen Erscheinung voll von Melancholie und zugleich voll auffallender, leuchtender Intelligenz. Auguſtine sah mit offenbarer Freude, wie ich mich an dem Anblick des holden Kindes weidete, und hörte mit Theilnahme zu, wie ich an dasselbe Fragen richtete und wie sie das Kind beantwortete. Dann nahm sie den Jungen wieder an den Schultern und führte ihn an die Thür, küßte ihn und sagte: Adieu mon bijou, geh' jetzt mit Pauline in die Tuilerien. Der Knabe schickte mir noch ein Lächeln und einen freundlichen Blick zu und ging. Auguſtine kam zurück, setzte sich mir gegenüber auf's Sopha und sagte: „Nicht wahr, es ist ein liebes Kind?"

„Ein prächtiger Junge, eben so schön als intelligent."

Auguſtine seufzte, schien sich zusammen zu nehmen und sagte endlich: „Des Kindes wegen habe ich Sie um diesen Besuch gebeten."

„Bitte, erklären Sie sich deutlicher."

„Ich muß Ihnen erst sagen, Herr Doctor," nahm Auguſtine wieder das Wort, „daß ich Sie schon seit lange zu kennen die Ehre habe. Als Sie in Frankfurt waren, war ich noch in Hanau; dort habe ich oft von Ihnen gehört, später habe ich Sie in Frankfurt selbst

geſehen. Vor Kurzem war hier in Paris bei einem Souper junger Leute von Ihnen die Rede. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß man nur Gutes von Ihnen geſprochen und ernſter, als junge Leute bei ſolchen Gelegenheiten zu ſprechen pflegen. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß Sie in Paris wohnen, und ich beſchloß, mich in einer wichtigen Sache, die mir ſeit lange ſchwer auf dem Herzen liegt, an Sie zu wenden. — Ich habe Freunde genug, aber Sie wiſſen, von welcher Art dieſe Freunde ſind. Ich bin da, um ſie zu amüſiren, nicht Sie mit ernſten Dingen zu langweilen oder Ihnen von Sachen zu ſprechen, die mich beängſtigen. Thäte ich das, ſie würden mir ins Geſicht lachen. Auguſtine wird ſentimental, Auguſtine wird eine bourgeoise, Auguſtine wird langweilig, wird moraliſch, wird dumm, würde es heißen und man würde mir den Rücken kehren. Im beſten Falle würde man meine Sorgen, meine Angſt, mein Unglück für eine neue Art von Koketterie halten. Sie, lieber Herr Doctor, werden mich trotz Allem, nicht für unwürdig halten, mir einen Rath zu geben, der einem unſchuldigen, lieben Kinde nützen ſoll."

„Bitte, ſprechen Sie; ich höre Ihnen mit der größten Aufmerkſamkeit zu."

„Ich wollte Sie um Ihren Rath in Betreff der Erziehung meines Kindes fragen. Sie haben es geſehen, von Tag zu Tage wird der Knabe ſchöner, von Tage zu Tage entwickelt ſich ſein Geiſt mehr und mehr. Er

ſtellt mir oft Fragen, die mich auf die verſchiedenſte Weiſe in Verlegenheit bringen. Ich zittere vor dem Tage, da er mir eine gewiſſe Frage vorlegen wird, oder da er Alles verſtehen wird ohne Frage. Was ſoll ich thun?"

„In wie fern? Was meinen Sie?"

„Ich habe zwiſchen zwei Wegen zu wählen. Entweder ich erziehe ihn, wie man in dieſer meiner Welt erzieht, oder ich erziehe ihn außerhalb dieſer Welt zu einem anſtändigen Menſchen."

„Glauben Sie, daß Sie hier noch meines Rathes bedürfen? Sind Sie zweifelhaft, für welchen dieſer beiden Wege ich mich entſcheiden werde?"

„Nein, gewiß nicht! aber, Herr Doctor, Sie haben nicht Alles bedacht, was ich bedacht habe; Sie ängſtigt bei dieſer Wahl nicht, was mich ängſtigt."

„Was iſt es?"

„Laſſe ich ihn in dieſer meiner Welt aufwachſen, dann wird er leichtſinnig, frivol, ſchlecht vielleicht; er wird denken und fühlen, wie man in meiner Welt denkt und fühlt; er wird nichts Anderes kennen — aber ſeine ganze Umgebung wird ihm eben ſo natürlich erſcheinen, wie ſeine Abſtammung, und es iſt dann noch möglich, daß er ſeine Mutter liebt; ſein Urſprung wird ihn nicht kränken, nicht beſchweren, und er wird ſeine Mutter vielleicht nicht verachten — er wird ſo viele ähnliche Mütter, ſo viele ähnliche Kinder ſehen. — Laſſe ich ihn

aber draußen in der anständigen Welt erziehen, in anständigen Ansichten und Grundsätzen aufwachsen, lasse ich seinen Geist und sein Herz sich so weit entwickeln, als sie können — wird er dann nicht doppelt unglücklich sein und wird er sich, sobald er zu Verstande kommt, von seiner Mutter nicht abwenden? Wird er seine Mutter nicht verachten? Und doch kann ich mich nicht entschließen, ihn absichtlich zu einem gemeinen Menschen zu machen. — Ach, es wäre so schade um das Kind, es ist so lieb, so gut, so klug. Und wieder soll ich mich von ihm verachten lassen? Soll ich es selbst herbeiführen, daß er sich einst meiner schäme? — Was soll ich thun? — Was soll ich thun? Herr Doctor, geben Sie mir einen Rath, was soll ich thun, was fange ich an?"

Sie rief diese letzten Worte in einem Tone der bebendsten Herzensangst; sie faltete die Hände im Schooße übereinander und sah mich fragend an. Ich gestehe es, ich war gerührt, ich war erschüttert. Ich sah, wie der Dichter sagt, durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Nur das wollte ich erzählen. Meine Antwort auf diese Frage brauche ich wohl nicht zu wiederholen. Meinem Rathe fügte ich nur noch den Trost bei, daß von einem in guten Grundsätzen erzogenen Sohne eine gute Mutter, und sei ihre Vergangenheit wie immer beschaffen, stets mehr Liebe und Achtung zu gewärtigen habe, als von einem, der ihr durch seinen Leichtsinn, durch seine Fri-

volität näher stehe. Ich versprach ihr, daß sie in ihrem Sohne, wenn seine Eigenschaften auf edle Weise ausgebildet würden, dermaleinst, wenn Alles sie verlassen haben wird, einen Freund, einen Tröster finden werde -- indem ein Sohn seiner Mutter gegenüber zur Liebe keiner anderen Ueberzeugung bedürfe, als derjenigen, daß sie eine liebende Mutter gewesen u. s. w. u. s. w.

Das und Aehnliches führte ich ihr aus, so gut es ging, und sie hörte mir zu, als ob ich ein neues Evangelium predigte. Jede Auseinandersetzung, daß sie sich ihres Kindes durch eine gute Erziehung nur desto mehr versichere, nahm sie mit einem glückseligen Lächeln hin. Dann mußte ich ihr noch einen Erziehungsplan machen. Ich war dafür, daß das Kind aus ihrer Welt entfernt werde; ich glaubte, daß es am besten wäre, wenn man es in eine Erziehungsanstalt nach Deutschland schickte. — „Mein Trost," rief sie, „mein einziges Glück!" und während Thränen über ihre Wangen herabfielen, beschloß sie, auch darin meinem Rathe zu folgen.

Meine Herren, ich will Ihnen noch etwas sagen, weil es die Geschichte completirt — und ich hoffe, Sie werden nicht lachen. Als ich ging, faßte Auguſtine meine Hand, und ehe ich mich dessen versah, hatte sie einen Kuß darauf gedrückt. Ich habe sie seit damals noch einmal besucht. Ihr Kind war in Heidelberg.

Novellen.

Die Glocke.

Jetzt läuter's, es iſt Mittagszeit;
Einſt ſcholl's ſo hold in dieſer Stunde,
Der Glocke Ton, er war der Neid
Von tauſend Dörfern in der Runde.

Ach, das iſt nicht der alte Klang,
Der mild und hell das Herz erfreute,
Auch ſie ward älter und zerſprang --
Sie läutet ſich ihr Grabgeläute.

(Zeitloſen.)

Nachfolgende Briefe fand ich, während eines kurzen Aufenthaltes in Deutſchland, unter dem Speicher eines Frankfurter alten Hauſes, als ich meine daſelbſt im Jahre 1849 zurückgelaſſenen Papiere zuſammenſuchte, um ſie in die Fremde fortzunehmen. — Die Briefe bildeten ein kleines Packet mit der Ueberſchrift: Max. — Als ſie mir in die Hände fielen, tauchte eine ganze alte, vergeſſene Geſchichte in mir auf und es war mir, als hörte ich eine melancholiſche Dorfglocke läuten. Ich las ſie durch und fand, daß ſie zuſammenhängend eine ganz ſonderbare, etwas räthſelhafte Geſchichte erzählten, und ich copirte ſie und ließ Manches weg und gebe ſie

jetzt dem Leſer, als ob es eine Novelle von mir wäre. Das iſt das Recht des Novelliſten. Nach vollendeter Lecture wird es vielleicht den Leſer intereſſiren, wenn ich ihm ſage, daß dieſe Briefe von einem Jünglinge geſchrieben ſind, der jetzt, als einer der größten Unternehmer, als einer der beſten Köpfe der hohen Induſtrie Oeſterreichs berühmt iſt.

Den 3. April 184..

Mein Freund! Wenn wir es dereinſt mit unſeren Liebesſchwüren nicht ernſter nehmen, als mit unſeren Freundſchaftseiden, dann bedauere ich unſre zukünftigen Geliebten und fürchte ich für uns große Strafgerichte. Aber ich hoffe, daß Jupiter die Studentenſchwüre ebenſo wenig beachte, wie Liebesbetheuerungen. — Bald ſchreiben! riefſt Du mir noch in den Wagen nach und ich legte die Hand auf's Herz, als ob ich ſagen wollte, daß ich das als die heiligſte Pflicht anerkenne und ſiehe da, nun ſind Monate vergangen, Du haſt meine Schrift, ich hab Deine nicht geſehen. Ich weiß, was Du zu ſagen haſt: Du warſt mit Deinem Examen beſchäftigt. Wiſſe Du, daß ich indeſſen auch manche ſchwere Prüfung beſtanden. Ich will es Dir in wenigen Worten ſagen. Mein Bruder iſt todt. Als ich das Schreiben

erhielt, in welchem mein Vater mich von der Universität abberief, war der gute Bruder schon seit mehreren Wochen begraben. Die Mutter wollte nicht, daß man mich früher von dem Unglücksfalle in Kenntniß setze, auch nicht, daß ich früher nach Hause komme, da sie mir die Theilnahme an der traurigen Stimmung im Hause ersparen wollte. Die Rückberufung sollte, wie Du Dich erinnerst, nur auf einige Monate gemeint sein, aber kaum in meinem Dorfe angekommen, sah ich wohl ein, daß ich der Wissenschaft, oder vielmehr der Universität und Euch, Ihr lieben Freunde, für immer Lebewohl gesagt habe. Die juristische Carrière, zu der mich mein Vater bestimmt hatte, war zu Ende, ich sollte nun meinen geschiedenen Bruder ersetzen, meinem Vater in seinem Geschäfte und in der Verwaltung der Eisenhämmer beistehen und eine Schule bei ihm durchmachen, die mich befähige, Geschäft und Gut dermaleinst als einziger Erbe zu übernehmen. Auch soll ich die Leere, die im Hause entstanden, ausfüllen und durch meine Gegenwart die gute, tiefbetrübte Mutter trösten. Das ist Alles nur verständig und billig, und meine gebieterische Pflicht ist es, mich dem Schicksal und den Anordnungen des Vaters willig und mit gutem Herzen zu fügen. — Mein Bruder, von dem mich ein großer Altersunterschied trennte, war mir immer ein Fremdling geblieben. Als er vor mehreren Jahren von der polytechnischen Schule heimkehrte, verließ ich das Haus, um die Universität

zu beziehen. So ſah ich ihn nur in meinen Knabenjahren, wenn er in ſeinen Jünglingsjahren, auf Ferien nach Hauſe kam. Sein Tod betrübte mich tief, tiefer aber der Schmerz, den er der guten Mutter verurſachte. Sie iſt aber, bei allem weichen Gefühl, ein ſtarker Charakter, der das Unvermeidliche zu tragen verſteht. Der äußerliche Umſtand, daß ſie immer nur einen Sohn in ihrer Nähe gehabt, trägt gewiß auch dazu bei, ſie ſeit meiner Heimkunft die entſtandene Lücke weniger ſchmerzlich fühlen zu laſſen. So iſt denn nach dem großen und plötzlich hereinbrechenden Unglück nach fünf Monaten Alles wieder ſo ziemlich in's Gleiche gekommen und es iſt zu hoffen, daß die Wunden im Vernarben ſind. Meinen Vater beſchäftigte es auf wohlthuende Weiſe, mich in die Geheimniſſe ſeines Geſchäftes und der Gutsverwaltung einzuweihen, Geheimniſſe, die leicht zu durchſchauen ſind, der gute, alte Mann aber für viel bedeutungsvoller hält. Geſchäft und Verwaltung ſind ſo gut geordnet, daß Alles wie am Schnürchen von ſelber geht und ich — Nichts, ſage gar nichts zu thun habe — und dieſer höchſt unangenehmen Muſe — geſtehe ich's nur offen und unverſchämt, — verdankſt Du dieſen erſten Brief. — Haſt Du, lieber Georg, ſeit unſrer Trennung nur irgend welchen erfreulichen Fortſchritt in der unerfreulichen Kenntniß des menſchlichen Herzens gemacht, ſo haſt Du auch ſchon errathen, daß ich Dich um irgend etwas bitten will. — Ich bitte Dich

um Bücher, ja, ja, um Bücher, um recht viele Bücher, und zwar nicht um Romane oder dergleichen, sondern um echte, wissenschaftliche Bücher. Seit ich die Wissenschaft verlassen, ist sie mir theuer geworden — nicht eben die Juristerei, die ein caput mortuum ist, wenn sie nicht von einem Professionisten getragen wird, aber die Wissenschaft überhaupt. Ich will die Sprachen, die Geschichte, die Literaturen der Völker studiren — denn ich lebe in der beständigen Angst, zu verbauern und ich langweile mich. — Im Hause ist es noch immer etwas düster und von einem Umgange außer dem Hause ist nicht die Rede. Dorf und Thal liegen mitten im Walde und sind nur von stumpfsinnig gewordenen Bauern und von rohen Eisenschmieden bewohnt. Umsonst habe ich diese ganze Zeit nach der Poesie des Dorflebens gesucht; umsonst bin ich von Haus zu Haus gegangen und habe ich nach Bauerngenies à la Hofschulze und Buchmeier geforscht. Ich glaube nicht an diese Poesie. Unser Bauer ist in Armuth und Arbeit stumpf geworden; was ihm an Geist übrig geblieben, hat sich in List verwandelt. Er ist viel unmoralischer als der verschrieene Städter. Nur an Sonn- und Feiertagen sehe ich Leute, die wie civilisirte Menschen aussehen — aber auch nur aussehen. Es sind das die kleinen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern aus der benachbarten kleinen Stadt, die uns, als den Reichen der Gegend, den Hof machen. In ihrer Gesellschaft sehne ich mich nach den Bauern,

die ich so eben verleumdet habe. — Weißt Du, was mir an diesen Leuten vor Allem fehlt? — Die Anmuth! — Die Anmuth, die, wie uns die Poesie einreden will, sich vorzugsweise auf dem Lande finden soll, denn sie sei die Schwester oder erstgeborene Tochter, oder Gott weiß, welche nächste Verwandte der Naivetät. Die Beamtentöchter und Frauen sind in ihrem Benehmen geziert, oder steif und immer lächerlich; in ihrem Gemüth kleinlich, boshaft, neidisch, klatschsüchtig. Die Bäuerinnen sind plump, roh an Körper, Geist und Gemüth, wenn von Geist und Gemüth überhaupt die Rede sein kann. Weiß der Himmel, wie ich jene Episode, die jedem Menschen meines Alters aufgespart ist, ich meine die Liebe, hier in diesem verödeten Erdwinkel durchmachen werde! O mein Freund! wie sehr steigen alle die Putzmacherinnen, mit denen wir so lustige Donnerstage beim Tanzmeister zugebracht haben, in meiner Achtung! Agnes, Hedwig, Adele, Tine, Olympia, wo seid Ihr? Selbst die dicke Rosalie oder das ellenlange Julchen erscheint mir in der Erinnerung wie der Charitinnen eine. — Mir bleibt nur die eine Hoffnung, daß ich unglückseliger Städter selber verbauere; aber Du begreifst, daß man sich gegen eine solche Metamorphose so lange als möglich sträubt. Dieses Sträuben soll mir durch die Bücher erleichtert werden. Ich habe bemerkt, daß Menschen, die sich mit Abstractem beschäftigen, lesen, allerlei Studien treiben, selbst auf dem Lande und in der ungebildetsten Umge-

bung etwas ſtädtiſch Feines bewahren; ihre Haut wird nicht elephantenhaft, ihre Hände bleiben ſchön und ihre Bewegungen, wenn auch unbeholfen, werden doch nicht bauernhaft und zu derb. Alſo, mein Freund, Bücher! Bücher! und zum dritten Male Bücher. Wie der lechzende Hirſch nach Waſſerquellen, ſchreie ich nach Büchern. Erlöſe mich aus dieſer Langeweile, bewahre mich vor Verbauerung, daß ich würdig bleibe, zu ſein Dein Freund

Mar.

Den 25. April.

Du biſt ein guter Freund! Ich hungerte und ſchrie auf zu Dir und Du reichteſt mir ſchnell, was mir damals das Brod des Lebens ſchien. Wie wirſt Du Dich verwundern, daß ich alle Deine Hiſtoriker und Dichter, die Du mit ſo viel Geſchmack und Kritik für mich ausgewählt, kaum eines Blickes gewürdigt — und daß ich heute bereit bin, Alles zu leugnen, was ich vor kaum vier Wochen als unumſtößlich wahr gedacht und gefühlt habe. Daß man auf dem Lande nur Rohheit und Plumpheit finde, daß man verbauern müſſe, daß man die Bücher nicht entbehren könne, daß die Langeweile die nothwendige Genoſſin eines Beatus ille procul negotiis ſei. — Alles das iſt heute nicht mehr wahr. Ich bin bereit, die entgegengeſetzte Theſis mit aller in mir

zu Grunde gegangenen Advocatenberedtsamkeit und mit aller Poesie Deiner mir übersandten Dichter zu vertheidigen. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, habe ich doch schon erkannt, daß man keine Wahrheit als die absolute hinstellen und daß man nicht auf vierzehn Tage voraus sein Leben bestimmen könne. Eine einzige kleine, unbedeutende Entdeckung oder Bekanntschaft hat mich plötzlich aus jener Lebensleere und Einförmigkeit herausgerissen, die Dich aus meinem letzten Briefe mit weit aufgerissenen Kiefern angähnte. — Ich war auf der Vogeljagd — um sich zu zerstreuen, wird der gelangweilte Mensch auf dem Throne wie in der Hütte ein Verfolger — und streifte hinter dem Dorfe auf den Feldern umher. Da läutete die Mittagsglocke, die in unsern patriarchalischen Verhältnissen zugleich, wie Byron sagt, the tocsin of the soul ist — das heißt, zum Mittagstische einladet. Ich eilte von den Feldern, die im vollen Frühlingssonnenscheine dampften, zurück und kam eben dort an, „wo die letzten Häuser stehen!" — Plötzlich höre ich eine überaus liebliche Stimme, die irgend Etwas mit zärtlichsten, verführerischten Liebkosungen lockte. „Jakob! Jakob! komm doch zurück! komm zurück, Du guter Kerl! Kobi! Kobi! Koberl! komm zurück, Du böser Kerl! Schau Kobi, Semmel! Semmel mit Butter!" Nun heiße ich zwar nicht Jakob, aber ich folgte doch der Stimme und sah ein allerliebstes blondes Mädchenköpfchen, das aus einer Gartenhecke auf's Feld und auf

einen Baum ſah. Ich folgte ihren Blicken und erkannte, daß ihr Locken einem Raben galt, der kein anderer war, als beſagter Jakob, Kobi auch Koberl genannt. Es war, wie ich auch aus den Blicken Kobi's und aus ſeinem Gekrächze, das ſich dem Mädchen wie antwortend zuwandte, erſah, ein zahmer Rabe, der ſeiner Herrin entflohen war. — Soll ich ſchießen? fragte ich, indem ich mich dem Mädchen näherte. — Um Gotteswillen nicht! ſchrie das Mädchen und ſah beſtürzt zu mir auf. Er wird ſchon wiederkommen, wenn er Hunger hat. — Nachdem ſie ſo geſprochen, erröthete ſie und machte Miene, ihr liebes Köpfchen wieder durch und hinter die Hecke zurückzuziehen. Ich fühlte das Bedürfniß, ſie zurückzuhalten, was mir auch gelang, indem ich mich inſtinctmäßig mit dem Raben zu beſchäftigen anfing. Es intereſſirte ſie, meine Bemühungen, des Raben habhaft zu werden, zu beobachten und ſie blieb und lachte manchmal über das zankende Gekrächze, das mir das poſſirliche Thier vom Baume herunter ſchickte, als ich ihn von demſelben in den Garten zurückzujagen ſtrebte. Am liebſten hätte ich ihn gefangen. Ich würde den Vogel dann, wie der Jäger im Nachtlager von Granada, ſeiner Beſitzerin zurückgebracht haben; wir hätten ein Duett geſungen und Alles wäre gut gegangen. In der That war ich geneigt, dem ſchönen Geſchöpfe die zärtlichſten Arien zu ſingen; da das aber nicht anging, blieb ich am Baume, ſchüttelte ihn, drohte dem Raben mit dem Kol-

ben meiner Büchse und da er sich trotz all dem nicht rührte, kroch ich endlich am Stamm hinan, in die Zweige. Während dieser ganzen Zeit wurden zwischen mir und dem Mädchen allerlei Reden, Rathschläge, Protestationen, Danksagungen, Ausrufungen gewechselt. Endlich saß ich rittlings auf einem Aste, dem Raben grade gegenüber und streckte die Hand aus, ihn zu fangen und hoffte schon auf Verwirklichung jener Opernpoesie, als der Rabe sich vor meiner Nase erhob und graden Weges seiner Herrin entgegen und ihr auf den Kopf flog. Sie lachte, streckte eine nette kleine, etwas rothe Hand aus der Hecke hervor, faßte den Raben, rief mir ein freundliches: Danke! zu und verschwand hinter der Hecke. Von der Höhe meines Baumes sah ich eine reizende Gestalt, rasch und anmuthig wie ein Reh, durch den Garten, über den Hof dem Hause zulaufen und darin verschwinden. In demselben Augenblicke trat ein Mann mit langem weißem Schnurrbart in den Hof und in das Haus. Ich beneidete den alten Wachtmeister — denn dieser, der Glöckner des Dorfes, war es — und saß wie ein Narr auf dem Baume und wußte nicht, mit wem ich es zu thun hatte und es schien mir, als stünde ich am Anfange neuer und unbekannter Dinge. Die Glocke hatte längst zu läuten aufgehört: die Eltern erwarteten mich zu Hause und ungern stieg ich wieder auf platten Boden hinab. Meine Mutter war erfreut, mich bei Tische so munter zu sehen, während ich nur

etwas aufgeregt war und fragte mich, ob ich eine gute Jagd gehabt. Ich glaube es, dachte ich bei mir, denn es war mir, als wäre ich nicht mehr so einsam in dem Dorfe.

Was mich vor Allem beschäftigte, war vorerst die Neugierde. Ich kenne jedes Kind im Dorfe, aber ich kannte jenes Mädchen nicht. Sie war gewiß eine Fremde. Ihr Gesicht, die Art ihres Ausdruckes, ihr ganzes Benehmen, ihr Wuchs, Gang, Blick, selbst ihre Aussprache, Alles so ganz anders, als wie man es in hiesiger Gegend findet — Alles an ihr so fein, zart gebildet. Den Mann, bei dem sie wohnte, den Wachtmeister, kannte ich wohl. Er ist ein Sohn dieses Dorfes und zog sich nach beinahe dreißigjähriger Dienstzeit als ausgedienter Soldat mit einer kleinen Pension hierher zurück bekleidet nun, wie es sein herkömmliches Recht, als eines ausgedienten Soldaten ist, alle kleinen Gemeindeämter, die so wenig als möglich einbringen; er ist Glöckner, er ruft die verlorenen Sachen aus, er klebt die Verordnungen des Magistrats der nächsten Stadt, unter deren Verwaltung und Jurisdiction wir gehören, an das Brett vor der Kirche. Sonst sieht und hört man ihn nicht. Er sitzt den ganzen Tag zu Hause, bearbeitet seinen Garten und liest Bücher, alte Geschichten des Landes und Allerlei. Man spricht nicht von ihm, aber man respectirt ihn und die stolzesten Bauern ziehen den Hut vor ihm, dem sie doch jedes eine Viertel Metze Weizen und zu Weihnachten einen

Kuchen in's Haus ſchicken müſſen. Jeder Andere würde unter dieſen Umſtänden von ihnen mit ariſtokratiſchem Stolze betrachtet und de haut en bas behandelt werden. Es muß alſo etwas Rechtes, ſo was wie ehrenhafter Stolz, oder männlicher Kern in ihm ſtecken. Aber was kümmerte mich der Alte! mich intereſſirte es, zu wiſſen, wer das holde Mädchen war, das in ſeiner rauhen Nähe blühte, wie das Blümchen Augentroſt neben einer knorrigen Eiche. Doch wollte ich nicht fragen und beſchloß in der Nacht, mich an die beſte Quelle, an ſie ſelbſt zu wenden. Aber wie das anfangen? Offenbar kam auch ſie aus ihrem Bezirke nicht heraus, ſonſt hätte ich ſie in dem Dorfe ſchon ſehen müſſen und ſo in's Haus zu fallen, das ging mir, dem reichen Sohne reicher Familie überall an, nur nicht bei dem alten Wachtmeiſter, der auf dehors ſieht und ſich ſtolz vor aller Welt verſchließt. Aber er iſt ja Glöckner, er muß jeden Tag dreimal in das alte Schloß; dort in der Mitte des Schloßgartens ſteht die kleine Kirche mit der Glocke; er muß, um dahin zu gelangen, durch das ganze Dorf, das Läuten dauert über eine Viertelſtunde — ich habe alſo im Ganzen nur über eine halbe Stunde Zeit, die Gelegenheit aufzuſuchen, um an das Mädchen zu gelangen. Morgen Mittag, um dieſelbe Stunde, da ich heute die Bekanntſchaft gemacht, ſollte ſie fortgeſetzt werden.

Wie beſchloſſen, ſo ausgeführt. Gegen Mittag ſaß ich, wie König Artus oder Marke lauſchend in demſelben

Baume, in dem ich gestern gesessen hatte, und blickte in den Garten und in den Hof des alten Haller, unsers Glöckners. Im Garten arbeitete das Mädchen, und zwar war sie nicht poetisch mit Blumen, sondern offenbar höchst wirthschaftlich mit einem zukünftigen Kohl- oder Mohrrübenbeete beschäftigt. Ihr blaues Kleidchen hatte sie vorn aufgeschürzt und die Aermel bis über den Ellenbogen zurückgeschoben. Ich sah ein kleines Füßchen, einen sanftgerundeten weißen Arm, ein gar liebes Händchen, in das der Spaten ebenso wenig paßte, wie die ganze Arbeit zu dem feinen, sinnigen Profil. Von Zeit zu Zeit erhob sie sich, richtete sich auf, wischte den Schweiß von der Stirn und sah zum Himmel auf, der schon maienhaft blau wie ihre Augen niederlächelte, voll einer schönen Zukunft. — Ich versichere Dich, lieber Freund, ich fing an, mich über diese Hecke hinüber zu sehnen, als wüchse in diesem Gärtchen mein Glück — und als der Alte das Haus verließ und dahinter verschwand, um läuten zu gehen, war ich mit zwei vorsichtigen Sprüngen an der Hecke. Hände und Herz zitterten mir ein wenig, als ich das Gebüsch auseinanderbog, um an derselben Stelle, wo sie gestern ihren Kopf herausgesteckt, heute den meinigen hineinzustecken. Sie hörte die Bewegung, sah darnach und meine Augen trafen sofort mit den ihrigen zusammen. „Guten Morgen!“ rief ich in einiger Verlegenheit. Meine Position mag ihr etwas komisch vorgekommen sein, denn sie lachte auf, faßte sich aber

doch ſchnell, ließ das Kleidchen fallen, ſtreifte die Aermel ab und fuhr ſich in jenem bekannten Eitelkeitsinſtinkt der Mädchen mit beiden Händen ordnend über die Scheitel, während ſie den Spaten im Boden ſtecken ließ. — „Kann ich heute mit Nichts helfen?“ fragte ich. „Danke, mit gar nichts!“ erwiderte ſie. „Vielleicht doch, bei der Arbeit,“ ſagte ich und drang mit einem Rucke durch die Hecke und ſtand neben ihr.

Lieber Freund, erinnerſt Du Dich, daß Ihr mich ſchon vor Jahren unverſchämt genannt habt, von wegen der Sicherheit, mit der ich mich in Damengeſellſchaft, auf Bällen und bei Thee bewegte? Dieſer Euer unverſchämter Freund ſtand wie ein dummer Junge vor dem Mädchen vom Lande da, und warum? Weil dieſes Mädchen bei meiner jetzigen Unverſchämtheit ein wenig die Stirn runzelte und unzufrieden vor ſich hin ſah. Ich brachte kein Wort hervor, obwohl ich das größte Bedürfniß fühlte, mich zu entſchuldigen, und ſo ſtanden wir Beide da, mit niedergeſchlagenen Augen und ich mit klopfendem Herzen; ich hatte nicht einmal den Muth des Davonlaufens. — Da ertönte die Glocke. Wie ein Alp fiel es von mir; wir athmeten Beide auf; ſie lächelte, ich ſtreckte unwillkürlich die Hand nach der ihrigen aus; ſie wollte es nicht ſehen, und ſo fragte ich, ohne zu wiſſen, was ich fragte und mit ſehr unterthäniger Stimme: „Wie heißen Sie?“ — Sie ſah mich einen Augenblick an und ſagte: „Marie.“ — Dann wieder Stille; die

Glocke läutete und läutete. Der Spaten, der halb aufgerichtet geſtanden hatte, fiel um; ich hob ihn auf und gab ihn ihr. Maria nahm ihn, dankte mit einer Kopfbewegung und wandte ſich gegen das Haus. Ich ging einige Schritte mit ihr, da blieb ſie ſtehen und ich ſagte: „Man ſieht Sie ja niemals im Dorfe, Fräulein Marie?“

„Ich bin ganz fremd hier,“ ſagte ſie.

„Ich auch!“ verſetzte ich.

Marie ſah mich erſtaunt an: „Wie, ſind Sie nicht Herr Max K., der Sohn des Fabrikanten und Gutsbeſitzers?“

„Ja, aber ich bin hier fremd geworden und ganz einſam.“

Sie ſah mich mit einem Blicke voll Verſtändniß an und ging wieder einige Schritte bis an den Eingang des Gartens. Ich blieb ſtehen, als ob ich ihr etwas zu ſagen hätte, und ich ſagte Nichts. Da hörte die Glocke auf zu läuten; wir fuhren Beide zuſammen; die Zeit war ſo ſchrecklich ſchnell vergangen. „Leben Sie wohl!“ ſagte ich und hätte gern: „Auf Wiederſehen!“ hinzugefügt, aber ich hatte nicht den Muth und lief mit großen Schritten aus dem Hofe nach Hauſe.

Ich war ſehr unzufrieden mit mir und meinem Benehmen, aber im Grunde doch ſehr glücklich. Bei der Erinnerung an jenen Tag kocht und brodelt Alles in mir und meine Hände zittern. Ich kann nicht weiter ſchreiben und laſſe den Brief abgehen, obwohl noch viel

zu erzählen ist, denn auf diesen Tag folgt ein zweiter und ein dritter. Morgen erzähle ich weiter. Glaubst Du nun eine Entdeckung gemacht zu haben, indem Du ausrufst: Er ist verliebt! so mache ich Dir die Priorität streitig, denn diese Entdeckung habe ich längst gemacht; ja, ich habe noch mehr entdeckt: ich bin nicht verliebt, sondern ich liebe.

Den 29. April.

Am folgenden Tage, da die Mittagsglocke läutete, war Marie nicht im Garten; so ging ich geraden Weges bis an die Thür des Häuschens. Da stand sie am Herde und bereitete ihr und des Oheims Mittagsessen. Und wieder am folgenden Tage stand ich neben ihr am Herde. Ich will es Dir nicht erst beschreiben, wie ich den ungeheuren Raum zwischen Thür und Herd durchmessen und besiegt habe, wie ich die Zeit von einer Mittagsglocke zur andern verbracht, wie ich keine der vorbereiteten Reden, die ich jeden Tag mitgebracht, gehalten habe, wie es mich schmerzlich durchzuckt, wenn der letzte Glockenton verhallt und ich fort muß; ich will Dir nur sagen, was ich von Marie über sie selbst erfahren und welche Umstände mir die Annäherung erleichterten.

Marie ist die Nichte des Glöckners, die Tochter seiner Schwester, die er an einen Kameraden verheirathet hatte. Dieser, damals Wachtmeister, war glücklicher als er und brachte es zum Offizier und wurde später Postmeister in

einem kleinen Städtchen Poſtmeiſter, das iſt ein Mann, der an ſeiner Thür einen Briefkaſten hängen hat, den er jeden Tag oder auch nur zwei, drei Mal die Woche leert und deſſen Inhalt er an die nächſte wirkliche Poſtſtation ſendet, und ferner ein Mann, der die drei oder vier Briefe, die er bei dieſer Gelegenheit von der Station zurückerhält, im Städtchen austheilen läßt. Die Functionen ſind, wie Du ſiehſt, nicht ſehr bedeutend, aber der Mann, der ſie ausübt, iſt trotzdem kaiſerlicher Beamte, wird mit Recht oder Unrecht von der Bevölkerung Herr Poſtmeiſter genannt und gehört zu den Honoratioren der Gegend oder, wie man ſich bei uns auszudrücken pflegt, zu den Herrſchaften, und wenn er eine Tochter hat, ſo iſt dieſe Tochter ein Fräulein. Als ein ſolches Fräulein iſt Marie aufgewachſen; ſie gehört zur vornehmen und gebildeten Geſellſchaft ihrer Gegend, iſt von Natur an Leib und Seele zart geſtaltet, und da ſie alle ihr zugänglichen Bildungsmittel mit empfänglichem Sinne und weiblichem Takte benutzt hat, iſt ſie in der That ein Mädchen geworden, das ſich mit unſern liebenswürdigſten Städterinnen in Allem, was Anmuth, Zartheit des Benehmens betrifft, meſſen könnte, nicht zu gedenken der Sinnigkeit ihres Weſens, das ſie vor den gebildetſten Städterinnen voraus hat. Ein ſolches Weſen muß ſich hier ſehr einſam fühlen, und ſie war gezwungen, ſich hierher zu verbannen, da ihr beide Eltern ſtarben und der Glöckner ihr einziger

Verwandter auf Erden ist. — Merkst Du's, daß wir zwei Einsamen einander nothwendig sind? Fühlst Du, was mir den Weg von der Thür zum Herde erleichtert hat? Ich bitte Dich herzlichst, mache Dir das klar, stelle Dir das ganze Unglück der Verlassenheit in den wahrsten Farben vor, erkenne, wie nothwendig es einem liebevollen, zarten, gemüthsreichen Geschöpfe ist, sich anzuschließen, mitzutheilen, geliebt zu werden, vielleicht auch zu lieben, auf daß Du nicht den leisesten Gedanken in Dir aufkommen lässest, wenn ich Dir sage, daß Marie und ich, daß wir heute gute, intime Freunde sind, deren höchstes Glück sich in der kurzen Stunde des Glockenläutens concentrirt. Mache Dir auch klar, wie groß das Bedürfniß des Anschließens in mir gewesen und wie zudringlich, vielleicht überredend mich dieses Bedürfniß gemacht hat. So ein gutes Geschöpf ist ja waffenlos gegen solche wohlwollende und gut gemeinte Zudringlichkeit. Außerdem bringe ich ihr Bücher, erzähle ihr von der Welt, beantworte ihre wißbegierigen Fragen und bin gewiß eine Quelle der Zerstreuung und der geistigen Beschäftigung für sie. Wäre die Tugend, die ein solches Zusammenleben verbieten wollte, nicht sehr grausam? Und doch müssen wir es verbergen und auf die kurze Zeit des Mittagsläutens beschränken. Freilich wird auch des Morgens geläutet und des Abends wieder. Aber des Morgens darf ich zu Marie nicht kommen, wegen der zu frühen Stunde, und des Abends nicht wegen der

Dämmerung. Iſt unſer Glück ein Geheimniß, ſo ſieht es doch der helle Tag; es ſoll ſich nicht wie ein Verbrechen in die Schleier der Dämmerung verſtecken. So iſt das Gefühl Marie's, und ich will auf Nichts beſtehen, was ihrem überaus ſenſitiven Seelenleben widerſtrebt.

Nun weißt Du ungefähr Alles. Lebe wohl! — Ich bitte Dich, verurtheile ein Mädchen nicht, weil es Rendezvous hat.

Dein Mar.

Den 25. Mai.

Das Glück der Liebe iſt ſchweigſam wie der Tod. Vielleicht ſind Beide ſo, weil ſie viel zu viel zu ſagen hätten. Ich bin glücklich; ich bin würdig des wunderſchönen Monats Mai. Eine kleine Veränderung irgend eines kleinen Umſtandes, welche große Veränderung kann ſie in unſerm Gemüthe hervorbringen. Ein Schritt über die Stubenſchwelle hat mich um tauſend Schritte in meinem Glücke weiter gebracht. Jetzt ſitze ich mit Marie die kleine halbe Stunde lang in der Stube, und ich kann es Dir nicht ausdrücken, welch' unendliches Behagen ich empfinde, wie wonnevoll ich mich fühle, wenn ich ſo in der kleinen Stube daſitze oder den Arm um ihren Hals gelegt, in dem dämmerigen Raum umherwandle und mich mit allen Gegenſtänden vertraut mache.

die sie jeden Tag und jede Stunde ansehen. Es ist so nett, so lieblich in der Stube. „Nicht jedes Mädchen hält so rein.“ — Die Möbel unterscheiden sich nur wenig von den gewöhnlichen Möbeln in unseren Dorfhäusern: ein massiver, etwas ausgeschweifter brauner Tisch mit einer kleinen, sehr ursprünglichen Malerei in der Mitte: dahinter eine rothe Bank mit rother Lehne; daneben ein harter, ungepolsterter Lehnstuhl; einige gewöhnliche Stühle; ein schwarzer Kachelofen, der in eine Art Thurmspitze im Jesuitenstile endet und die Decke berührt; das Bett des Oheims, so einfach wie ein Feldbett, aber von blauen, schöngefältelten Vorhängen umschattet. An den Wänden in schwarzen Holzrahmen einige Schlachtbilder in Holzschnitt, welche eigentlich nur Illustrationen zu den ringsumher in gothischer Schrift gedruckten Kriegsliedern und Balladen sind. Da ist der Prinz Eugen der edle Ritter mit der Belagerung von Belgrad, da ist der General Laudon und sein Ueberfall der Preußen bei Olmütz, da die Schlacht bei Leipzig mit Napoleon auf der einen und den alliirten Potentaten auf der andern Seite. Auch einige Heiligenbilder sind da mit einem kleinen Weihkesselchen und einigen frischen Zweigen von Ostern. Du weißt, ich liebe die Attribute der Frömmigkeit nicht; aber hier gefällt mir das Weihkesselchen eben so sehr, wie die Resedatöpfe vor den Fenstern, welche klein und niedrig nur ein dämmerisches Licht hereinlassen. Wir sind in der Wohnstube; die Schlafstube Marien's

iſt unter dem Dache. — Da ſitze ich nun und die Glocke läutet und ich bin ſehr glücklich. Das iſt mein Schmerz, daß ich nicht länger bleiben kann, als die Glocke läutet, ja, nicht einmal ſo lange; denn ſobald die kleinere Glocke das kurze Geläute beginnt, das man hier das Ave Maria nennt, fängt Maria an Abſchied zu nehmen und mit Schmerzen ſage ich oft: Ave Maria, gratia plena..., was ſie mir als eine Blasphemie ſtrenge verweiſt. Sie iſt überhaupt fromm, und wie klug, wie verſtändig und klar ſie auch alle weltlichen Dinge beurtheilt, wie ſchnell ſie auch bei der kleinſten Andeutung Alles erräth, was zur geiſtigen Bildung beitragen kann, ſo beharrlich treu bleibt ſie Allem, was ſie in ihrer Kindheit lieben gelernt. Ich nehme das als ein Zeichen der Treue und freue mich, dies Symptom auf unſere Liebe zu übertragen. Indeſſen umwölkt dieſer Myſticismus doch manche Minute meiner glücklichen halben Stunde. Oft macht ſie ſich Vorwürfe darüber, daß das Glockengeläute, das Andere zur Andacht ruft, von ihr zu liebendem Geplauder mißbraucht werde. Glücklicherweiſe gehen dieſe Schatten ſchnell vorüber, denn ſie ſagt ſich ſelbſt, daß dieſe Vorwürfe nur aus Gewohnheit entſpringen und daß ſie ſich im Grunde doch glücklich und nicht im Mindeſten in ihrer Liebe und in ihrem Glücke ſündhaft fühle. Ernſthafter ſind die Gewiſſensbiſſe, die ſie ſich in Bezug auf den Oheim macht. Daß der alte, würdige, brave Mann ſelber das Zeichen geben müſſe zu unſerm heimlichen

Glücke, das scheint ihr hinterlistig und in der That, wenn ich es ganz ruhig betrachte, ist es auch so; ja es hat sogar etwas Komisches, das einem so braven, guten Kerl gegenüber zur Sünde wird. — Aber ist das Alles unsre Schuld? — Würde er, wenn er um unsre Liebe wüßte, uns so ruhig und glücklich zusammen lassen? würde er nicht jeden von uns wieder in seine traurige Einsamkeit und Verlassenheit zurückjagen? würde er nicht durch Verbot und Ueberwachung unser so reines Verhältniß trüben und durch Verdächtigung beflecken? und sollen wir dieser kleinen Rücksicht unser so großes, so ungeheures Glück opfern? — Wahrlich, das Opfer stände in keinem Verhältniß zu den Zwecken. —

Du siehst, daß in unserm lichten Gemälde auch kleine Schatten sind. Aber wo sind nicht Schatten? — Der Maler, der zuerst mit Schatten malte, hat die Kunst auf den höchsten Gipfel gehoben, denn sie machen das Licht erst zum Lichte. Und so will ich auch nicht klagen; ich wäre der undankbarste Mensch, wenn ich klagen wollte. Neben allem Glücke gibt mir diese Liebe so viele Erfahrungen über mich selbst und über das menschliche Gemüth, lehrt sie mich das Schöne der Beschränkung und des Maßes — lehrt sie mich ihre hohe Alchymie, die aus scheinbar Geringem pures Gold und Edelsteine schafft, daß ich in ihr einen Schacht von Schätzen besitze. Außerdem ist das ganze Verhältniß wie für mich gemacht. Nur in der Stille und Einsamkeit, nur zu Zweien konnte

ich so glücklich werden; in der Welt hätte mich eine so heiße Liebe, bei meiner eifersüchtigen Natur, in beständige, häßliche Unruhe versetzt und mir das Leben verbittert. So habe ich mich über Nichts zu ärgern, als über das Ave Maria, das zum Aufbruch mahnt und uns scheidet.

Alles, was zu dieser Liebe gehört und in der kaum sechs Wochen alten, aber unendlich reichen Geschichte meiner Liebe eine Rolle spielt — Alles ist schön, selbst der Ton der Glocke, der unsre Reden und — unsre Küsse begleitet. Er ist bei aller Fülle und Kraft, bei allem Ernst und aller Tiefe hell und klar wie reines Silber und füllt das ganze, waldumfaßte Thal mit Harmonie; bei gewissen Verhältnissen der Atmosphäre zittert er lieblich und melancholisch über die Hügel und Wälder hinweg, bis in die benachbarten Dörfer, die uns um diesen Schatz beneiden. Es ist auch keine gewöhnliche Dorfglocke. Sie ist das Geschenk eines Prager Fürsterzbischofs, der im siebzehnten Jahrhundert in unserm Dorfe geboren worden. Der gute Erzbischof! Gott habe ihn selig. Wie viele Generationen hat sein Geschenk schon erfreut, wie viele wird es noch erfreuen. Er hatte gewiß nur die Absicht, die Gläubigen zum Gebete einzuladen und dachte nicht im Traume daran, daß seine Glocke eine Liebe einläuten und begünstigen und hold durchtönen sollte. Möge ihn die theilweise Verfehlung seines Zweckes und die Profanation in seiner Gruft zu St. Veit nicht

beunruhigen — meine Liebe iſt ſo innig, wie das gläubigſte Gebet und die Liebe Marien's ebenfalls, deß bin ich gewiß. — Wenn ich ehemals in den Ferien heimkam, fühlte ich mich erſt recht zu Hauſe, wenn ich die Glocke ertönen hörte; was Wunder, daß es mir ſcheint, als ob ich bei Marien für immer in den Hafen eingelaufen ſei. . . Lebe wohl. . . .

Den 10. Juni.

Die Nachricht, daß ich bei Marien in der Stube ſitze, daß ich, den Arm um ihren Hals, mit ihr auf und nieder gehe, hat Dich aufgeſchreckt und Du kommſt mit Warnungen, Du treuer Eckart. Du biſt ein guter Freund, thuſt Deine Pflicht und haſt in Deinem Sinne Recht. Aber die anders denken, weil ſie anders fühlen, haben auch Recht. — Du kommſt mit Deiner Warnung zu ſpät und wäreſt Du früher gekommen, ſie hätte auch nichts gefruchtet. Die Liebe, eine wahre Liebe geht ihren unwiderſtehlichen Lauf, wie das Schickſal; die Umwege macht oder ſich durch Verſtand, Rückſichten oder äußere Verhältniſſe den Weg verlegen, die ſich irgendwie in der Mitte abſchneiden läßt, die iſt es nie geweſen. Ihr höchſtes Streben iſt die Vereinigung; erſt mit der Vereinigung iſt der Kreis geſchloſſen, iſt das Unendliche und Unmeßbare da, das man Liebe nennt, das dieſen Namen

verdient. Alles Vorhergehende ist nur Vorbereitung, nur Einweihung, Leben in den Propyläen. Der Mann kommt früher nicht zu jener Ruhe, die ihn allein zum Manne macht, die ihm die Kraft gibt, Entschlüsse zu fassen und zu handeln. Das fühlt das Weib und sie gibt sich als Opfer hin und wehe dem, dem sie in diesem Augenblicke und von diesem entscheidenden Augenblicke an nicht heilig ist. Ich bin ein anderer Mensch, ich weiß, daß Marie mein ist; ich bin ein Mann und ich durfte nicht erst Entschlüsse fassen. Es ist Alles fertig in mir. Nenne Du Marie immerhin meine Geliebte; sie ist es, sie ist mein Weib. Ich erwarte Deine Antwort mit Ruhe.

Den 15. Juni.

Freilich will ich sie heirathen: Es ist nicht wahr, daß man „eines solchen Verhältnisses" müde wird. Was Du von „Achtung," „Reinheit," „Profanation" ꝛc. sagst, ist dummes Zeug. Du bist ein unerfahrener Mensch, der sich auf seine negative Tugend etwas zu Gute thut und seine Weisheit aus schlechten moralischen Büchern holt, welche jedes wahre Gefühl und die schönste Menschlichkeit verläumden. Müde werden? „Verlöschen?" Ich fühle einen Vorrath von Wärme in mir, daß selbst, wenn von einem Ausgeben und nicht von einem bestän-

digen Empfangen die Rede wäre, ich getroſt bis in das ſpäteſte Alter wandern kann, ohne ein Auskühlen zu befürchten. Gluthen genug, um das kalte Alter an ihren Kohlen zu erwärmen. — „Achtung?“ — Welch ein reines Weib ich an Marie beſitze, weiß ich erſt, ſeit ich ſie beſitze. Ich bitte Dich, ſprich nicht hergebrachtes Zeug. Die Sonne ſteht und wir ſagen nach hergebrachter Weiſe, ſie geht auf und unter. In der moraliſchen Welt ſind die Täuſchungen noch größer. Mit Widerwillen denke ich an meine tugendhafte Studienliebe, an Adele, die zu mir ſagte: Seien wir wie Bruder und Schweſter! und mit der innerſten Verehrung denkt jeder meiner Gedanken Marien's. Was ich immer denken mag, der Gedanke an ſie ſteht immer daneben; er iſt der Begleiter aller meiner andern Gedanken; ich denke zweifach. — Lieber Freund, ſei nicht tugendhaft wie es geſchrieben ſteht und predige mir nicht mit allen Mitteln der Rührung. Warum haſt Du mich der Unannehmlichkeit ausgeſetzt, nach jedem Deiner Sätze ein innerliches Connu! Connu! auszurufen, als hätte ich ein banales Buch geleſen? — Was ſprichſt Du mir pathetiſch von Vater und Mutter? Ich ſoll ein vortreffliches Geſchöpf, das beſſer iſt als alle Schwiegertöchter, die ſich meine Mutter ausſuchen könnte, das ſich mir mit Leib und Seele hingegeben, das mir alle Minuten meines Lebens mit Glück und Schönheit ausfüllt, ich ſoll es den Vorurtheilen meiner Eltern aufopfern? — und nicht lieber dieſe Vorurtheile beſiegen?

— Das haſt Du nicht gewollt, mein Schweizer! Geh in Dich und thue Buße und ſchreibe in Deiner liebenswürdigen Weiſe, daß Du Deine Pflicht gethan, wie's hergebracht und daß Du eine Dummheit gemacht haſt.

Ich will Dir erzählen, auf daß Du erkenneſt, wie Alles zwiſchen mir und Marie eine eigenthümliche Weihe hat; daß unſre Liebe, ebenſo wie ſie holdeſtes Glockengeläute durchtönt, in Allem auf die geheimnißvolle, faſt möchte ich ſagen, myſtiſche und große Weiſe durchweht iſt.

Es war ein tropiſch-heißer Tag, der aller Welt unheimlich vorkam, weil er plötzlich auf einen anhaltenden vierzehntägigen Regen folgte, der die Bauern um ihre Saaten beſorgt machte. Der Himmel war bis gegen zwei Uhr wie ein glühendes Erz, wie der Himmel über einer afrikaniſchen Wüſte. Plötzlich verwandelte er ſich in das ſchwefelhafteſte Gelb und die Luft wurde unheimlich drückend, als ob man irgend einem großen Naturereigniſſe entgegenginge. Wie auf einen Schlag war der ganze Horizont von den dunkelſten Wolken umgeben, während die Sonne auf ihrer Höhe noch von einem großen gelben Hofe umſchloſſen war und die glühendſten Strahlen herabſchickte. Die Wolken rückten immer höher und es ſah aus, als ob ſich Heere ſammelten, um eine gewaltige Schlacht zu liefern. Dort und da, an den verſchiedenſten Seiten, rollte ſchon ein einzelner Donner, zuckte ein verlorener Blitz, während die Sonne in ihrem immer enger werdenden Bereiche zu brennen und grell zu

leuchten fortfuhr. — Die Bauern des ganzen Dorfes sammelten sich, wie immer, wenn sie rathlos sind, vor dem Hause meines Vaters und sahen stumm zum Himmel hinan. Sie fürchteten übermäßige Gewitterregen, die den Rest ihrer Hoffnungen nach den vierzehntägigen Wolkenbrüchen zu nichte machen würden. Plötzlich rief Einer, warum man denn nicht die Glocken läute, um die Gewitterwolken zu zerstreuen? Und sofort setzten sich Mehrere in Bewegung, um den alten Haller zu holen. Als gebildeter Mensch wollte ich Einspruch thun gegen diesen alten Aberglauben, aber es fiel mir ein, daß ich einmal zu ungewöhnlicher Stunde Marie sehen konnte, und zwar etwas länger als sonst, und ich ließ sie ziehen und den alten Haller holen. Auch hatte ich Marie seit vier Tagen nicht gesehen; ich war eben mit meinem Vater von einer Geschäftsreise heimgekehrt und meine Sehnsucht nach ihr war unendlich. Ohne das Gewitterläuten hätte ich bis morgen Mittag warten müssen. Ich ließ also die Bauern bei ihrem Aberglauben und näherte mich auf einem andern Wege, durch die Gärten, dem Hause des Glöckners. Die Bäume mit ihren Blättern und Blüthen, die Gräser zitterten; dort und da neigte sich ein einzelner Baum etwas tiefer als die andern, als hätte er ein besonderes Leben; das Vogelgezwitscher war überall verstummt; geraden Weges, mit einem lang anhaltenden Tone flogen wenige verspätete Bienen ihren Stöcken zu. Alles hatte

Angſt. Ich dachte, wie die kleine empfindliche, ſenſitive Marie Angſt haben müſſe, ſie, die ſich ſo gern in die Schauer alles Unerklärlichen verſenkt, und ich konnte es nicht erwarten, zu ihr zu gelangen und ſie zu beruhigen. Mit den erſten Tönen, die die Glocken von ſich gaben, man läutete beide, die ſchöne große Glocke und das kleine Glöcklein, mit dem das Ave und die Agonie geläutet wird — ſprang ich aus dem Garten und in das Haus. — Es war indeſſen ganz dunkel geworden, ſo daß ich die Gegenſtände in der Stube des Glöckners kaum unterſcheiden konnte. „Marie!“ rief ich — keine Antwort — ſie war nicht da. — Auch in der Küche nicht. — Da ſtand ich an der Treppe, die hinaufführt in ihr Stübchen. Ich lehnte mich ans Geländer und aufgeregt wie ich war — durch die Gewitterluft, durch das ganze metereologiſche Phänomen, durch die Hoffnung des Wiederſehens und durch die Zaghaftigkeit, ſie in ihrer Stube aufzuſuchen — zitterte ich wie jene Bäume in den Gärten, die ich eben kopfſchüttelnd betrachtet hatte. Ich hatte nicht den Muth, die Treppe hinaufzuſteigen. Da fiel ein furchtbarer Donnerſchlag und er war noch nicht verhallt, als ich ſchon in Marien's Stübchen ſtand. Sie lehnte an ihrem kleinen Fenſterchen und ſah entſetzt hinaus in die ſchauerliche Welt, der Untergang drohte. Mit einem Freudenſchrei wandte ſie ſich und lag in meinen Armen. — „Wie lieb, wie gut, daß Du gekommen biſt,“ ſagte ſie mit blaſſen Lippen: „ich wäre

vor Angst vergangen. Das ist ja ein schrecklicher Tag. Aber jetzt fürchte ich mich nicht mehr." — So sprechend schloß sie mich mit solcher Inbrunst in ihre Arme, schmiegte sie sich so eng an mich, daß ich es mit Glück fühlte, wie viel ich ihr war — ihr Freund, ihr Schutz, ihre Hülfe, ihr Trost — und ich schwor mir, es ihr immer zu sein. — Ich streichelte ihr die Scheitel, wie man einem bangen Kinde thut, und konnte kein Wort hervorbringen vor Rührung. — Sie sah mich an und mochte wohl so was in meinem Auge entdeckt haben, und lächelte und der seligste Kuß ließ uns die Welt und den donnernden Himmel vergessen. — Dann sah ich mich in der kleinen Stube um. Mein Freund, es gibt nichts Schöneres, nichts Rührenderes als so eine kleine Stube eines armen, schönfühlenden Geschöpfes; so ein Stübchen, wo der Mangel und die Dürftigkeit mit Anmuth verhüllt und zu Harmonie geordnet sind. Die Blumen waren vom Fensterbrett vor dem Gewitter gerettet und standen in einem Winkel, den alten Freund Jakob verbergend, der sich hinter ihnen versteckte und nicht wagte, einen unharmonischen Ton hören zu lassen. An der einen Wand die wenigen Kleidchen neben einander hängend und von einem weißen Tuche bedeckt; an einem Balken des Dachstuhles ein kleines Spiegelchen, kaum so groß wie Mariens Gesicht; doch versuchten wir es, uns zu gleicher Zeit Wange an Wange darin zu sehen. „Jetzt hast Du auch hineingesehen," sagte sie, als ob

ſie ſagen wollte: Jetzt iſt der Spiegel etwas werth — und fügte dann in demſelben Sinne hinzu: „Jetzt biſt Du auch in meiner Stube geweſen.“ — Links dem Fenſter gegenüber, ein kleines, kleines Bett von einer großen Decke bedeckt; daneben ein Tiſchchen mit der Silhouette ihrer Mutter und einige Bücher von mir und ein Bleiſtift, den ich in einem der Bücher hatte ſtecken laſſen. Wieder einen Kuß für dieſen Ehrenplatz, den der Bleiſtift einnahm, und einen noch wärmeren Kuß für die getrockneten Feldblumen, die ich einmal von der Jagd mitgebracht und die jetzt über dem Bett an einem Bande hingen. Da ſaßen wir, vor dieſem Bett, und die Stube wurde immer dunkler, die Donner rollten wie tauſend Schlachten und blaue und gelbe Blitze tauchten uns in die grellſten Lichtſtröme und die Glocken läuteten wie raſend und wir hörten Nichts und ſahen Nichts. Wir hörten nur die Liebe und das Glück und die Jugend. Die Welt kämpfte und war bange und zitterte; wir waren auf einer ſeligen Inſel — die Welt vergeſſend und vergeſſen von der Welt, ganz nur uns angehörend und untergehend in der Seligkeit des Nehmens und Gebens.

Später.

Ich hätte Dir noch Vieles zu ſagen, aber denke ich jenes Nachmittags, ſchwinden mir alle andern Gedanken. Jener donnernde, blitzende Nachmittag mit ſeinem Abend

hat so große Seligkeiten für mich, daß ich ihn in meinen Gedanken noch nicht erschöpft habe; erinnere ich mich sein, bin ich zu nichts Anderm fähig — am wenigsten ihn zu beschreiben. Sein Andenken wird mich ewig begleiten und Alles, was darauf folgte, ist seiner vollkommen würdig.

Den 22. Juni.

Du fährst beharrlich fort, ein Philister zu sein. Ich verzeihe Dir, weil Du diese Tugend der Beharrlichkeit auch in der Freundschaft übst. Du findest Leichtsinn, Frivolität darin, daß wir so glücklich sein, daß wir Alles vergessen konnten, während die Elemente im Aufruhr, die Menschen voll Bangen und Zagen, die Hoffnungen Tausender bedroht waren. - Das klingt sehr schön, besonders in einer Predigt. Aber ich bedaure, daß Du den hohen Ernst, der mit einem hohen Glücke verbunden ist, noch nicht kennst. Wahrlich, ich sage Dir, Nichts ist so rein, so hoch, so erhebend wie das Glück. Des schönsten Glückes Kern ist gewiß der schönste Ernst. Ueber Deinen Vorwurf bin ich ganz ruhig. Marie ist heiter. Das ist mir genug. Wäre in jenen glücklichen Stunden irgend eine befleckende Secunde, auf dem reinen Spiegel dieser Seele hätte sich eine Trübung geäußert. Aber sie ist heiter und fleckenlos glücklich. — Fahre Du

fort mit Deinen Ermahnungen, wie Du willst; aber Eines verbiete ich Dir mit dürren Worten. Keine, auch nicht die leiseste Verdächtigung gegen Marie; erlaube Dir nicht irgend eine, auch nicht eine berechtigte Berechnung bei diesem uneigennützigsten, hingebendsten Geschöpfe vorauszusetzen. — Sie liebt, das ist Alles. — Du hast gut von Opfern sprechen, die ich ihr bringen müßte. Als ob das so leicht wäre, ihr ein Opfer zu bringen, ihr, die zu jedem bereit ist und jedes Dargebrachte zurückweist. — Als ich ihr von Heirath gesprochen, schüttelte sie den Kopf. — „Die Verhältnisse," sagte sie, „sind zu verschieden; sind nicht nach Heirath."

„Glaubst Du, daß ich den Widerstand meiner Eltern nicht besiegen könnte?"

„Gewiß könntest Du das, aber Du sollst für mich keine Hindernisse besiegen; Du sollst nicht in den geringsten Widerstreit gerathen um meinethalben; ich soll in Deiner Familie, in Deinem Leben nicht das kleinste Wölkchen machen."

„Hast Du nicht ein Recht darauf, meine theure Marie, daß ich Alles für Dich thue und dulde?"

„Ja, ich habe dieses Recht und ich schenke es Dir. Wozu Verdruß und Hin- und Herreden und alle diese häßlichen Sachen? Sind wir nicht so glücklich?"

Kenntest Du sie, mein Freund, sähest Du ihr nur eine Secunde ins Auge, Du wüßtest, daß das Alles so wahr ist, wie das Lallen eines Kindes — leider zu

wahr für mich, denn ich bin entſchloſſen, ſie zu meinem Weibe zu machen, und fürchte die Hinderniſſe nur von ihrer Seite. Sie iſt ein eigenthümlicher Charakter. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Entſchluß, den ſie faßt, ſchlägt ſo ſchnell und ſo ſtarke Wurzel, umrankt ihr ganzes Weſen mit einer ſolchen Energie, daß ſie ihm angehört und ſich ſeiner Herrſchaft nicht mehr entziehen kann. So weiß ich, daß ſie jetzt ganz ihrer Liebe angehört, ſo fürchte ich, daß ſie von unſerm Glücke, wie es jetzt iſt, nicht laſſen kann, daß ſie irgend eine andre Form deſſelben nicht annehmen würde. In der That iſt es ſo ſchön als möglich. Die letzten Tage haben wir auf die herrlichſte Weiſe verlebt.

Der alte General Graf P... hat auf ſein ſechs Meilen von hier gelegenes Schloß zu ſeinem ſiebenzigſten Geburtstag alle in dieſer Gegend noch lebenden Kriegskameraden von Anno 13 geladen. Der alte Wachtmeiſter Haller, ehemals ein Liebling des Generals, durfte nicht fehlen. Mit ſeinem Kreuz auf dem Invalidenrock marſchirte er ab, nachdem er ſeine Glocken einem andern alten Soldaten übergeben, und blieb volle fünf Tage aus. O dieſe fünf Tage, für mich fünf Jahrhunderte der Wonne, der reichſten Genüſſe.

Gleich am erſten Tage verabſchiedete ich mich von meinen Eltern unter dem Vorwande einer geologiſchen Wanderung, und ging zu Marien. Mit dem erſten Schritte über ihre Schwelle gab ich der Welt hinter mir

einen Stoß, ungefähr wie Tell dem Schiffe des Landvogts, als er an's Land sprang. Ich schob den Riegel vor die Thür und meine Welt war abgeschlossen. — Ein glücklicheres Paar ist wohl selten zu sehen hier unter dem wandelnden Mond. Das Schönste war die Ruhe, mit der wir uns freuten; das Glück des Zusammenseins genügte uns. Die Grundmelodie unseres harmonievollen Idylls war wohl die Melodie zu:

Hand in Hand, und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen, bleibe treu.

Wie Philemon und Baucis saßen wir ruhig neben einander auf der Ofenbank und ließen draußen die Sonne scheinen, die Blüthen duften und die Vögel singen. Was wir so lange vergebens gewünscht hatten, uns ruhig, ohne Beschränkung der Zeit, ohne Hast ausplaudern, Eins das Andre in Ruhe genießen, ansehen, anhören zu können, Etwas mit einander zu lesen, das Alles war uns nun in vollem Maße gegönnt. Auch den hohen Genuß schweigend und sinnend, sich in sein Glück vertiefend neben einander zu sitzen, haben wir gekostet. Wie oft dachte ich Dein mit einer gewissen Schadenfreude, Dein und Deiner Bedenken, ob ein solches Mädchen vom Lande mit seiner Bildung und seinem Benehmen zu mir und in die Gesellschaft, in der ich zu leben bestimmt bin, passe. Die Dichter, die ich ihr vorlas, nahm sie mit einem Verständniß auf, daß ich mir hundertmal

ſagte, wie ſie nach kurzer Zeit alle die Damen Eurer gebildeten Geſellſchaft beſchämen würde. Ihre Anmuth, um die ſie, wie um ihre Hände und Füße, jede Herzogin beneiden könnte, war mir längſt bekannt — dieſe Bildungsfähigkeit, oder beſſer, dieſe urſprüngliche Bildung des Geiſtes und des Gemüthes dazu und ich fordere dieſe ganze Geſellſchaft, die ich mit ihr entbehren kann, in die Schranken. — Gegen Mittag ging man an die Bereitung einer kleinen Mahlzeit und ich half treulich mit in der Küche. Da ertönte die Glocke. Aus alter, lieber Gewohnheit umarmte und küßte man ſich, ſo lange die Glocke tönte, und als das Ave kam, lächelte man, daß man ſich nicht zu trennen brauchte. — Dann ſaß ich vor einem ſchön gedeckten Tiſche und durfte nicht von der Stelle und mußte mich bedienen laſſen. Wir aßen beide mit friſchem Appetit, wie Kinder, wenn ſie im Spiele Mahlzeiten halten. Nach Tiſche ſtiegen wir hinauf in das liebe, kleine Stübchen, das ich ſeit jenem Gewittertage, ſeit jenem glücklichen Tage nicht geſehen hatte. Ich mußte mir ſagen, daß ich heute noch glücklicher bin und ich dachte unwillkürlich an Goethe, der dieſe höchſte Poeſie des ruhevollen Glückes verſteht, weshalb er ſo oft mißverſtanden wird von den Leuten, die nicht wiſſen, daß Ruhe ſo viel bedeute, wie Tiefe — daß nur im Maße ſich das Unendliche faſſe, und daß die unruhige Leidenſchaft nur das Vergnügliche, das Momentane darſtelle.

So tiefe Ruhe, wie da träumt der Fromme,
Daß sie nach letztem Kampf ihn überkomme,
So tiefe Ruh', wie junge Liebe denkt,
Daß sie nach erstem Kuß sich niedersenkt —

solche tiefe Ruhe, ihrer selbst bewußt, deshalb doppelten und dreifachen Genusses fähig, gab unsern Tagen den Ton und die Stimmung. Ich weiß nicht, welchem von ihnen der Preis gebührt; erzählbar ist nur der letzte. —

Ich erhob mich, der Verabredung gemäß, schon vor Tagesanbruch vom Lager, und als ich zu Marien kam, fand ich sie schon angekleidet und zum Aufbruch gerüstet. Wir wollten ungesehen aus dem Dorfe kommen und den Tag in Wald und Feld verbringen. Das ganze Dorf lag noch im tiefsten Schlafe, als wir an den letzten Häusern dahinhuschten; nur die Brunnenröhre murmelte und die Schwalben zwitscherten. Ein Kalb, das man im Dorfe die Nacht durch weiden ließ, blökte uns freundlich an und machte uns einige Freudensprünge vor. Marie drückte mir den Arm und lachte vor Seligkeit. Sie war so frisch und blühend, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Sie trug ihr Sonntagskleid von blauem, leichtem Merino; über den Kopf hatte sie eine Art von schwarzem Schleier oder Tuch geworfen, das sie nach der Weise unsrer Bäuerinnen vorn unter dem Kinn zusammenband. Schwarz und blau scheint mir die schönste Farbencombination, besonders seit ich ihr blaues Auge mit den schwarzen Wimpern und Brauen kenne; denn

sie hat schwarze Wimpern und schwarze, feine Augenbrauen, trotz dem blonden Haar. — Laufend kamen wir in's freie Feld, wo schon die Lerchen sangen und die Thaue zu glänzen anfingen, obwohl der kleine Bach noch so laut plauderte, wie er nur in dunkler Nacht zu thun pflegt. Wir eilten, so fern als möglich vom Dorfe zu kommen und sprachen wenig; nur daß wir uns von Zeit zu Zeit ansahen und lachten und die gute Idee dieser Wanderung nicht genug preisen konnten. Jeder suchte das Verdienst der Erfindung dem Andern zuzuschieben. — Auf einem Hügel angekommen, blickten wir zurück und überschauten die Gegend und unser Dorf. Unsre Gegend ist nicht schön; es hat Alles einen kleinen Charakter und nichts Erhebendes; aber in der Morgenbeleuchtung, hier und da von Nebeln verhangen, hatte sie doch etwas Romantisches und Friede wehte aus allen Winkeln. Das Haus meines Vaters mit dem rothen Dache und dem blechernen Thürmchen ragte stolz aus dem Dorfe hervor, stolzer als das kleine Schloß; links im Thale lagen nach einander den Bach entlang seine Hämmer mit dem großen, alten Verwaltungsgebäude, das noch, vom vorigen Jahrhundert her, roth und weiß angestrichen ist und mit breiten Rundbogenfenstern glänzt. Auf einem fernen Hügel, uns gegenüber, machte sich eine große Meierei breit, die ebenfalls meines Vaters Eigenthum ist. — „Siehst Du," sagte ich zu Marie, auf deren Schultern mein Arm lag, „siehst Du, das Alles

ſoll Dein ſein!“ — „Weiche von mir, Verſucher!“ liſpelte ſie und zuckte die Achſeln und wurde traurig. — Zum Glück fing eben die Morgenglocke zu läuten an; dieſem Zeichen konnte unſre holde Gewohnheit nicht widerſtehen und ſie lag in meinen Armen, ſo lange die Glocke läutete — zum erſten Male bei der Morgenglocke.

Dann ging es weiter den Hügel hinab, und das Dach verſchwand und wir waren in einer ganz neuen, fremden Gegend, fern von unſrer Welt. Noch über eine Reihe von Hügeln, dann begann ein ſchöner Laubwald, der uns in ſeine Dämmerung verſchlang, eben als die übrige Welt in der ſchönſten Morgenſonne zu leuchten begann. Zu uns kam die Sonne nur in gebrochenen Strahlen, oder im Wiederſchein eines Thautropfens, oder als goldene Blättchen, die auf dem Wege lagen. In den Zweigen huſchte, raſchelte und ſang es. Käfer und Mücken ſuchten den Weg in die Sonnenſtrahlen und ſummten ungeduldig, daß ſie mit ihrem Zickzackfluge immer wieder von den Lichtpfaden abkamen. Wie mit raſchem Entſchluſſe erhoben ſie ſich plötzlich und fuhren laut ſummend wie im Triumphe graden Weges aus der Dämmerung heraus in die Sonne. Marie ſah und hörte Alles; nicht der geringſte Vorgang im Leben der Blätter, Gräſer und der kleinen Thierchen entging ihr; ſie errieth alle ihre Wünſche und Schickſale und ſprach mit einer Ueberzeugung davon, wie ein glückliches Kind, und mit einer mährchenhaften Einſicht, als wäre ſie die

kluge Frau des Waldes. Nie war sie wegen der Erklärung irgend welcher Erscheinung in Verlegenheit und brachte so manchen holden Unsinn hervor, der mich laut lachen machte; das ermunterte sie nur und der holde Unsinn wurde zu ganzen Mährchen, die sich an Blumen, Steinen, Bäumen und Ameisen auf unserm Wege fortspannen. — Es ist wunderbar, wie in ihr, neben dem klarsten Verstande, Phantasie und Gemüth unabhängig fortarbeiten und ihr Alles bedeutend machen, was in ihr Leben tritt, und sei es das Aeußerlichste und Zufälligste. Sie hat das, wie ich aus mancherlei Erzählungen entnahm, von ihrer Mutter. Diese starb, weil sie bei einem Besuche am Grabe ihres Mannes stolperte und auf das Grab fiel. Sie nahm das als Vorbedeutung und starb in demselben Jahre, nachdem sie Alles mit Ruhe geordnet hatte. Ihrer Tochter hinterließ sie die Regel, sich von der Welt fern zu halten, denn jede Berührung mit dieser, jede Veränderung im Leben habe verhängnißvolle Folgen, die unberechenbar und unabwendbar seien. Es gebe Menschen, die gewaffnet seien gegen die gewaltigsten Ereignisse, andre erliegen einem Stecknadelstiche, ja dem Glücke sowohl, wie dem Unglücke. Sie, Marie, gehöre zu den letztern. Daß ein Rabe der Vermittler unsrer Bekanntschaft gewesen, hat ihr schon manche trübe Stunde gebracht, und der arme Vogel hat ihre Freundschaft verloren und ist endlich verschenkt worden. Umsonst arbeite ich gegen diese Art, die Dinge

zu ſehen; ſie wurzelt tief in ihr, wie Alles, was ſie einmal in ſich aufgenommen. Hätte ich ſie als verſtändiger und verſorglicher Vater zu erziehen gehabt, ich hätte ihr vielleicht eine rein mathematiſche Erziehung gegeben, um dieſem Weſen ein Gegengewicht zu bieten und ſie vor ſich ſelbſt zu ſchützen.

Doch das ſchreibe ich jetzt mit kaltem Blute; auf jener Wanderung im Walde hätte ich um alle Schätze der Welt ihren ſymboliſirenden Uebertreibungen nicht Einhalt gethan; ſie berauſchten mich, ſie umwoben mich mit einer Atmoſphäre, daß ich in einem Mährchen zu leben glaubte; ſie vergoldeten und erhoben mir die Welt, daß ſie mir lieb wurde, daß ich ſie in einem Lichte ſah, wie niemals.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als wir auf einer Lichtung ankamen, von der aus man das Land nach zwei Seiten hin überblicken konnte. Marie war müde, denn es war heiß geworden und ſie war früh aufgeſtanden. So lagerten wir uns in das Moos unter einem alten knorrigen Eichenbaum. Sie lehnte ihr liebes Köpfchen an meine Bruſt, plauderte immer weiter und während ſie plauderte, näherte ſich der Schlummer, den ſie dieſen Morgen zu früh verlaſſen hatte, machte ſeine Rechte geltend und drückte ſanft ſeine Hand auf die beiden blauen, lieben Sterne. Während ſie ſchlief, hatte ich mit Anſchauen des holden Geſichtes genug zu thun — aber je länger ich es anſah, deſto trauriger wurde ich, ohne

zu wiſſen warum. Neben der holden Ruhe lag ein Zug von Melancholie darauf, der mir zu Herzen ging, und dämoniſcherweiſe kam mir einmal über's andere der Gedanke: So würde ſie ausſehen, wenn ſie todt wäre. Und im vollſten Genuſſe meines Glückes erinnerte ich mich an alles Elend, das dieſes Leben erfüllt oder bedroht, und da ſchien mir ein ſolcher friedlicher, ewiger Schlummer unendlich wünſchenswerth, für mich und für ſie. Wie der Chor in der griechiſchen Tragödie, der beim höchſten Glücke vor dem Neide der Götter zu warnen anfängt und jene ſelig preiſt, die ausgekämpft — ſo ſtand Etwas neben mir und außer mir, das ſolche Lieder ſang. Ich ſchüttelte mich vor Schauer und Marie erwachte. Ein Blick in ihre Augen, und die behagliche, unheimliche Stimmung verſchwand.

Wir wanderten weiter, Arm in Arm, den Berg hinab, durch ein breites Thal, in der Geiſterſtunde des Mittags, da die Gegenſtände keinen Schatten haben und eben darum unwahrer erſcheinen, ſo zu ſagen, abſtrakt. Alles ſchwieg; die hohen Saatfelder rechts und links ſtanden aufrecht und ruhig und die Aehren glühten. Man horchte vergebens nach einem Laut. In einem Kornfelde lag ein Wanderburſche mit dem Geſicht zur Erde gedreht und ſchlief; auf der Schläfe, die ſichtbar war, ſtanden große Schweißtropfen. Marie ging auf den Fußſpitzen, ſchloß ſich enger an mich und wir wandten, uns einem Gehöfte zu, das freundlich hinter Linden verſteckt lag.

Unter einem der Bäume waren Tisch und Bänke angebracht; dahin setzten wir uns und wurden, da uns der Hund ankündigte, von einer hübschen jungen Frau, so einer Goethe'schen Pächterin, sehr gastlich empfangen. Ich stellte uns als Bruder und Schwester vor und daran anknüpfend erfand Marie gleich eine ganze Geschichte, im übermüthigsten Tone, wie unser Vater, Verwalter des Grafen P . . ., von einem Gute auf das andre versetzt sei — die Pächterin hatte richtig von der Versetzung sprechen hören — wie unsre Habseligkeiten auf der großen Straße dahingebracht würden, wir es aber vorgezogen hätten, durch das schöne Land abseits von der Straße zu wandern, um bei dieser Gelegenheit die Ruinen des Schlosses Kaiser Karl's IV. zu sehen ꝛc. Wie ich, der Bruder, der eigentlich zur Advocatur bestimmt gewesen, nun auch in die Landwirthschaft eintreten werde, weil ich als Student auf der Universität tolle Streiche gemacht und Nichts gelernt hätte. Darauf kam eine lange Reihe toller Streiche, die sie mit ausgelassenster Phantasie ersann und in deren Aufzählung sie sich durch Nichts stören ließ. Aber nach und nach wurden aus tollen Streichen wahre Großthaten und ich aus einem Taugenichts ein romantischer Held, der das Unerhörteste gethan und sich immer für seine Freunde auf's Großmüthigste geopfert. So nimmt in diesem Kopfe Alles, Dichtung und Wahrheit, am Ende eine Wendung zum Ernsthaftesten und Romantischsten. — Für diese Mährchen

bewirthete uns die gute Frau so gut sie konnte mit Allem, was eine solche Meierei aufzubieten vermag. Zuletzt brachte sie uns noch ihr Kind, einen hübschen weißköpfigen Jungen von drei Jahren, der für Marie sofort eine lebhafte Neigung faßte. — Wie sie ihn auf dem Schooße hielt, sah sie aus wie eine Vor-Raphaelische Madonna, und wie sie mit ihm spielte und ihm Geschichten zu erzählen anfing, hatte ich allerlei ernsthafte und schöne Gedanken. Sie mochte Aehnliches gedacht haben, denn von Zeit zu Zeit hielt sie im Spielen und Erzählen inne, sah den Knaben lang und ernsthaft an und erröthete, ohne sich nach mir zu wenden. Endlich, da die Schatten länger wurden, mußten wir aufbrechen, wir nahmen herzlichen Abschied und gingen. Lange hörten wir noch den Jungen, der nach Marien schrie. „Nah, sieh mal das Kind!" sagte sie gerührt und blieb mehrere Mal stehen, um ihm noch einen Gruß zuzuwinken.

Wir wanderten dem Bache nach, der aus dem Querthal in das Hauptthal führte, an dessen Ende unser Dorf liegt. Wirklich war es, wie Marie der Pächterin sagte, unsre Absicht gewesen, das Schloß Kaiser Karl's IV. zu besuchen, aber jetzt war nicht mehr daran zu denken, und in der That, wir bedurften keines Reisezweckes und keines äußern Gegenstandes, um den Tag abzukürzen oder auszufüllen. Ich mußte Marien von meiner Vergangenheit, von unsrer Häuslichkeit, von meiner Mutter erzählen; sobald ich aber auf unsre Zukunft kam und

mit ihr schwärmen wollte, von den Tagen, die da kommen sollten, lenkte sie das Gespräch immer wieder auf die Vergangenheit. — Der Abend war da, ehe wir uns dessen versahen, aber wir hatten keine Ursache, deshalb schneller vorwärts zu schreiten. Wir schlenderten so fort in angenehmer Dunkelheit und kamen erst spät in der Nacht am Dorfe an. Ich stand mit Marien an der Thür ihres Hauses; sie griff unter die Schwelle, wo der Schlüssel versteckt war und schloß auf. In der Thür stehend legte sie beide Arme auf meine Schultern und sagte mit bebender Stimme: „Max, mein Freund, mein theurer Max — wie glücklich —" Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen; ich wollte sie beruhigen, aber bevor ich ein Wort gesprochen, war die Thür zugefallen und der Riegel vorgeschoben.

Ende Juni.

Mein Freund! Es wäre schrecklich, wenn jene schönen Tage der Höhepunkt unsers Glückes gewesen wären; wenn es jetzt abwärts ginge in dunkle Schluchten ohne Sonne und Blumen! Das ist eine der traurigsten Seiten unsers Lebens, daß es von einer Stunde zur andern nicht die geringste Sicherheit gibt! Das ist ein Gemeinplatz, aber wenn man selber die Erfahrung macht, ist sie immer neu und traurig. Zwar berechtigt mich

nichts Positives zu diesen Jeremiaden, aber ich bin verdrießlich. — Seit ich Dir geschrieben, habe ich Marie kaum gesehen. Der Oheim kam von seinen Invalidenfesten und dem langen Marsche ganz ermüdet zurück und überließ sein Glöckneramt auf unbestimmte Zeit dem Stellvertreter. Da tönen mir nun die Glocken nutzlos und zwecklos, und ich stehe am Fenster und ärgere mich, so lange es läutet. Nur einen Augenblick in allen diesen Tagen gelang es mir, Marien im Garten zu sprechen, und da hatte sie mir auch Nichts zu sagen, was mich aufgerichtet hätte. — Der alte General Graf P. hat durch den Oheim erfahren, daß noch eine Tochter seines Lieutenants da sei, und will nun für sie sorgen. Seine Tochter, die Baronin L., soll sie zu sich in die Stadt nehmen, und zwar schon nächsten Winter — für ihre Bildung zu sorgen, ihr vielleicht einen Mann verschaffen. — Freilich ist das Alles so in die Luft gesprochen; der Oheim läßt Marien volle Freiheit, zu thun und zu lassen, was sie will, und ich kann ja auch dem ganzen Plane ein Ende machen. Doch ärgert es mich, daß sich fremde Menschen und Pläne in unser Leben drängen, und schrecklich ist es mir, daß ich von Marien nicht erfahren kann, was sie zu alle dem denkt. — Als ich sie fragte, antwortete sie nur mit gebrochenen Sätzen: — „wer weiß — es wäre vielleicht am besten" — „wenigstens für Dich" — „denken wir nicht an die Zukunft." — Dann mußte sie mich wieder verlassen und ich sitze da

und ärgere mich und kann es nicht erwarten, sie wieder zu sehen, sie zu umarmen und die ganze trübe Stimmung all' der Tage in einen glücklichen Moment zu versenken.

Den 14. Juli.

Eine Ewigkeit habe ich geschwiegen und doch schreibe ich Dir in keiner glücklicheren Stimmung. Der Tag nach meinem letzten Schreiben war der Tag meiner Erlösung, aber er war vom Zufall schlecht gewählt. Der Ohm trat bei einer unglücklichen Gelegenheit wieder sein Amt an. Das ganze Dorf war in Trauer versetzt. Eine junge, schöne, von Allen geliebte Bäuerin, Mutter von vier Kindern, die in den glücklichsten Verhältnissen lebte, wurde plötzlich vom Tode dahingerafft. Das Todtenglöcklein versetzte die ganze Gemeinde in die größte Niedergeschlagenheit; überall Klagen und Weinen, das sich wiederholte, als sich sechsunddreißig Stunden später beide Glocken in Bewegung setzten, um mit ihrem Heimathsklange den Sarg zu begleiten, der, vom halben Dorf gefolgt, auf den Kirchhof der nächsten Stadt gebracht wurde, da wir in unsrer kleinen Gemeinde selbst keinen haben. Das Geläute dauert bei solcher Gelegenheit so lange, bis man von der Höhe des Thurmes die Beerdigung auf dem fernen Friedhofe als beendigt er-

kennt — d. i. beinahe zwei Stunden, da ſich ein ſolcher Zug ſehr langſam bewegt. — Ich hatte Marien ſeit ſo vielen Tagen nicht geſehen, ihre Erzählung von den Plänen des alten Grafen, die Art, wie ſie dieſelben aufnahm, Alles das beunruhigte mich, verſetzte mich während der ganzen Zeit in die fieberhafteſte Aufregung, ſo daß ich von dem Unglück des ganzen Dorfes kaum berührt wurde und an Nichts dachte, als wie ich wieder zu Marie gelangen könnte. — Was Wunder, daß, als das Grabgeläute erſcholl und da ich wußte, daß der Oheim wieder an der Glocke war, ich mich ſogleich aufmachte und zu Marien eilte. — Aber ich fand die Thür verſchloſſen, und als ich pochte, öffnete ſich das Fenſter und Mariens lieber Kopf erſchien hinter den Reſedatöpfen.

„Ich wußte, daß Du kommſt, ſobald die Glocken läuten," ſagte ſie in vorwurfsvollem Tone, — „und ſeien es auch Todtenglocken, und habe mich darum eingeſchloſſen. Heute darfſt Du nicht herein, lieber Max, — ſieh, die gute, ſchöne Marianne wird begraben."

„Wie!" rief ich, „nachdem ich Dich ſo viele Tage nicht geſehen und geſprochen, kannſt Du mich hier vor Deiner Thür ſo ſtehen laſſen? — ſchiebſt Du mir den Riegel vor?"

„Ach," ſeufzte ſie und legte die Hand auf's Herz, „das ganze Dorf iſt ſo traurig, und die armen Kinder — und Alles denkt jetzt an Tod und Kummer, und wir ſollen glücklich ſein — das iſt ſo herzlos, ſo hart."

Wie ſie ſprach, ſah ſie unſäglich gut und lieb aus, daß ich ihr unwillkürlich die Arme durchs Fenſter entgegenſtreckte, aber ſie zog ſich in die Stube zurück und unwiderſtehlich angezogen, ſprang ich ihr durch das Fenſter über die Reſedatöpfe nach. Voll Angſt, daß ich bei dem haſtigen Sprunge falle, fing ſie mich mit beiden Armen auf und halb lächelnd, halb grollend ſagte ſie: „Das iſt nicht recht, Max, das iſt gewiß nicht recht.“

„Böſes Mädchen!“ rief ich, ganz glücklich, ſie wieder in meinen Armen zu halten — „kannſt Du mich nach ſo vielen Tagen der Trennung ſo behandeln? — nachdem ich all' die Zeit aufs Schmerzlichſte über Deine Kälte, mit der Du mir die Pläne des alten Grafen mittheilteſt, gebrütet habe! Haſt Du denn gar kein Herz mehr für mich? War jener Tag im Walde ein Abſchiedstag?“

Obwohl das Alles ſcherzend geſagt war, erkannte ſie doch die innere Bewegung, die mich dieſe Worte ſprechen ließ, und gab es auf, mich gegen die Thür zu drängen. Ich war ſo glücklich, wieder bei ihr zu ſein! Ich war wie berauſcht; ich nahm ſie auf meine Arme und trug ſie wie ein Kind in der Stube auf und ab.

„Gewiß,“ wiederholte ſie, „es iſt nicht recht, ſo glücklich zu ſein — ein Glück, zu dem die Todtenglocken das Zeichen geben! — Iſt das nicht eine Sünde?“

„Kannſt Du nicht auch ſündigen für mich?“ fragte ich.

Gegen dieſes Wort war ſie waffenlos. Ein dunkler

Wunsch, mich zu überzeugen, daß sie mir nicht verloren sei — nachdem sie mir all' die Tage so fern gerückt schien, sie neu zu erringen — ein wilder Drang, mich vor mir selbst als den Herrn aller ihrer Aengstlichkeiten, aller ihrer Gefühle zu bewähren, und der Rausch, in den mich ihre traurige, umhüllte Anmuth und das Glück des Wiederzusammenseins versetzte, machten, daß ich mich ganz, und ihre gefühlvollen, gewiß berechtigten Rücksichten ebenso sehr vergaß, wie ich den Ton der Grabesglocke überhörte. — Als sie mich eine Stunde später zur Thür hinausdrängte, sagte sie auf der Schwelle stehend, ruhig, aber blaß und die Hand an die Stirn legend: „Heute haben wir eine Sünde begangen. Ich nehme die Strafe und die Folgen auf mich."

Ich kam am folgenden Tage wieder. Es wollte keine rechte Freude zwischen uns aufkommen. Marie war schwermüthig. Sie setzte sich mit mir auf die Bank, nahm meine Hand und schwieg, so lange die Glocke läutete. Mir ist ganz bange zu Muthe, als ob mir ein Kampf mit Schatten bevorstände.

Den 17. Juli.

Mein Freund, ein Unglück! — Eine Kleinigkeit, eine Thorheit, eine äußerliche Zufälligkeit, und doch — ich kann's nicht anders nennen, Etwas wiederholt es mir

fortwährend, es ist ein Unglück. Es geschah heute, vor wenigen Stunden. Ich war bei Marien; die Glocke läutete — sie war wieder heiter. Sie stand am Herd, ich neben ihr, den Arm um ihren Hals. Wir plauderten. Plötzlich ein schauerlicher, unheimlicher, durch und durch häßlicher Ton. Die Glocke war gesprungen. Marie fuhr zusammen; ich fühlte, wie ihr Leib unter meinem Arm durch alle Nerven erzitterte; der letzte Blutstropfen floh aus ihrem Gesichte, sie fuhr sich mit beiden Händen über Stirn und Scheitel und sah mich starr an mit entsetzten Augen. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Ich faßte mich schnell und suchte sie zu beruhigen, aber sie hörte nicht und antwortete nur mit einem schmerzlichen Lächeln: „Siehst Du's nun? Siehst Du's? — Ich nehme Alles auf mich." So sprechend ging sie ruhig in die Stube. Ich stürzte fort und fand das ganze Dorf in Aufruhr. — Die geliebte Glocke, der Stolz des Dorfes, sein schönster Schatz war ja dahin! Alles stürzte der Kirche zu, um den kaum sichtbaren Sprung zu betrachten. Bei der Gelegenheit erfährt man, daß die Glocke beinahe zweihundert Jahre lang zu Leid und Freud des Dorfes geklungen. Seit Stunden spricht man nur von dem Unglück und jeder knüpft seine Betrachtungen daran und Niemand weiß, was sie mir gewesen — und mir ist, als wäre ein schöner Ton aus meinem Leben geschieden für immer.

Den 21. Juli.

Der Ton der Glocke ist gräßlich. Man fährt fort sie zu läuten, weil man keine andere hat; manchmal versucht man es mit dem Todtenglöckchen, mit dem ehemals im alltäglichen Leben nur das Ave Maria geläutet wurde. Und die zersprungene Glocke, wie das Ave Maria-Glöckchen — ich erinnere lieber an seine heiterere Bestimmung — geben den Ton unsrer Liebe an, sind die Stimmgabeln für unsere Harmonie geworden. Ist das nicht schrecklich? — Bin ich nun bei Marien, horchen wir unwillkürlich dem Geläute. Ist es die gesprungene Glocke, denken wir Beide, daß unser Glück einen Riß bekommen, wenn wir es uns auch nicht sagen; ist es das Ave Maria-Glöckchen, dann denken wir aus alter Gewohnheit nur an Scheiden. Der Oheim ist verdrießlich geworden, denn es hat sich im Laufe der Jahre zwischen ihm und der schönen Glocke ein intimes Verhältniß gebildet und er kann ihren Tod nicht verschmerzen. Er bildet sich ein, Mariens Traurigkeit entspringe aus dem langweiligen Leben mit ihm und spricht davon, sie nächstens dem alten Grafen vorzustellen, daß er sie nach der Stadt zu seiner Tochter schicke. — Ich habe Marien vorgeschlagen, dem Unbehagen ein Ende zu machen und meinen Eltern meine Liebe und den Entschluß, sie zu heirathen, mitzutheilen. — „Um Gotteswillen nicht!“ — rief sie entschieden — „warum den Kummer Deiner Eltern noch zu meinem Unglücke fügen?“

„So biſt Du unglücklich, Marie?“ —

„Nicht durch Dich, nicht durch unſere Verhältniſſe; ich bin es durch mich. Du biſt es auch ſeit einiger Zeit und Du biſt es durch mich. Siehſt Du, ſo wäre unſre Ehe; ſie iſt nicht gut eingeläutet! Darum ſoll auch nichts daraus werden, aber ich kann ohne Dich nicht leben.“

Sie ſchwieg; dann fuhr ſie fort: „Erinnerſt Du Dich des holden Kindes, mit dem ich bei der Pächterin geſpielt habe? Das Glück der Pächterin iſt mir nicht beſchieden, — vielleicht iſt das eine Strafe, vielleicht ein Verhängniß.“

Solche Andeutungen verrathen mir ihre geheimſten Gedanken, denen ſie nicht klare Worte zu geben wagt. Was andere Mädchen bei einem ſo innigen Zuſammenleben ängſtigen würde, ängſtigte ſie im entgegengeſetzten Sinne — zugleich mit der Erinnerung an jene ſündhaft glückliche Stunde, da man die arme Marianne begrub. Beide Gedanken ſpielen ineinander und es entſteht ein vages Gefühl von Tod, Sünde, Strafe, Unglück, die einen Schleier von Schwermuth um ihr Leben, Phantasmagorien vor ihre Augen weben. Alle meine Bemühungen, ſie aus dieſem Zuſtande zu reißen, ſind vergeblich, denn jeder Anhaltepunkt ergibt ſich als unfaßbar. — Aber nach und nach werde ich mit ihr myſtiſch. So hoffe ich jetzt viel von einer neuen Glocke und da die Subſcriptionsliſte zu meinem Vater kam, bewog ich ihn, eine große Summe zu zeichnen, damit die Angele-

genheit so schnell als möglich erledigt werde. Wenn nur erst das Todtenglöcklein und das Todesgeröchel der alten Glocke verhallt sind, die uns gespensterhaft verfolgen! Vielleicht wird Marie bei einem frischen Tone wieder aufblühen und wieder heiter. Freilich der alte Ton wird es nicht wieder sein; das fürchte ich, das weiß ich.

Den 19. August.

Wieder habe ich lange geschwiegen und diesmal nicht, weil ich zu glücklich war. Anfangs weil ich einen Entschluß gefaßt hatte und Dir nur den ausgeführten, und wie ich hoffte, freudig und als glücklicher Verlobter mittheilen wollte. Das hat sich leider nicht verwirklicht und ich fürchte, Dich mit meinen ferneren Klagen zu langweilen. Marie wird immer schwermüthiger. Nur ein entscheidender Schritt, sagte ich mir, kann sie aus diesem Zustande reißen; es hat sich immer als heilsam bewährt, wenn man schwankende Zustände in feste, genau umschriebene verwandelte. — So blieb ich denn — es sind heute fünf Tage — nachdem die arme Glocke ausgeläutet und Marie kaum zehn Worte gesprochen hatte und erwartete den Oheim festen Fußes. Marie sah mich fragend an, ließ mich aber gewähren. Der Oheim, als er mich in der Stube fand, war etwas erstaunt,

zog seine alte Soldatenmütze und rief sein Parbleu! — eines der wenigen Wörter, die er aus Frankreich mitgebracht und häufig anwendet — fragte mich höflich, was ich wollte.

„Parbleu!“ rief ich dagegen, „wir wollen die Sache soldatisch kurz abmachen; ich bin in Ihre Nichte, in Fräulein Marie, verliebt.“

„Parbleu!“ rief wieder der Oheim und sah seine Nichte an, die ruhig in der Thür stand. „Parbleu!“ wiederholte er, „glaub's wohl! nettes Kind! Parbleu! Und dann?“

„Nun, ich möchte sie heirathen.“

„Die Tochter eines braven Officiers, Parbleu! Und Ihre Eltern?“

„Um ihre Einwilligung ist mir nicht bange, wenn Sie nur erst die Ihrige versprochen haben.“

Der alte Wachtmeister strich sich den Schnurrbart, sah mich mit einem prüfenden Blick an und murmelte:

„Parbleu! netter Kerl, gute Partie — guter Ruf — Nichts dagegen. Parbleu! Aber ist Marien's Affaire —“

Ich wandte mich zu Marien. Sie faßte meine Hand und zog mich über die Schwelle und schloß die Thüre hinter sich. Sie schlang beide Arme um meinen Hals und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Danke, mein Freund, mein theurer Freund,“ schluchzte sie, „aber höre, was in mir fest steht und unerschütterlich. Du wärest nicht glücklich mit mir. Ich habe Dich

durch alle die Monate ausgehorcht; ich kenne Dich beſſer, als Du Dich ſelber kennſt; Du mußt in der Welt leben, Du mußt das Leben genießen und thätig ſein im Großen, im Gewühle der Welt und der Unternehmungen. Anders iſt kein Glück für Dich; ich bin für die Einſamkeit gemacht, nur für den, den ich liebe und für mich. Wir können nicht zuſammengehen. Wie Du Dich hier, bis wir uns zuſammenfanden, gelangweilt haſt, ſo würdeſt Du Dich bald mit mir langweilen. Das Alles ſehe ich klar. Aber es iſt noch Vieles da, das ich nicht klar ſehe und das eben ſo wichtig iſt und uns eben ſo ſehr, vielleicht noch ſtärker trennt. Was ich an Glück in dieſer Welt genießen ſollte, habe ich genoſſen; was davon noch übrig iſt, werde ich genießen, dann wird es aus ſein. Ich weiß noch nicht recht wie, aber es wird zu Ende gehen. Dir danke ich Alles — ſo viel Glück, als Andre in einem langen Leben nicht kennen-lernen, und wenn Du mich jetzt von Dir ſtießeſt, anſtatt um mich zu werben, ich wäre Dir dankbar bis zum Tode. — Mache Dir niemals Vorwürfe meinetwegen, was auch immer kommen möge. — Ich bin glücklich, alle Schuld mit mir zu nehmen."

„Welche Schuld?" fragte ich erſchüttert.

„Ach, ſchweigen wir davon, nennen wir es nicht — es iſt ja Alles gut" — ſagte ſie abwehrend. — „Wir werden," fuhr ſie fort, „noch ſo glücklich ſein und noch ſo lange, als es geht. — Du kannſt jetzt kommen, ſo

oft und wann Du willſt — aber denke nicht an Heirath, mein Freund. — Einſt wirſt Du heirathen und glücklich ſein, ich verſpreche es Dir. Ich bin zufrieden, das vorübergehende Glück Deiner Jugend geweſen zu ſein; das war meine Beſtimmung." — Sie brachte das Alles ſo ſchnell, ſo aufgeregt und doch ſo entſchieden hervor, daß es mir unmöglich war, ihr ins Wort zu fallen. Endlich, da ſie ermüdet und tief athmend ihren Kopf auf meine Bruſt fallen ließ, ſagte ich:

„Aber, Kind, welche Schuld? Welche böſe Träume plagen Dich?"

Sie erhob ihren Kopf, ſah mich mit großen, vorwurfsvollen Augen an und ſagte, indem ſie ſich wie in Froſt ſchüttelte: „Denkſt Du nicht jener Stunde? Die Todtenglocken läuteten; ein liebes gutes Weib trug man zu Grabe, vier Waiſen waren in unſrer Nähe, Alles weinte, Alles war von Todesſchauern, von Mitleid, von Barmherzigkeit erſchüttert — wir vergaßen Gott und Menſchen, alle Geſetze, alles Leiden der Andern und wir freuten uns und waren glücklich. Iſt das keine Schuld? Das iſt ſchlimmer als ein Mord — gewiß, das muß geſühnt werden. Das iſt gewiß, o ſo gewiß!"

Mit Schrecken erkannte ich die Krankheit dieſer zarten, empfindlichen Seele. Sie mißverſtand den Ausdruck meines Geſichtes und ſagte lächelnd mit einem beruhigenden Tone:

„Sei getroſt! das Sühnopfer iſt gefunden und auserwählt.“

Mein Freund! Der Seidenwurm, der vom Zweige fällt, an das er ſein zartes Geſpinnſt hängen wollte, macht keinen zweiten Verſuch, hinaufzuſteigen; er rollt ſich in ſich zuſammen und ſtirbt. Eben ſo thut er, wenn man ſein zartes Geſpinnſt unſanft berührt. Man erzählt auch von der Schwalbe und von andern Vögeln, daß ſie den Bau ihrer Neſter unterbrechen und aufgeben, wenn eine fremde Hand irgend einen ſtörenden oder unreinen Gegenſtand herbeigetragen. Solche Seelen gibt es, die ſich aufgeben, wenn in den reinen Bau, in das zarte Geſpinnſt ihres Lebens etwas geworfen wird, das ihnen fremd, das eine Schuld iſt. Ja es iſt genug, daß es nur den Schein einer Schuld trage. Du kannſt mit der Schwalbe und mit dem Seidenwurm nicht rechten, Du kannſt ſie nicht aufwecken zu einem neuen Bau, zu einem neuen Leben — ihnen gebietet ihre Natur und ſie geben ihr Neſt auf und ihr Leben.

Und ſo ſchreibe ich Dir betrübt und hoffnungslos, da ich gehofft hatte, Dir als glücklicher Verlobter ſchreiben zu können.

Den 1. September.

Unglück ſollſt willkommen ſein, kommſt du nur allein! Ein Sprichwort, ein Wahrwort. Aber das Unglück

wächst nur in Familien wie gewisse Bäume. Wo eines aus dem Boden sprießt, kann man sicher sein, bald ein anderes nachwachsen zu sehen! Es war für Marien an jenem unglückseligen Begräbnißtage und an der gesprungenen Glocke genug. Nun mußte noch etwas hinzukommen. Erinnerst Du Dich der schönen Pächterin, von der ich Dir geschrieben und die wir vor zwei Monaten auf unsrer glückseligen Wanderung kennen lernten? — Doch ich muß Dir erzählen, wie wir wieder zu ihr kamen.

Die gesprungene Glocke wurde aus dem Thurme genommen. Mit ihr und mit der gesammelten Summe wurde der Oheim in die Stadt geschickt, um beim Glockengießer eine neue einzutauschen oder zu kaufen. Wir waren wieder allein, ganze Tage allein wie damals; wir waren wieder glücklich, aber es war ein verschleiertes, ein dunkel verschleiertes Glück. Wir sind ja beide nicht mehr so hoffnungsvoll wie damals. Marie immer voll Liebe und Güte und Anmuth, ja selbst immer lächelnd, aber immer auch wie in ein Schicksal ergeben. Ich hoffte, die alte Stimmung in ihr zu wecken, wenn ich sie wieder dieselben Wege führte und ich schlug ihr vor, die Pächterin und ihr Kind zu besuchen, von dem sie immer mit Liebe gesprochen hatte. Sie nahm den Vorschlag mit Freuden an und ich richtete es so ein, daß Alles so war wie damals. Mit Tagesanbruch gingen wir, ich suchte dieselben Wege auf und es war ein eben so heiterer

Tag wie damals. Nur die Saaten fehlten; hie und da sahen uns traurige Stoppelfelder an. In der Natur war nicht mehr jene Fülle des Lebens und Marie erzählte nicht so viele Mährchen. Wir sprachen viel und ernst — über Gegenstände, die uns Nichts angingen. Wir fühlten beide den Unterschied zwischen einst und jetzt, und trotz manchem Scherz waren wir beide gedrückt. Wie um mich um Verzeihung zu bitten gab mir Marie von Zeit zu Zeit einen Kuß, und wie, um mir zu sagen, daß sie mir jetzt nicht ferner stehe als damals, drängte sie sich, an meinem Arm hängend, eng an mich und nannte sie mich mit den liebevollsten Namen. — Um Mittag saßen wir wieder auf der Bank unter der Linde. wir schlugen in die Hände, um Jemand herbeizulocken. Die Pächterin kam — aber wie war sie verändert — blaß, eingefallen, um zehn Jahre gealtert. — „Was ist Ihnen geschehen," rief Marie erschrocken und eilte auf sie zu — „wo ist Ihr Kind?" fragte sie rasch weiter...

„Sie haben es schon errathen," antwortete die Frau, indem sie resignirt die Hände in einander legte. — „Mein Kind ist todt. Es starb kaum vierzehn Tage nach Ihrem Besuche..."

Marie wandte sich mit Heftigkeit zu mir und aus ihren Blicken erkannte ich, daß sie das Unglück wieder auf sich bezog. Sie schüttelte bitter lächelnd den Kopf und setzte sich, die Hand der Frau ergreifend, mit dieser auf die Bank. — Schweigend saßen wir lange da, schwei-

gend nahmen wir Abſchied und ſchweigend wanderten wir nach Hauſe. Bei hellem Tage kamen wir am Dorfe an; Marie ließ ſich dadurch nicht beirren; ſie bemerkte es kaum und an meinem Arme ſchritt ſie durch die heimkehrenden Männer und Frauen, die uns erſtaunt betrachteten und lächelnd grüßten.

„Ein ſchönes Paar!“ rief eine Gevatterin; „auf wann die Hochzeit?“

Marie hörte es nicht; ſie war in ſich verſunken, blaß und ſtumm.... Mein Freund, ihr Gemüth iſt gefährlich krank und unglückſeligerweiſe kommt ſo jeden Augenblick etwas hinzu, die Gefahr zu ſteigern. Die ganze Luft ſcheint mir voll von unſichtbaren böſen Geiſtern. Schon iſt mir der Gedanke gekommen, ob nicht irgend eine gewaltige Kriſis, vielleicht ſogar eine regenerirende Krankheit zu wünſchen wäre. Doch nein! Gott bewahre. Dieſes zarte Gebäude würde einem unholden, tobenden Gaſte nicht widerſtehen können. Ich bitte Dich herzlichſt, ſchreibe mir bald und gib mir einen Rath. Hätte ich es bei Marien mit Leidenſchaften, mit Unverſtand oder etwas der Art zu thun, ich würde damit fertig — aber dieſe Ahnungen, dieſe Schwermuth, dieſe Unfaßbarkeiten des Gemüthes finden mich ganz und gar hülf- und waffenlos. Verdammt ſei die Romantik unſrer ganzen Bildung, die uns Allen in den Gliedern ſteckt und die einem Blätterrauſchen, einem Quellenmurmeln, einem Glockenton mehr Gewalt einräumt, als dem vernünftig-

sten Gedanken. Kämpfe Du mit Schatten, die unsterblich sind und deren Glieder, nach jedem Schwerthieb, sich wieder aneinanderschließen. Lebewohl!

Den 20. September.

Du drängst und willst Nachrichten und ich habe Dir eigentlich Nichts zu sagen; oder vielmehr, was zu sagen ist, weiß ich nicht in Worte zu fassen. Es kommt der Tag und der Tag vergeht und Nichts verändert sich, nur daß es immer herbstlicher und daß Marie immer bleicher wird und immer milder und sanfter und dabei immer starrer, immer verstockter in ihren fixen Ideen. — Da stehen wir am Fenster, sie an meinen Arm gelehnt und sehen zu, wie zum Klang der Glocke die Blätter fallen. — Man hat sich nämlich, als man die Glocke abnahm, überzeugt, daß der Glockenstuhl morsch und daß für die neue Glocke ein neuer Stuhl nothwendig geworden. An diesem arbeitet man jetzt im Thurme und die Art des Zimmermanns erschallt von dort. Das Todtenglöcklein, das jetzt alle Aemter verrichtet, hat man indessen in die hohe Linde, unweit von Mariens Hause aufgehängt. Wenn es nun gezogen wird, fallen die losen Herbstblätter und zittern, vom Klange des Todtenglöckleins begleitet, zur Erde nieder. Diesem Spiele

ſehen wir vom Fenſter aus zu; wahrlich, es iſt nicht erheiternd. Da haſt Du unſer Leben.

Den 2. October.

Nun wiſſen auch Andere, was ich längſt gewußt habe, daß Marie ſehr krank iſt, denn ſie liegt im Bette und ſieht aus wie eine Sterbende. Meiner Mutter habe ich die Geſchichte meiner letzten ſechs Monate erzählt und die gute Frau ſitzt mit mir am Krankenbette und pflegt ſie wie ihre Tochter. Sie wollte Marien zu uns in's Haus nehmen, um beſſer für ſie ſorgen zu können, aber ſie will ihr Stübchen nicht verlaſſen. — Mein Freund, welche Tage, welche Nächte ich verlebe — es iſt nicht auszudrücken. Es iſt mir manchmal, beſonders wenn Marie ſo liebevoll und ſo voll Hoffnung für meine Zukunft ſpricht, als müßte mir das Herz zerſpringen und ich warte und harre, daß dies geſchehe. Ich weiß nicht, wie ich es ertragen werde. — Der Oheim ſieht mich an wie einen Feind; doch drückt er mir manchmal die Hand, als ob er ſagen wollte: Uns Zweien, uns Zweien geht es herzlich ſchlecht. —

Den 15. October.

Wenn Du kommen kannſt, wie kannſt Du noch fragen, ob Du ſollſt? — Ich werde Dich nicht mehr Freund, ich werde Dich Wohlthäter nennen. Du wirſt mir theuer ſein mein ganzes Leben, wenn Du ſie geſehen haſt, wenn ſie Dir, den ſie ſeit ſo lange kennt, die Hand gedrückt hatte. — Dein Onkel ſoll die ganze Klinik im Stiche laſſen und mit Dir kommen. Er kennt meinen Vater ſehr genau; ſage ihm, es handle ſich um deſſen Schwiegertochter, meine Braut. — Aber beeile Dich; komme bald!

April 184..

Viel Glück, mein Freund, zum überſtandenen letzten Examen. Nun iſt es Zeit, mit dem Vorſchlag herauszurücken, den ich ſeit lange in petto habe. Die Carriere, die Du erwählt haſt, iſt Nichts für Dich; Du biſt arm und müßteſt Dich durch Jahre voll Entbehrung ſchlagen, bis Du zu einem nur halbweg erträglichen Looſe gelangteſt. An mir haſt Du in jenen verhängnißvollen Wochen, vor und mehr noch nach dem Tode Mariens, des Guten ſo viel gethan, daß ich es Dir mit einem ſorgenloſen Leben, mit einer guten und einträglichen Stellung nur ſchlecht bezahle. Ich werde immer dein Schuldner blei-

ben und ich sträube mich nicht dagegen — bin ich doch der armen Marie verschuldet bis zu meinem letzten Hauche. Du kommst zu uns; wir stehen an der Spitze einer großartigen Unternehmung, bei der Du mit Deinen juristischen Kenntnissen uns und Dir nützlich sein kannst. Halte Dich an das Positive, mein Freund; nur im Positiven, nur im Schaffen, das einen directen, ausgesprochenen Zweck hat, ist das Heil. Ich habe einen Schauer vor allem Unbestimmten, vor all' den Gemüths- und Phantasiedämmerungen, in denen man wie in Wolken wandelt, wie der Byron'sche Kain im Bodenlosen und Leeren. Ich halte mich an das Nächste und studire Landwirthschaft, Geologie, Hütten- und Maschinenwesen. Ich hoffe, daß mit der Zeit etwas Rechtes aus mir wird, besonders in Deiner Gesellschaft. Komme bald! Heute ist es ein Jahr, daß ich Marien kennen gelernt; bald wachsen Blumen auf ihrem Grabe. Komme bald zu Deinem

Max.

Die alte Jungfer.

I.

Das Dorf liegt auf einem niedrigen Plateau und sieht ärmlich und schmucklos aus, ja selbst etwas finster, wie die meisten echtböhmischen Dörfer. Die Bauernhütten stehen in einem großen Kreise; in der Mitte klaffen tiefe, mit Regenwasser angefüllte Lehmgruben, in denen Gänse und Enten ein einförmiges Leben führen. Auf dem großen Rasenplatze erhebt sich ein wilder Kastanienbaum, der mit seinen breiten Zweigen einen sandsteinernen, weiß, schwarz und roth angestrichenen heiligen Johannes von Nepomuk beschattet. Anders ist es in dem Thale, welches mit seinem Bache das Plateau auf zwei Seiten begrenzt. Hier wohnte von jeher ein handeltreibendes Völkchen und man erzählt, daß die Federnhändler dieses Thales sich schon unter der Kaiserin Maria Theresia bis über die Grenzen des Landes und bis auf die Leipziger Messe gewagt haben. An die Fremde und an Reisen gewohnt, hatten einige junge

Leute zur Zeit der Franzoſenkriege, beſonders als dieſe über die Grenzberge Böhmens drangen, Muth genug, ſich der Armee Kaiſer Franzens anzuſchließen, und als Lieferanten ihr Glück zu machen. Die einzige Schlacht von Kulm und Arbeſau mit ihren Vor- und Nachſpielen hatte ihnen ſo viel eingebracht, daß ſie als wohlhabende Leute in ihr Thal zurückkehren und ſich noch ihr Leben lang als Gläubiger des Kaiſers rühmen konnten. Von ihren Reiſen brachten dieſe unternehmenden Leute nebſt dem Gewinne noch mancherlei mit, das zur Bequemlichkeit gehört und bisher in dieſen Gegenden unbekannt geweſen; die Häuſer, die ſie ſich bauten, entfernten ſich von dem bäuerlichen Style des Dorfes und der Hausrath bekam ein ganz ſtädtiſches Ausſehen. Aber die größte und gründlichſte Veränderung datirt aus jener Zeit, da die Induſtrie unter dem Schutze eines ſicheren Friedens — Kulm und Arbeſau, ſagte man ſtolz im Dorfe, haben nicht wenig zur Sicherheit dieſes Friedens beigetragen — ſich auf dem Continente auszubreiten begann und die Reiſenden ihre Wunder in der Fremde anſtaunen konnten. Die Berge rings in der Gegend waren von Eiſenerzen angefüllt; die Wälder boten prächtiges Bau- und Brennholz; in einem benachbarten Bezirke friſteten reiche Steinkohlenbergwerke, überflüſſig, wie ſie ſchienen, ein ärmliches Leben und das Flüßchen, das luſtig das Thal durchrauſchte, verſchwendete leichtſinnig eine höchſt koſtbare Waſſerkraft. Speculative Köpfe,

und unter ihnen hervorragend der kleine Handelsmann Justinus Liebert, einer der Helden von Kulm und Arbesau, bemächtigte sich dieser unbenützten Schätze und Kräfte, eröffnete Eisengruben, baute Straßen nach den Steinkohlenlagern, legte Eisenhämmer, Schaufelschmieden, Walkmühlen ꝛc. an, führte Häuser auf, wie sie aufblühenden, k. k. ausschließlich privilegirten Fabrikanten würdig schienen, und nach wenigen Jahren war es den Einwohnern selbst schwer, in dem lebensvollen Thale voll niedlicher, eleganter Wohnungen, ihre ursprüngliche Heimat zu erkennen. Sie datirten die große Veränderung von jenem Zeitpunkte her, da am Eingange des Thales, an den Eisenhütten des Herrn Justinus Liebert jene himmlische Esse aufgeführt worden, welche alle Zainhämmer und Streckhämmer der Umgegend überflügelte, oder, wie man sich ausdrückte, aufs Maul legte, und ihren Besitzer in sehr kurzer Zeit zu einem ansehnlich reichen Mann machte. Damals, als die Esse aufgeführt wurde, erregte sie außerordentliches Aufsehen; an Sonntagen strömten alle Umwohner herbei, um das Riesenwerk anzustaunen, und die alten Leute sagten, das sei unerhört, das hätten sie selbst in Prag und Leipzig nicht gesehen, und als man die ältesten Federnhändler fragte, versicherten sie, sie hätten desgleichen in Frankfurt am Main nicht gesehen, und es war ausgemacht, daß mit dem Baue dieser Esse, wie mit dem Baue des babyloni-

schen Thurmes, eine neue Zeit beginne. Ob eine gute oder böse neue Zeit, das wisse Gott allein.

Es sah aber aus, als sollte die neue Zeit eine gute werden. Es wurde viel gebaut, trotz dem bis dahin in dieser Gegend viel geltenden Satze: Stützen soll man ein altes Haus und kein neues bauen.

Häuser, Hausart und Menschen wurden immer schmucker, doch behielt Alles einen ländlichen Charakter, da die Häuser nicht in Gassen gedrängt und gereiht standen, sondern einzeln, von Gärten umgeben, in denen die Töchter Blumen pflegten. Freilich waren diese Blumen erst nur noch Sonnenblumen, halbwilde Rosen — aber bei Liebert's waren auch schon Georginen angekommen, und es war Hoffnung vorhanden, daß sich die Nachkommen der Liebert'schen Georginen über die andern Gärten ausbreiten würden. Man lebte ja sehr friedlich und gemüthlich unter einander, theilte einander gerne mit, und Käthchen Liebert war besonders froh, wenn sie alles Schöne, womit sie ihr Vater umgab, mit Andern genießen konnte.

In der That sah man schon im Herbste nach Ankunft der Georginen mehre ihrer Töchter über die graue Stakete der Tabaktrafikantin Rosalie glänzen und liebäugeln. Das Flüßchen war regulirt und für Zeiten des Wassermangels in angemessenen Entfernungen mit Bassins versehen worden, welche von Weiden oder schnell wachsenden Akazien umgeben waren. Auf einem der

Waſſerbecken ſchwamm ein grün angeſtrichener Kahn, ein in dieſer Gegend nie geſehenes Fahrzeug. Die kleine Stadt in der Nähe, die amtliche Hauptſtadt des Bezirkes, welche früher das Dorf als zu ihren Domänen gehörig beherrſcht hatte, ſtrich die Segel vor den Annehmlichkeiten und dem Reichthum des Dorfes, und wie man ehemals aus dem Dorfe in die Stadt gegangen, ſo ging man jetzt aus der Stadt in das Dorf, um Neues zu ſehen und zu hören, und vor Allem, um ſich gut zu unterhalten. Die Beamtenfrauen und Töchter ärgerten ſich zwar über den Luxus der Dorfleute, aber die Herren liebten den guten Tiſch und Keller der Fabrikanten und verwieſen den Frauen ihre Vorurtheile. Obenerwähnte Georginen ſind nicht durch einen Wind des Zufalls aus dem Garten des Herrn Juſtinus Liebert in den Garten Roſaliens, der Tabaktraſikantin, verpflanzt worden; Käthchen Liebert ſelbſt hat drei Setzlinge, an den drei Baſſins vorbei, in ihren Händen dahingetragen und den kurzen und trockenen Dank dafür in Empfang genommen.

Wie Alles in der Welt ſeine Bedeutung hat, ſo war auch das Erſcheinen der Liebert'ſchen Georginen im Garten Roſalien's nicht bedeutungslos. Roſalie mußte die Erſtlinge vor Allem haben, und was man ihr anbot, brachte man nicht wie ein Geſchenk, ſondern wie einen Tribut oder ein Opfer dar, und es wurde auch demgemäß von ihr angenommen. Sie war in alle Geſell-

schaften geladen, sie empfing ihr Theil von den besten und seltensten Schüsseln, die im Thale verzehrt wurden, besonders in jenen Häusern, in denen erwachsene Töchter dem Haushalt vorstanden; denn Rosalie war, wenn nicht die wichtigste, so doch nach Herrn Liebert die einflußreichste Persönlichkeit des Ortes, und sie wachte mit Eifersucht über ihr Ansehen, und ließ es nicht einen Augenblick verfallen. Dieses Ansehen verdankte sie ihrer Herkunft, ihrer Stellung, ihrem Charakter, wie ihrem Alter und in Folge ihres Alters, der Tradition.

Ihr Vater war ein braver Soldat gewesen, der als Feldwebel quittirte und für seine Dienste mit der Tabaktrafik belohnt wurde. Seine beiden Töchter Rosalie und Marianne wuchsen in großer Schönheit auf, aber er sah mit Schmerzen, wie Rosalie, die ältere, auf sein Ansehen und seine Verdienste, mehr aber auf ihre Schönheit bauend, einen Freier nach dem andern abfahren ließ, wie sie alle jungen Leute der Gegend als tief unter ihr stehend betrachtete und, wie es schien, irgend etwas Großes und Ausgezeichnetes erwartete. Als ihr Vater starb, war sie tief in den Zwanzigern und Jungfrau, so wie ihre Schwester, vor der sie wie eine abwehrende, undurchdringliche Mauer stand, und welcher sie unter den abgefallenen Freiern, die sich manchmal zu Marianne wandten, nicht zu wählen erlaubte. Der alte Feldwebel, den man im Dorfe um sich und ihn zu ehren, Herr Lieutenant titulirte, hatte, als er die Augen schloß, den

Einen Troſt, daß ſeine Kinder nicht unverſorgt zurückblieben, denn er hatte es durchgeſetzt, daß ſeine Tabaktrafick auf ſie, als auf Soldatenkinder, überging und die Einträglichkeit derſelben wuchs von Tag zu Tag mit der Wichtigkeit des Ortes und mit der Anzahl der Arbeiter, welche das neue induſtrielle Treiben in das Thal und in die Gegend zog. Außerdem hatte ja Roſalie ſo viel Geiſt, ſo ſchrecklich viel Verſtand, daß der zärtlichſte Vater ihretwegen nicht beſorgt ſein durfte, und mit dem in der ganzen Gegend berühmten Verſtande noch ſo große Ueberreſte von Schönheit, daß man es kaum merkte, wie es eben nur noch Ueberreſte waren. Seit dem Tode des Herrn Lieutenants waren ſchon wiederholt Jahrzehnte vergangen; Roſalie ſtand bereits in einem unnennbaren Alter; von jenen großen Schönheitsübermaßen waren nur noch kleine Reſtchen vorhanden; verheirathet war ſie auch noch nicht und doch war ihr Anſehen, ihre Wichtigkeit im Orte auf eine höchſt merkwürdige Weiſe geſtiegen. Dies verdankte ſie, neben ihren perſönlichen Eigenſchaften, vorzugsweiſe dem Tabakhandel, den Roſalie zu benützen wußte, um ihr Haus — ein nettes kleines Häuschen mit Hof und Garten — zum Mittelpunkte des ganzen Ortes und der Gegend zu machen. Zu dieſem Reſultate iſt ſie durch ein einfaches Manöver gelangt. Sie hatte den Schalter am Fenſter abgeſchafft, durch den ehemals die Tabakpäckchen aus der Stube hinausgereicht worden; jeder Käufer mußte nun in die

Stube ſelbſt treten, und da ſah es ſo behaglich aus und ſtanden ſo einladende Großvaterſtühle umher, daß ſich der Käufer, freundlich aufgefordert, gerne hinſetzte, und von Roſalie geſchickt ausgefragt, Alles erzählte, was er nur an Neuigkeiten, an Hochzeits-, Geburts- und Sterbefällen, an edlen und verbrecheriſchen Thaten, an politiſchen und Privatintereſſen wußte. Roſalie kannte auf dieſe Weiſe das Innerſte aller Häuſer und Familien, und hatte man ſich ehemals bei ihrem Vater verſammelt um alte Kriegsgeſchichten zum hundertſten Male anzuhören, ſo wanderte man jetzt regelmäßig jeden Abend zu ihr, ſaß man im Sommer bis ſpät in die Nacht hinein auf den Bänken vor ihrem Hauſe, um neueſte Nachrichten aus Oſten und Weſten kennen zu lernen.

Darum nannte man ihr Haus auch das Caſino, und ſpäter, bei ſteigender Bildung und Berührung mit der Welt, den Club, was Roſalie nicht ungern hörte.

II.

War Rosalie den Männern wichtig als Besitzerin und Vorsteherin des Clubs, war sie es den Frauen und Mädchen noch mehr als Putzmacherin — denn das war ihr eigentlicher Stand, für den sie sich ausgebildet und für den sie die natürliche Begabung hatte — und wie sie es verstanden hatte, im geeigneten Momente, da der Flecken sich zu modernisiren anfing, die Cigarren einzuführen und dadurch ihrem Handel einen neuen Aufschwung zu geben, so hatte sie es um dieselbe Zeit auch als Putzmacherin verstanden, aus den ländlichen Moden herauszutreten und sich in die städtischen hineinzuarbeiten.

Sie war immer zeitgemäß, und ihre Entwickelung als Putzmacherin hielt gleichen Schritt mit der Entwicklung der Industrie und des Wohlstandes.

Ihr also hatte man es vorzugsweise zu verdanken, daß sich die weibliche Bevölkerung ihres Auftretens nicht

zu ſchämen brauchte, wenn von Zeit zu Zeit Reiſende aus fernen Gegenden und aus der Hauptſtadt ankamen. Roſalie hatte das volle Gefühl deſſen, was ihr die ganze Heimat verdankt. „Wie würden ſie mit all ihrem Gelde ausſehen, wenn ich nicht wäre!“ ſagte ſie oft zu ſich und zu andern.

Und es iſt wahr, daß ſie in dieſer, wie in vielen andern Beziehungen für dieſen in der Geneſis begriffenen Ort von unſchätzbarem Werthe war, ſtellte ſie doch auch den Arzt und Apotheker dar. Sie beſaß ſo viele Hausmittel, ſie verſtand es ſo manche Krankheit zu behandeln, daß ſich viele Famlien immer zuerſt an ſie wandten, und den Arzt aus der Stadt nur bei beſonders gefährlichen oder außerordentlichen Fällen holen ließen. Brauchte man wo eine Citrone, Heftpflaſter, Salmiak, Thee oder dergleichen, — ohne weiter nachzudenken, wandte man ſich an Roſalien, und beſaß ſie nicht das Verlangte, ſo hatte ſie doch immer ein Surrogat oder irgend etwas, was beſſer und dienlicher war, als das, was der ländliche Verſtand ihrer Mitbürger verlangte. So war ſie denn das fac totum bei Geſunden und Kranken, bei Männern und Weibern, bei Jung und Alt. Und wie man ſie an allen Abenden der Wochentage dem Club der Männer präſidiren ſah, ſo ſah man ſie an allen Nachmittagen der Sonn- und Feiertage an der Spitze der weiblichen Jugend, mit großen Schritten über Wieſe und Feld, durch Thal und Wald gehen. Das war die Schwäche

dieſes ſtarken Charakters, Roſalie, die eben ſo alt war wie Herr Juſtinus Liebert, ſich doch von der Jugend nicht trennen konnte und liebte es vorzugsweiſe, im Kreiſe der Mädchen ihre Herrſchaft auszuüben, ſich mit dieſen zu zeigen und anzudeuten, daß ſie noch zu ihnen gehöre. Jedermann fand dieſes lächerlich, nur nicht die weibliche Jugend, auf die ſie eine unwiderſtehliche Anziehungskraft ausübte. Die Mütter beklagten das, und die Väter verloren manchmal die Geduld darüber, denn auf ihren Spaziergängen ſowohl, wie zu Hauſe am Nähtiſche, wo ſich Nachmittags ebenfalls die weibliche Jugend verſammelte, ſoll, wie verlautete, Roſalie Grundſätze gepredigt haben, welche Väter und Mütter verderblich nannten. Nicht Grundſätze, die man gewöhnlich unmoraliſch nennt, Gott bewahre! — Niemand konnte Roſalien die geringſte Immoralität vorzuwerfen — aber Grundſätze, die geeignet waren, aus all den jungen Mädchen, die ſie umgaben und gläubig ihren Worten lauſchten, alte Jungfern zu machen. Daß die Befürchtungen der Väter und Mütter begründet waren, das zeigte eine ganze zu Roſalie gehörige Schaar, die man im Geheimen ihre „alte Garde" nannte und die in der That nur aus reifen und überreifen Jungfrauen beſtand und an deren traurigem Zuſtande war, wie man allgemein behauptete, nur Roſalie Schuld. Roſalie war nicht grundſätzlich eine Feindin der Ehe, ſie wollte ja, wie ſie es bei jeder Gelegenheit offen geſtand, ſelbſt noch heirathen, wenn ſich nur

ein Mann vorstellte, der ihrer würdig wäre. Seit fünfundzwanzig Jahren hat sich dieser Mann nicht gefunden und es fand sich auch kein Mann, den sie für würdig gehalten hätte, der Gatte einer ihrer Landsmänninen zu werden. Sie hatte ein merkwürdig geübtes Auge, um an jedem Freier oder Liebhaber, ihrer selbst oder ihrer Freundinnen, die geheimsten Schwächen oder Fehler seines Charakters oder seiner Erscheinung herauszufinden und eine noch merkwürdigere Begabung, ihn mit einem Worte zu brandmarken oder lächerlich zu machen.

War eine ihrer Freundinnen noch so sehr geneigt, auf die Bewerbungen eines jungen Mannes einzugehen — nach der Kritik, der ihn Rosalie in voller Versammlung unterzog und nach dem Urtheil, das sich am Ende meist in ein Wort concentrirte, in ein ganz kleines, unvergeßliches Wörtchen, war das geradezu eine Unmöglichkeit geworden.

Dazu kam, daß Rosalie die Geschichte jedes Einzelnen so genau kannte, daß es ihr ein Leichtes war, ein Charakterbild zusammen zu stellen, vor dem das unerfahrene, heirathslustige Mädchen schauderte. Die jungen Mädchen, meist auch ihre Schülerinnen in allen Handarbeiten, lernten ihr diese Kunst der prägnanten Charakterisirung bald ab und übten früh ihren Scharfsinn in Auffindung der Schwächen und Fehler der jungen Männer, so daß sich oft Rosalie gar nicht die Mühe zu geben brauchte, ihnen ihre Bewerber zu verleiden. Nirgends vielleicht kam es so oft vor, wie

in dem Thale, das ein junges, unerfahrenes, siebzehnjähriges Geschöpf einem weitgereisten, gebildeten Mann, der es sich einfallen ließ, ihr den Hof zu machen, in's Gesicht lachte. Die Folge war, daß der Flecken bald einen schlechten Ruf bekam, daß die Einwohner für eingebildet und für Spötter galten, und daß die Freier und der Fremde, wie sehr auch der Wohlstand lockte, immer seltener wurden, daß die ganze Schaar der alten Garde ein ähnliches Schicksal durchmachte wie Rosalie, und daß der ganze Nachwuchs von einem ähnlichen Schicksale bedroht war. Die Mütter seufzten und behaupteten, Rosalie könne es nicht ertragen, daß eine jüngere vor ihr heirathete, und sie verrathe das, da sie an Allem Theil nehme, nur nicht an Hochzeiten. Die Töchter antworteten, das sei wohl möglich; aber man könne nicht läugnen, daß Alles, was sie über Adolf, Heinrich, Hans, Albert ꝛc. sagen, die reinste Wahrheit sei.

III.

Um jenes Käthchen Liebert, das die Georginknollen zu Rosalie trug, thäte es uns leid, wenn sie demselben Schicksale verfallen sollte, wie schon die alte Garde und und manche der jungen Garde. So eben, an einem schönen Frühlingsmorgen, trägt sie wieder Pelargoniensamen zu Rosalien und wie sie so hingeht, an den drei Bassins vorbei, den Blumensamen vorsichtig in der hohlen Hand tragend, mit fast noch kindlichem Schritt und still vor sich hinlächelt, weil sie Jemand eine Freude machen will, sieht sie gerade so aus, als ob sie auch ein großes Glück für Andere, besonders für Einen, einen glücklichen Unbekannten, im Herzen trüge. In einem der Bassins strecken Karpfen ihre breiten Mäuler aus dem Wasser; sie wirft ihnen einen Rest ihres Frühstückes zu und lacht, wie sie nach dem weißen Brode schnappen, und bleibt stehen, wie ein Kind, das seine

Commiſſion vergißt. Ihre Taſchen ſind leer, und ſie hätte faſt Luſt, den Blumenſamen in den Teich zu werfen, um ſich an dem Schnappen der Karpfen noch länger zu beluſtigen, aber dieſer gehört Roſalien und ſie wandert weiter. Aus dem andern Baſſin läuft eine offene Rinne in den Bach; ſie nimmt mit der linken Hand vorn ihr blaues Kleidchen zuſammen, ſchließt die andere mit den Körnern zu einer kleinen Fauſt, und ſpringt mit einem Hopp, das ſie vor ſich hinſagt, über die Rinne. Aber die Körner waren doch zu viele und einige ſind bei dem Sprunge auf die Erde gefallen; ſie kniet nieder oder kauert, ſo unbefangen, als ob ſie zu Hauſe wäre, und ſammelt die zerſtreuten Körner wieder ein.

Roſalie ſtand auf der Höhe des Dammes, der ihr Haus vor den Ueberſchwemmungen des Baches ſchützte, wie ſie jeden Morgen pflegte, ſtützte beide Hände an die Hüften, daß die Ellenbogen weit vorragten und überſah das Thal wie ein Fürſt, der von der Höhe einer Zinne oder eines Berges ſein Reich überblickt. Neben ihr ſtand Suſi, eine von der alten Garde. Dort kommt Käthchen Liebert, ſagte Suſi. — Ich ſehe es! antwortete Roſalie trocken. Wie ſie über die Rinne ſpringt — wie ſie jetzt niederkauert — das ſchickt ſich doch nicht mehr für ein ſo großes Mädchen — fuhr jene fort.

Warum nicht? — verwies Roſalie — willſt Du die auch ſchon zu einer großen Perſon machen? Käthchen

ist noch ein Kind! wie lange ist's her, daß ich ihr die Hände gepatscht habe, wenn sie unartig war und ich könnte es heute auch noch thun.

Das ginge doch nicht mehr an, lächelte Susi etwas spöttisch.

Und warum nicht? weil es Käthchen Liebert ist? weil es die Tochter Justinus Liebert's ist? Daran liegt mir viel! Ich habe Seiner Wohlgeboren Herrn Justinus Liebert, k. k. ausschließlich privilegirten Fabrikanten gekannt, als er noch als ganz kleiner Handelsmann von Dorf zu Dorf zog, und wenn ich gewollt hätte, wäre ich heute Frau Liebert, k. k. ausschließend privilegirte Fabrikantin.

Und warum hast Du nicht gewollt? fragte Susi noch spöttischer als zuvor, ja es drückte sich sogar starker Hohn und Schadenfreude bei dieser Frage in ihrem Gesichte aus. Susi war eigentlich die intimste Feindin Rosalien's, die sie im Innersten dafür verantwortlich machte, daß sie eine alte Jungfer geworden, von der sie sich aber trotzdem nicht trennen konnte. Die Gleichheit des Gemüthszustandes machte sie zu Bundesgenossen.

Weil ich ihn der guten Anna, der armen Anna, meiner Freundin, die närrisch in ihn verliebt war, nicht nehmen wollte! antwortete Rosalie groß und stolz. Man sagt, fuhr Susi immer lächelnd fort, daß er auch in sie so närrisch verliebt gewesen.

Bah! erwiderte Rosalie, das weiß ich besser —

ich weiß, was vorgegangen, ich weiß, welche Anträge er mir gemacht — das ganze Dorf wußte es damals.

Ich erinnere mich freilich nicht — ich war damals ein Kind! ſagte die Andere ſo unbefangen als möglich.

Ein Kind! lachte Roſalie — ein Kind! achtzehn Jahre warſt Du alt!

Suſi biß ſich auf die Lippen und ſchwieg. Aber bald hatte ſie eine neue Frage bereit, mit der ſie ſich für dieſe Antwort rächen konnte: Und wenn er Dich ſo geliebt hat, warum hat er Dich nach dem Tode ſeiner Frau nicht geheirathet? Damals war doch Niemand da, für den Du Dich hätteſt zu opfern brauchen? Und Du warſt ja ſchon bei ihm im Hauſe und haſt, wie Du ſelber ſagſt, bei ſeinen Kindern Mutterſtelle vertreten. Warſt Du damals vielleicht nicht mehr jung genug? oder nicht mehr ſchön genug? — Roſalie ſtreckte ſich, lachte: Schön genug! haha! — und fügte laut und ſtolz hinzu: Du weißt, ich haſſe ihn. — Ja, Du haſſeſt ihn," fuhr jene mit beſonderem Vergnügen fort. „Du haßteſt ihn zuerſt, weil er Dich das erſte Mal nicht geheirathet hat. Aber Du wäreſt zu verſöhnen geweſen, wenn er Dich nach dem Tode ſeiner Frau geheirathet hätte, für die Du Dich ſo ſchön geopfert haſt. Man ſagt, daß Du damals, als er Dich ins Haus nahm, um ſeine Wirthſchaft zu leiten, das ziemlich lebhaft gehofft, und daß Du Dich ſchon als Frau Juſtinus Liebert und als reiche Frau benommen haſt, mehr als die verſtorbene

arme, gute Anna je gethan hat. Dein eigentlicher Haß der iſt erſt ſpäter gekommen, erſt vor zwei Jahren ungefähr. weil Juſtinus Liebert Deine jüngere Schweſter Marianne an ſeinen Hauslehrer verheirathet hat, weil er dieſe Heirath erleichterte, weil er alle Hinderniſſe, die von der Schweſter gekommen ſein ſollen, beſeitigt, weil er dem armen Hauslehrer, dem guten Fiſcher, eine Stelle an der Realſchule in der Stadt verſchafft und Dir ſo die Beleidigung angethan, Deine um zehn Jahre jüngere Schweſter vor Dir unter die Haube zu bringen. — Suſi hatte, wie das nur intimen Freundinnen möglich iſt, mit feinſtem Tacte, die zwei empfindlichſten Stellen in Roſalien's Herzen berührt.

Daß ſie Herr Juſtinus Liebert nicht geheirathet, auch nach dem Tode ſeiner Frau, da ſie doch ſeinem Hausweſen vorſtand, und die gegründetſten Hoffnungen zu haben glaubte, und daß er die Heirath ihrer jüngeren Schweſter mit ſeinem braven Hauslehrer begünſtigt — dieſe zwei Verbrechen konnte ſie ihm nicht vergeſſen, betrachtete ſie als tödtliche Beleidigungen — dieſe zwei Dinge wurmten ſie mehr als Alles; um ſo mehr als ſie ſich bei dieſen Gelegenheiten Blößen gegeben, ihr Innerſtes verrathen und im letzten Falle auch aufgehört hatte, für eine gute Schweſter zu gelten.

Man erzählte noch im Dorfe, wie ſie gewüthtet habe, wie ſie ſich am Hochzeitstage auf den Damm geſtellt und mit aufgehobenen Armen Verwünſchungen gegen

das Haus Liebert ſchleuderte, in welchem die Hochzeit gefeiert worden und wie ſie ſeitdem ihre Schweſter nicht habe ſehen wollen.

Suſi wußte ſehr gut, was ſie that, als ſie über Roſalien's Haß gegen den alten Liebert ſprach und ſie hätte das Meſſer in ihrem Herzen gern noch einige Male umgekehrt, wenn nicht eben Käthchen in den Hof getreten wäre.

Guten Morgen, Roſalie! guten Morgen, Suſi! klang es ſo freundlich und lieblich, daß der Ton viel mehr zu dem Vogelgezwitſcher auf den Bäumen ringsumher, als zu dem eben beendeten Geſpräche und zu dem bitteren Tone desſelben paßte. — Sieh, Roſalie, fuhr der holde, junge Ton fort, da bringe ich Dir friſchen Blumenſamen, zu Blumen, die wir hier noch nicht gehabt haben. Papa hat ihn aus Königswart, aus dem Metternich'ſchen Garten mitgebracht.

Gut! ſagte Roſalie, leg's dorthin auf die Bank; ich habe gerade ein Plätzchen im Garten frei, wo ich den Samen brauchen kann.

Käthchen that, wie Roſalie ihr befohlen und fuhr fort: Wart, Roſalie, künftig ſollſt Du noch mehr bekommen, und von allen möglichen Gattungen, Papa will ein Treibhaus anlegen und einen Gärtner dabei anſtellen; der gute Papa, das hat er mir zu meinem Geburtstage verſprochen.

Papa wird wohl bald Myrthen brauchen? fragte Susi.

Wozu? fragte Käthchen wieder.

Nun, für Fräulein Tochter, wenn Fräulein Tochter sich verheirathen.

Ach, nein, sagte Käthchen ganz ruhig lächelnd, daran ist noch nicht zu denken.

Und warum nicht?

Nun, weil ich noch nicht ein Bischen verliebt bin! lachte Käthchen.

Ach! nicht in den jungen, dicken Herrn, der diese Woche zu Besuch hier war? Wer ist denn der dicke junge Herr?

Ach, er ist nicht so dick, erwiderte Käthchen, und es ist ein ganz freundlicher, netter Mensch; sein Vater ist Gutsbesitzer bei Carlsbad.

Er besäet wohl selbst seine Felder, fuhr Susi fort, denn er geht, als ob er immer die Schürze voll Korn vor sich her trüge.

Käthchen lachte wieder. Das ist mir gar nicht aufgefallen, sagte sie; aber schöne Zähne hat er, wie aus Elfenbein.

Die konnte man gut sehen, sagte Rosalie achselzuckend; denn die Unterlippe hängt ihm übers Kinn, wie eine Schürze. Aber dummes Zeug, fügte Rosalie zu Susi gewendet ihre Bemerkung hinzu, man muß dem Kinde nicht schon Heirathsgedanken in den Kopf setzen. Dem

Herrn Weller ist es gar nicht eingefallen, auf Käthchen wie auf seine Zukünftige zu sehen.

Gewiß nicht, bestätigte Käthchen sehr treuherzig.

Er war hier, um Herrn Liebert eine Steinkohlengrube, die er auf seinem Gute hat, zum Kaufe anzubieten.

So? fragte Käthchen; ich habe nicht gefragt.

Gewiß, sagte Rosalie, ich weiß es! Der Engländer hat es mir gesagt. Lord John wird vielleicht dahin reisen, sie zu besichtigen. Herr Weller verlangt 30,000 fl. für eine dreijährige Ausbeutung; nach dieser Zeit kann der Pacht unter denselben Bedingungen auf sechs oder zehn Jahre erneuert werden; wo nicht, fallen alle Anlagen Herrn Weller als Eigenthum zu. Herr Weller hätte die Ausbeutung selbst übernommen, wenn seine Capitalien in diesem Augenblicke nicht bei einem Holzgeschäfte engagirt wären. Auch brauchte er baares Geld, weil er seine zweite, nein, seine dritte Tochter verheirathet. Die machte eine schöne Partie! Sie nimmt einen Justiziär, der 800 fl. Gehalt hat. Freilich ist sie häßlich, wie ihr Bruder, und hat sie schon eine Geschichte gehabt mit einem unbeschäftigten Badearzt aus Marienbad.

So! sagte Käthchen wieder, das wußte ich nicht; ich habe nicht gefragt. Aber wie Du das Alles weißt! fügte sie lachend hinzu; Rosalie weiß Alles! Weißt Du, wie Dich Papa heißt? Papa heißt dich die „Allgemeine Zeitung" oder den „Oesterreichischen Beobachter." Das ist auch eine Zeitung.

Sehr witzig! murmelte Rosalie.

Wie heißt die Zeitung? fragte Susi.

Der „Oesterreichische Beobachter!" antwortete Käthchen; aber was ich eigentlich noch sagen wollte. Wir haben Sonntag Gäste. Du weißt, Papa hat den großen Adler aus Prag bekommen, der anzeigt, daß Papa's Fabrik eine k. k. privilegirte ist. Der wird Sonntags nach der Messe feierlich über der Thüre aufgehängt werden; dann ist großes Essen bei uns und Abends werden wir tanzen. Es kommen über zwanzig Herren und Damen aus der Stadt. Nicht wahr, Rosalie, Du wirst mir helfen? Ja?

Auf dieses bittende Ja, das mit dem Köpfchen auf der Seite gesagt war, antwortete Rosalie mit einem hölzernen: Ja wohl! Du könntest ja doch nicht fertig werden.

Da Käthchen so schrecklich viel zu thun hatte, ging sie auch bald und mit schnellen Schritten, nicht ohne sich wieder einige Minuten bei den Karpfen aufzuhalten. Die beiden Freundinnen sahen ihr nach und jede dachte: wie gar schnell diese Dinger aufwachsen! man kann es nicht leugnen, sie ist eine große Person, ein dummes Ding, aber was kümmert das die Männer — sie sind selbst so dumm — grad solche grüne, unreife Dinger gefallen ihnen.

Hätte mit ihnen noch ein dritter Wohlwollender dem lieben Käthchen nachgesehen, gewiß er hätte ganz andere Gedanken gehabt, und man hätte sich überzeugt,

wie verſchiedene Gedanken verſchiedene Menſchen bei Betrachtung desſelben Gegenſtandes haben können. Der alte Müller, der, ſeine Morgenpfeife rauchend, aus dem Fenſter ſieht und von Käthchen durch den Teich getrennt iſt, ſcheint ein ſolcher Wohlwollender zu ſein. Fräulein Katti, Fräulein Katti! ruft er mit einer Stimme, die gewohnt iſt, Mühlräder zu überſchreien.

Was iſt, Gevatter?

Da gehen zwei ſehr ſchöne Mädels!

Wo denn? fragt Käthchen, und ſieht ſich neugierig um.

Eine oben und eine unten im Teiche!

Käthchen verſteht nicht gleich und ſucht und ſieht in den Teich — dann lachte ſie und der Müller lachte auch.

Der alte Müller wird witzig, ſagt Suſi.

Wenn die Alten zu reden anfangen, fangen die Jungen an zu ſchweigen, ſagt die erfahrene Roſalie. Komm, hilf mir, ſagt ſie dann nach einigem Schweigen und geht in's Haus, wohin ihr Suſi folgt.

Nach wenigen Minuten kommen beide in den Hof zurück und tragen eine große Holzplatte, die ſie auf die Bank gegen die Mauer ſtellen.

Ich weiß es ſeit lange, ſagt Roſalie, daß Juſtinus Liebert einen Adler vor ſein Haus hängen wird. Will er groß thun mit ſeinem kaiſerlichen Adler? ich kann es auch. Seit dreißig Jahren könnte hier ein Adler hängen, wenn wir es gewollt hätten; jede Tabaktrafik hat das

Recht, einen doppelköpfigen, kaiſerlichen Adler auszuhängen. Was einer kann, kann ich auch, und Herrn Juſtinus ſoll die Freude, die Welt mit einem Adler zu überraſchen, etwas geſchmälert werden; ich will ihm zuvorkommen. So ſprechend, hatte ſie den rauchenden, hölzernen Türken in rothen Hoſen, gelbem Kaftan und blauem Turban von dem Poſtament über dem Fenſter, wo er ſeit dreißig Jahren prangte, abgenommen, und an dieſelbe Stelle einen gewaltigen Hacken befeſtigt. Suſi reichte ihr die Holzplatte und nach wenigen Sekunden glänzte, wohl befeſtigt, ein rieſiger, friſchgemalter zweiköpfiger Adler mit Scepter und Reichsapfel in den Klauen, mit dem Querbalken und den öſterreichiſchen Lerchen in der Mitte, weit in das Thal hinaus. Eingefaßt war das ganze Bild von einem ſchwarz und gelben Rande, und über den Köpfen des Adlers war in einem Rundbogen und in goldener Schrift auf wolligem Grunde zu leſen: K. K. Tabaktrafik. Roſalie ſtand ſtolz davor, betrachtete den Adler und ſagte: Was Einer kann, kann ich auch! Der Adler hat mich fünf und zwanzig Gulden gekoſtet, aber ich bereue das Geld nicht.

Dann ging ſie wieder auf die Höhe des Dammes, ſtemmte beide Hände in die Seiten und ſah herausfordernd in's Thal hinaus, und hinauf, gegen das Haus des Herrn Juſtinus Liebert mit ſeinen zahlreichen grünen Jalouſien.

Nun hing der Adler auch schon über Herrn Justinus Liebert's breiter, von allerlei Erzgießerei bedeckten Thür. Er war bei weitem größer, schöner und besser gemalt, als der Adler Rosalien's; auch schützte ihn ein blechernes Dach, das wie ein schwarzes Band in Windungen über ihn hinlief, vor dem Regen. Die Feierlichkeit war vom schönsten Frühlingswetter begünstigt und die Bauern des oberen Dorfes standen noch mit offenem Munde betrachtend da, während Herr Liebert mit seinen Gästen, darunter der Kreiscommissär, der Bürgermeister der nächsten Stadt, die Räthe, der Bergrath, der Berggeschwornen mit ihren respectiven Ehegemahlinnen und anderen kleineren Beamten, oben im großen Saale eine gewaltige, homerische Mahlzeit einnahmen. Da floß nur so der Ungarwein, und die viel zu wenig bekannten Landsleute von Melnik und Czernosek kamen zu Ehren. Herr Liebert brachte einen loyalen Trinkspruch aus, welchem dann die Trinksprüche des Bergraths und des Bürgermeisters auf den edlen Wirth und auf die Fremden und Begründer der hohen Industrie folgten.

Während die Herren sprachen, was sie eigentlich nur aus Höflichkeit sprechen wollten, wurde es ihnen selber klar, wie wichtig in der That die Männer sind, die sie leben ließen, und unwillkürlich fühlten sie sich und ihre Größe Herrn Justinus näher gerückt und stiegen ein wenig herab von ihrer Höhe und wurden zuthunlicher. Was Herrn Justinus selbst betrifft, so hatte er in dieser

Beziehung längſt ein dunkles Gefühl ſeiner Wichtigkeit, wenn auch nicht ſeines Werthes, da er ſehr wohl ahnte, was ihm, dem Autodidacten, fehlte, um das zu werden, was ein großer Induſtrieller in unſerer Zeit und im modernen Staate werden könnte. Längſt hatte er es gemerkt, wie enge die Unternehmungen, die er als bloße Geldſpeculation angefangen, mit dem Wohl und Wehe des Staates, mit Krieg und Frieden, mit allen Fluctuationen der allgemeinen Zuſtände zuſammenhingen.

Er ahnte, wie eine große Induſtrie den ganzen alten Staat verwandeln, umſchaffen, ja verjüngern und kräftigen könne, und wieder wie ſie von Verwaltung, Gerechtigkeitspflege, von der Politik nach Außen und Innen abhänge. Das Staatswappen an ſeinem Hauſe war ihm das Symbol dieſes Zuſammenhanges ſeiner ſelbſt mit dem großen Ganzen; er fühlte ſich deutlich als ein Glied in der großen Kette, als ein Theil der großen Maſchine, und dies gab ihm ein ſtolzes Bewußtſein, eine würdige Heiterkeit.

Auch Käthchen, die am andern Ende der Tafel ihm gegenüber ſaß, war etwas feierlich geſtimmt, aber wohl nur, weil ſie zum erſten Male bei einem ſo großen Gaſtmahle und ſo vielen hohen Herrſchaften die Honneurs machte. Sie fühlte ſich als eine große Perſon, als das Fräulein vom Hauſe und das vielleicht auch zum erſten Male in ihrem Leben. Papa hatte ſie auch für dieſen Tag ſo ſchön angekleidet, daß ſie ſich förmlich ſchämte.

Aber ſtolzer als Herr Liebert und Tochter erſchien Roſalie. Sie ſaß zwar nicht mit bei Tiſche, aber prächtig angekleidet, eine künſtliche, hochrothe Roſe im dunklen Haare, ging ſie mit aufgerichtetem Haupte aus und ein, befahl ſie den Dienern mit lauter Stimme und lehnte ſich bald da, bald dort an den Stuhl einer der Damen und miſchte ſich lebhaft ins Geſpräch, um fühlen zu laſſen, daß ſie hier nicht in untergeordneter Stellung, ſondern als Freundin des Hauſes walte. Den Stolz der Damen wußte ſie zu demüthigen, indem ſie ihn nicht bemerkte und das Geſpräch mit ihnen durch den Ton der Gleichgültigkeit zu erzwingen verſtand. Allzu ariſtokratiſche ſchlug ſie mit einem Worte über ihre Toilette, für deren Geſchmackloſigkeiten ſie ein ſcharfes Auge hatte, nieder, und bewog ſie die Nachbarin durch Schrecken und Mitleid, ſie freundlicher zu empfangen. Die Reden der Männer hörte ſie mit verſchlungenen Armen an, und gab ihren Beifall durch zuſtimmende Bewegungen des Kopfes zu erkennen.

Man muß geſtehen, daß ſie noch recht ſtattlich ausſah; ein alter, heirathsluſtiger Wittwer, und nach Umſtänden auch ein achtzehnjähriger Jüngling, hätten ſie ſogar noch ſchön finden können. Ihre Züge waren etwas ſcharf, aber doch ſehr regelmäßig; die Fältchen auf der Stirne und um die Augen, wenn auch zahlreich, doch ſo ſehr klein, daß das ganze Geſicht dadurch etwas Feines bekam; auf einige Entfernung waren ſie gar nicht ſicht-

bar. Sprechend zeigte ſie eine Reihe ſchöner, kleiner Zähne. Die ſehr runden, dunklen Augen hatten freilich einen harten, etwas abſchreckenden Glanz, aber dieſem widerſprach ſonderbarer Weiſe der Ausdruck der Mundwinkel, die vielmehr ſchmerzlich und bitter als boshaft herabgezogen waren. — In großer Geſellſchaft wie heute konnte ſie ſelbſt ſehr liebenswürdig ſein, wie ſie ſich überhaupt in den gewöhnlichen Verhältniſſen gegen Nachbarn und Bekannte zuvorkommend und hilfreich zeigte. Heute nahm ſie vorzugsweiſe die Frau Rentmeiſterin für ſich ein. Dieſe folgte ihr nach Tiſche in die Küche und ließ ſich von Roſalien alle Taſchen für die lieben Kleinen anfüllen, wofür ſie dieſelben mit ſämmtlichen Neuigkeiten der Stadt bekannt machte.

Nach aufgehobener Tafel ſaßen die Herren unter den Bäumen vor dem Hauſe und tranken Kaffee und rauchten Cigarren. Die Cigarre war damals noch eine ſeltene und luxuriöſe Erſcheinung in jenen Gegenden, und mancher der Herren wußte nicht, welches Ende in den Mund zu ſtecken und wartete ab, um ſich keine Blöße zu geben, wie es der Herr Bergrath oder Herr Liebert machen würde. Der Herr Rentmeiſter konnte mit ſeiner Cigarre nicht fertig werden und ſchnitt ſie endlich in Stücke und ſtopfte ſie in die allgewohnte Pfeife. Andere zeigten, daß ſie mit dergleichen umzugehen verſtanden und zogen ſie vor dem Anbrennen der ganzen Länge nach drei- bis viermal durch den Mund und erklärten den

Nachbarn den Nutzen einer ſolchen Procedur. — Etwas abſeits und allein an einem kleinen Tiſchchen ſaß der Maſchinenmeiſter Herrn Lieberts, ein Engländer, der John hieß und den man im Orte Lord John nannte, weil man glaubte, daß alle Engländer Lords ſeien. Ein Engländer fand ſich damals überall, wo eine hohe Eſſe und eine Dampfmaſchine war; man glaubte beinahe, daß der Dampf keine Kraft habe, wenn ihn nicht ein Engländer überwachte, und daß eine Maſchine nur unter den Augen eines Engländers fungiren könne.

So war auch Lord John eine wichtige Perſon im Orte und er fühlte ſeine Wichtigkeit, das ſah man aus der breiten Art und Weiſe, wie er da ſaß, wie er ſein rothes Geſicht ſtarr und unbeweglich der Geſellſchaft entgegenhielt und ſie mit großen, hellblauen Augen anglotzte, ohne ein Wort zu ſprechen. Er that am liebſten, als ob er nicht deutſch verſtünde, um ſich nicht ins Geſpräch miſchen zu müſſen, und ſo ſaß er den ganzen Nachmittag da und trank nach dem Kaffee mehre Gläſer Liqueur, nach dem Liqueur Bier und nach dieſem Wein, ohne ſich weiter viel aufzuregen, nur daß er, je länger er da ſaß, immer lebhafter, gleich einem Pferde, die breite Oberlippe, oder vielmehr den großen, öden Raum zwiſchen Mund und Stumpfnaſe herauf und herunter bewegte, auf- und zuklappte. So ſaß er noch da, als es oben im Saale wieder lebendig zu werden begann. Nach Tiſche war das junge Volk aus der Stadt gekommen,

Söhne und Töchter der Eingeladenen, und junge Beamte des Magiſtrats und des Bergamtes; unter dieſen letztern viele in ihrer ſonntäglichen Bergmannstracht, dem ſchwarzen Kittel mit breiten Aermeln, ausgeſchweiftem Kragen und glänzendem Ledergürtel, auf dem Kopfe das grüne Filzkäppchen. Man tanzte luſtig darauf los.

Aber das arme Käthchen tanzte nicht; ſie ſaß nur am Clavier und ſpielte zum Tanze auf, da der Schulmeiſter, den man eigentlich zu dieſem Zwecke geladen hatte, nach Tiſch unfähig war, Tact zu halten. So mußte ſie ſich denn als gaſtliche Tochter des Hauſes um ſo mehr aufopfern, als unter den Söhnen und den Töchtern der Stadt Niemand da war, der einen Walzer hätte aufſpielen können. Sie arbeitete gewiſſenhaft darauf los, bis ihr der Schweiß in hellen Perlen auf der Stirne ſtand. Doch ſah ſie manchmal auf und warf einen ſehnſüchtigen Blick auf die Tänzer, was ſie aber vorzugsweiſe beſchäftigte, ſie beinahe aus dem Tact gebracht hätte, war ein junger Mann in Bergmannstracht, den ſie nicht kannte und der beſonders ſchön tanzte und die Damen ſo anmuthig und zart in den Armen hielt, daß es wünſchenswerth ſcheinen mußte, mit ihm einige Touren zu machen. Er war mit dem ganzen Haufen junger Leute gekommen und von der Rentmeiſterin nur Herrn Liebert und Roſalien vorgeſtellt worden, und Käthchen hätte für ihr Leben gern gewußt wer denn der neue

Practikant war. Er war gar zu hübsch, zu eigenthümlich und er stach durch seine Manieren, wie durch seine Physiognomie gar zu sehr von den andern ab. Käthchen war ordentlich froh, als er zu tanzen aufhörte und im Saale umherging und die Kupferstiche besah. Sie blickte auf die Tasten nieder, als er endlich am Clavier stehen blieb und seine großen braunen Augen, wenn auch bescheiden, doch prüfend auf ihr ruhen ließ. Als er ihr gar auf die kleinen Finger sah, glaubte sie plötzlich aufhören zu müssen, und doch spielte sie schneller als früher, daß die Tänzer ihr gar nicht nachkommen konnten und ein großer Lärm im Saale entstand, Käthchen bemerkte es nicht, denn der fremde Practikant näherte sich ihr plötzlich und sprach aufs verbindlichste:

Mein Fräulein, Sie müssen schon müde sein; wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich Sie einige Zeit ablöse?

Gern und mit Dank! erwiderte Käthchen und wurde roth. Stimme und Aussprache klangen ihr so eigenthümlich. Er ist ein Ausländer, sagte sie zu sich selbst — wie liebenswürdig sind doch die Ausländer!

Aber wie nun der Fremde am Clavier saß und kräftig zu spielen anfing, stand sie ganz verdutzt da. Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie ja doch nicht mit ihm tanzen könne und das that ihr sehr leid, und sie war ganz verdrießlich, als nun sämmtliche junge Männer, wie es sich schickte, auf sie zueilten, um das Fräulein vom Hause einzuladen. Es lag ihr gar nichts am Tanze mit diesen

Herren; am liebsten hätte sie sich nach dem Fremden erkundigt und das konnte sie nicht, da sie nun fortwährend tanzen mußte und von Hand zu Hand ging. Endlich beschloß der Fremde den Walzer mit einem sehr kühnen Laufe und die ganze Gesellschaft brach in Applaus aus: bravo, Herr West, bravo!

West heißt er, murmelte Käthchen, West!

Der Applaus freute sie. Sie blickte nach West und siehe da, er hatte sie eben auch angesehen, und das mit so freundlichem Auge, daß sie sich tröstete, nicht mit ihm getanzt zu haben. Er stand auf und wollte offenbar auf sie zugehen, aber die Rentmeisterin stellte sich ihm in den Weg, faßte ihn an einem Knopf und überhäufte ihn mit so vielen Complimenten über sein Spiel, daß er stehen bleiben mußte. Trotzdem er freundlich antwortete und sein Blick lächelnd auf die Hand, die seinen Knopf hielt, niederglitt, sah es ihm Käthchen doch an, daß ihm der Aufenthalt nicht recht war, und das war ihr wieder angenehm, doppelt angenehm, denn sie fühlte, daß sie verlegen sein würde, wenn er sie anspräche. Sie hatte Angst, daß er es doch thun könnte und flüchtete sich zu Rosalien.

Was ist Herr West, Rosalie?

Ein Practikant und Kurmacher der Rentmeisterischen Ludmilla.

Das ist nicht wahr, sagte Käthchen heftig.

So? fragte Rosalie gedehnt und sah Käthchen mit

prüfendem Blicke an. — Und woher weißt Du, daß es nicht wahr iſt?

Weil — weil ich geſehen habe, wie er mit ihr getanzt hat und daß er kaum ein Wort mit ihr ſprach.

So? fragte wieder Roſalie — das Alles haſt Du geſehen?

Und, fuhr Käthchen fort, er tanzte erſt mit ihr, als ihn die Rentmeiſterin dazu aufforderte.

Das Alles haſt Du geſehen! — ſpottete Roſalie — und ich dumme Perſon habe geglaubt, daß Du in Dein Spiel ſo ſehr vertieft biſt. Ich ſage Dir, fügte Roſalie kurz und ſchneidend hinzu, es iſt Alles abgemacht; die Rentmeiſterin hat es mir ſelbſt geſagt — ſie erwartet jeden Tag, daß er um Ludmilla anhalte.

So ſprechend kehrte ihr Roſalie den Rücken und ging, um Erfriſchungen für die Geſellſchaft zu beſtellen. Käthchen blieb mitten in der Geſellſchaft, wie in voller Einſamkeit ſtehen. — Ludmilla, dachte ſie, die paßt ja gar nicht zu ihm; er hat etwas ſo Edles, ſo Ausgezeichnetes in ſeinem ganzen Weſen — aber die Rentmeiſterin iſt ſo zudringlich und ſie ſetzt Alles durch.

Solches und Aehnliches denkend, und mit dem dunklen Gefühle, daß ſie eigentlich ihre Pflicht verſäume und daß ſie mit den Gäſten ſprechen ſollte, ging ſie ſchweigend durch den Saal, bis ſie mit einem Male an der Hand gefaßt und zurückgehalten wurde.

So nachdenklich, mein Käthchen?

Es war ihr Vater, der sie zurückhielt und so sprach, ohne eine Antwort abzuwarten.

Ich stelle Ihnen hier meine Tochter vor — Käthchen, das ist Herr West, Bergpractikant.

Beide verneigten sich; Käthchen stützte sich auf den Arm ihres Vaters, der ihr die Hand streichelte und im Gespräch mit Herrn West fortfuhr:

Das ist doch merkwürdig! — Sie sind also ein Schüler der Pariser polytechnischen Schule und der école des mines; — das ist sehr merkwürdig und sehr interessant. Unsere jungen Leute begnügen sich meist mit Chemnitz und gehen höchstens nach Freiburg in Sachsen. Wie kamen Sie dazu, Ihre Studien an diesen berühmten Schulen zu machen?

Der Fremde war etwas verlegen, was Käthchen nicht entging, und antwortete mit zaudernder Stimme:

Verschiedene Schicksale, eigenthümliche Verhältnisse — die Verbindungen meines Vaters. — Allerlei, was — ich kann das nicht so kurz erklären.

Seien Sie froh, sagte Herr Liebert, daß es sich so gefügt hat. Ich habe von diesen Schulen so viel gehört — ich wollte, ich könnte meinen Jungen auch dahin schicken. — Sie waren wohl lange in Paris.

Ich habe beinahe meine ganze Jugend dort zugebracht.

Ah, daher der fremde Accent — rief Herr Liebert — Sie sprechen, als ob das Deutsche nicht Ihre Muttersprache wäre.

West erröthete und sah bei Seite.

Nun, sagte Herr Liebert, ich habe Ihnen nichts Unangenehmes sagen wollen — im Gegentheil; es klingt ganz hübsch, es steht Ihnen ganz gut! — Nicht wahr Käthchen, die Aussprache des Herrn West ist ganz angenehm?

Gewiß! bestätigte Käthchen sehr rasch, gewiß, fügte sie dann langsamer hinzu, und um das allzuraſche „Gewiß" schnell vergessen zu machen, sagte sie: Sie sprechen wohl sehr gut französisch?

Als wäre es meine Muttersprache, antwortete West aufathmend, mit einer Wärme, die Käthchen auffiel.

Natürlich, sagte Herr Liebert, wenn man an diesen beiden Schulen studirt hat. Herr West, ich bin sehr glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Sehen Sie, ich verstehe eigentlich sehr wenig von all dem Wesen, dem ich vorstehe und das mein Eigenthum ist; ich bin ein armer Autodidact, der nur nachmacht, was er anderswo sieht. Ich fühle, daß so Manches in meinen Gruben und Hütten anders sein könnte und besser, aber ich weiß nicht, wie es anders zu machen. Ich bin immer sehr froh, wenn ich mit Männern von Fach zusammenkomme und nehme gern und dankbar guten Rath an. Die Herren vom Bergamt sagen mir, daß Sie als ausgezeichneter Montanist und Techniker empfohlen sind, und daß Sie sich schon im Annenschacht und beim neuen Waschwerk als solcher bewährt haben.

West verneigte sich, Käthchen sah ihn mit Interesse an.

Sie haben gewiß schon mannigfache Gruben und Hüttenwerke gesehen?

Ich habe Frankreich, Belgien und England bereist, antwortete West.

O! rief Herr Liebert, die gelobten Länder meiner Industrie! Wie dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie meine Werke besichtigen, wenn Sie wieder kommen wollten.

Mit größtem Vergnügen will ich wieder kommen, sagte West und verneigte sich so, daß man nicht wußte, ob er sich vor dem Vater oder der Tochter verneigte.

Bravo! und wann?

Sobald ich meinen freien Tag habe — nächsten Mittwoch!

Gut, nächsten Mittwoch. Sie sind sehr gütig, Herr West, wie wollen wir herumwandern. Vergiß nicht Käthchen, daß Herr West nächsten Mittwoch mit uns speist.

Der Bürgermeister kam; Herr Liebert wandte sich zu ihm und zwang seine Tochter, die er am Arme hielt, mit ihm die Schwenkung zu machen und dem Fremden den Rücken zu kehren.

Ein herrlicher junger Mann, sagte er im Umdrehen, nicht wahr Käthchen?

Schon sprach Herr Liebert wieder mit dem Bürgermeister, ohne Käthchens Antwort abzuwarten, und er ließ ihren Arm fahren. Sie wollte sich, plötzlich ganz

heiter, wieder in die Gesellschaft mischen, als plötzlich das Clavier zu klingen anfing. Mit Freuden sah Käthchen den Schulmeister, der sich indeß etwas gefaßt hatte, daran sitzen. — Ich werde tanzen — er wird mit mir tanzen — dachte sie, und sie hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, als er schon vor ihr stand, und Käthchen tanzte so leicht und so gut, wie sie nie glaubte getanzt zu haben. Die Musik klang ihr zwar eigenthümlich melancholisch, obwohl es ein ganz lustiger Walzer von Labitzky war, und sie selbst fühlte sich so sonderbar schwermüthig, und doch war es ihr so wohl. Es schien ihr, als ob sie Flügel hätte, und als müßte sie, wie die Bauern, wenn sie in der Schenke tanzen, laut aufjauchzen. Auch ließ sie gegen alle Regel das kleine Blondköpfchen nach der Seite hängen, als wollte es auf die Schultern West's fallen. Nach beendigtem Tanze wußte sie ihn mit einer Geschicklichkeit, die sie sich nie zugetraut hatte, in ein Gespräch zu verwickeln, in dem gleich so viele Gegenstände aufs Tapet kamen, daß sie mit Freuden darin den Stoff für stundenlange Unterhaltung erkannte. Und der Fremde wußte von seinen Reisen, von Paris und von Allem so schön und dabei so anspruchslos und einfach zu erzählen, daß sie sich ganz unbefangen, ja ganz gescheidt fühlte und sich sagen mußte, daß sie sich noch nie mit irgend einem der Herren aus der Gegend so sicher gefühlt hatte. Es kam ihr vor, als machte sie an sich selbst eine neue Bekanntschaft und als kennte sie

Herrn West seit langer, langer Zeit. In der That bildete sie sich ein, daß sie sich zu allen Zeiten einen angenehmen jungen Mann, einen liebenswürdigen Cavalier gerade so und nicht anders vorgestellt habe, und das war doch gewiß nicht wahr, da an dem jungen Practikanten so viel Fremdes und Fremdartiges und für sie ganz Neues war, von seiner Aussprache und der Art seiner Unterhaltung angefangen bis auf den Schnitt seines Gesichtes, seine schlichten, sehr dunklen Haare, kurz bis auf den ganzen Typus und die ganze Art.

Käthchen erklärte sich das Fremdartige nur damit, daß er eben anders und ausgezeichneter war, als Alles, was sie an Männern bisher kennen gelernt. Sie vergaß über dem Gespräche mit ihm so sehr ihre Pflichten als Dame des Hauses, daß man in der Dunkelheit munter getanzt haben würde, wenn nicht Rosalie fürs Licht gesorgt hätte. Als es mit einem Male hell wurde, erwachte sie wie bei Morgendämmerung aus einem schönen Traume. Sie sah die Rentmeisterin und dachte an ihre Tochter Ludmilla, und entfernte sich auf eine so kurze und abschneidende Weise von ihrem Tänzer, daß er ein wenig betroffen war. Es zog sie zu Ludmilla und — wie räthselhaft werden uns weibliche Gemüther, selbst siebenzehnjährige immer bleiben — und unterhielt sich mit ihr, für die sie doch nicht die geringste Sympathie hatte, aufs freundschaftlichste, bis sie auch sie plötzlich

verließ und zwar mit hocherhobenem Kopfe, mit Freude und einigem Triumph im Gesichte.

Wie dumm und abgeschmackt ist sie! sagte das kleine Käthchen zu sich selber und machte den ganzen Abend die Honneurs mit großer Sicherheit, als wäre sie um fünf Jahre älter geworden und um einen Kopf größer. Auch Herrn West, der sie noch einige Male zum Tanze aufforderte, kam sie mit ruhigerer und älterer Sicherheit entgegen; sie hörte ihm kälter zu und widersprach ihm auch manchmal. Aber als er sich gegen Mitternacht mit den andern Gästen empfahl und in der Nacht verschwand, glaubte sie wieder die melancholische Musik von vorhin zu hören, und als es mit einem Male im Hause wieder stille war, und als auch im Hause das letzte Geräusch verstummte — vier Eisenarbeiter luden Lord John auf ihre Schultern, um ihn heimzutragen — und sie in ihre Schlafstube trat, und sich auf einen Stuhl vor dem Bette setzte und sich nicht entkleidete und vor sich hinsah, sinnend, träumend, da war es wieder das alte, stille, liebe Käthchen.

Am andern Tage war die trotzige Stimmung vollends verflogen. Wäre sie eine gebildete romantische Person mit einigem Bewußtsein von Bildung und Romantik gewesen, sie hätte sich geschämt, immer nur an die Küche und an das Mittagsessen für nächsten Mittwoch zu denken. So aber, wie sie war, gab sie sich diesem Gedanken hin, und das war sehr gut, denn es überwucherte den Ge-

danken an Ludmilla, der manchmal ſtörend auftauchte, und die zwei Tage, die ſehr glücklich hätten ſein können, hie und da in ihrer Reinheit ſtörte. Wie gerne hätte ſie ſich mit Roſalien, der ſie Alles vorzutragen gewohnt war, über das Mittwochseſſen beſprochen. Aber kam die Geſchichte mit Ludmilla nicht von Roſalien? und iſt es nicht lächerlich, aus einem Eſſen für einen jungen Practikanten ſo viel Weſens zu machen? Auch war ſie feſt entſchloſſen, nicht davon zu ſprechen, als ſie endlich doch am Dienſtag zu ihr hinunter wanderte; ſie wußte nicht warum? aus alter Gewohnheit — weil ſie mit Jemand ſprechen mußte — über irgend etwas — vielleicht über Weſt — am liebſten aber nicht. Sie hatte eine gewiſſe Angſt vor Roſalien, ſie konnte was ſagen, was unangenehm war. Aber was liegt daran? — ſage ſie, was ſie will — ich beſuche ſie.

Roſalie ſtand vor einem Haubenſtock und ſetzte einige Roſaſchleifen zurecht; Suſi ſaß ihr gegenüber und ſtrickte Socken.

Da kommt ſie ja! rief Suſi, als Käthchen eintrat; ſie wird uns Genaueres ſagen können.

Man ſollte es meinen, ſagte Roſalie, denn ſie hat ſich lange genug, beinahe unſchicklich lange, mit ihm unterhalten. Ich muß Dir ſagen Käthchen, daß man ſich nicht ſo dem Erſten, Beſten an den Hals wirft.

Ich? ich habe das gethan? fragte Käthchen verlegen.

Ja, Du! antwortete Roſalie kurz, und fuhr vor ſich

hinſprechend fort: Käthe wird aber ſo wenig von ihm wiſſen, wie die Andern. Kein Menſch weiß was über ihn, ſelbſt die Rentmeiſterin nicht, die ihm doch ihre Tochter geben will. Es iſt eine leichtſinnige Frau, und ſie ſchlägt ihre ſieben Töchter um jeden Preis los. Ich aber ſage, ich gebe meine Tochter lieber dem buckligen Schreiber, von dem ich doch weiß, wer ſeine Hühner und Gänſe ſind, als ſo einem Hergelaufenen. Ja, ja, es iſt ein Hergelaufener — wer weiß, was dahinter ſteckt. Es iſt nicht herauszubringen, woher er gekommen; was iſt er, wie heißt er? Er hat nicht einmal in Chemnitz ſtudirt und iſt nicht in Joachimsthal geweſen, das habe ich alles gehört, wie er mit Deinem Vater geſprochen, und wer ſein Vater iſt und ſeine Anverwandten, kann man auch nicht erfahren. Hat man je gehört, daß ein Practikant hierher gekommen, der nicht in Chemnitz geweſen oder in Joachimsthal, oder wenigſtens in Kuttenberg? Nirgends iſt er geweſen, das ſagen alle Practikanten. O, ich habe mich ſchon erkundigt! ich will nicht, daß ſo ein Hergelaufener in ein Haus komme, wo ich an den Kindern Mutterſtelle vertreten habe, das habe ich gethan, das mußt Du zugeſtehen Käthchen, ich bin wie Deine Mutter, obwohl es Dein Vater nicht an mir verdient hat. Wer aus anſtändiger Familie iſt und wer nichts Schlechtes gethan hat, der braucht ſich nicht zu verſtecken, der nennt ſeinen Namen vor allen Leuten, das ſage ich, Roſalie Schimmel.

Das behaupte ich auch, ſagte Suſi.

Aber, bemerkte Käthchen mit einiger Schüchternheit, aber er ſagt ja ſeinen Namen.

Freilich? Weſt! nicht wahr? hat ſich was mit Weſt, lachte Roſalie, ich weiß Alles! Kein Menſch glaubt, daß er Weſt heißt. In der erſten Zeit hat er gar nicht gehört, wenn man ihn Weſt rief, und einmal hat er ein Actenſtück Veſt mit V und ein andersmal mit W unterſchrieben. Wenn ich ſchon ein Betrüger bin, ſo ſei ich es recht, und wenn ich ſchon einen falſchen Namen trage, ſo muß ich ihn zu tragen wiſſen, als ob er mir auf den Leib gewachſen wäre, und nicht wie ein geſtohlenes Kind, das ſage ich.

Aber das iſt ja ſchrecklich, rief Suſi, und ließ Strumpf und Hände in den Schooß fallen, ohne die Stricknadel fahren zu laſſen.

Käthchen wußte nicht was zu ſagen, und ſah vor ſich hin. Sie war froh, als Suſi nach einiger Zeit hinzufügte: Mein Gott, und ſeinen Taufnamen kennt man auch nicht!

Doch, rief Käthchen ſchnell, Gaſton heißt er, Gaſton! — aber ſie verſtummte ſchnell wieder, als die beiden Jungfrauen in ein ungeheures Gelächter ausbrachen.

Gaſton! riefen ſie, Gaſton! hat man je einen ſolchen Namen gehört! und gar in hieſiger Gegend! Gaſton! es iſt zum Todtlachen.

Und Roſalie fügte hinzu: Ich wette, daß, wenn

man alle Kirchenbücher aller Kirchspiele auf dreißig Meilen in der Runde nachschlüge, man fände nicht einen solchen Namen darin. Gaston! so ein Name existirt gar nicht, das ist ein Romanname, grad so ein Name, wie man ihn annimmt, wenn man keinen andern ehrlichen Namen hat. Gaston! so was ist noch nicht vorgekommen.

Und woher ist er eigentlich, dieser Herr Gaston West? fragte Susi, und strickte weiter, welche Heimath gibt er wenigstens an?

Davon wird gar nicht gesprochen, erwiederte Rosalie. Ich wette mein Haus, daß er kein Deutscher ist. Er spricht ein Deutsch, das ist was schreckliches, da spreche ich lieber gleich böhmisch. Das ist geradezu beleidigend, daß er es wagt, gebildeten und anständigen Leuten ein solches Deutsch vorzusprechen, das zerreißt die Ohren, ich bin überzeugt, er ist ein Kroat.

O, sagte Käthchen, etwas muthiger als vorhin, das habe ich doch nicht gefunden, Rosalie. Seine Aussprache klang mir ganz hübsch und ich glaube —

Er hat Dir dumme Complimente gemacht, darum, Du eitles Ding, fiel ihr Rosalie in die Rede. Uebrigens kann so was anfangs und ein Mal der Sonderbarkeit wegen gefallen, das zweite Mal ist es lächerlich. Ich lasse mich nicht betrügen! Ist es nicht lächerlich zu sagen: der Labitzky ist ein „reißender" Componist?

Wieder brachen Susi und Rosalie in Lachen aus.

Auch Käthchen mußte mitlächeln, aber es that ihr leid, daß ſie lächelte, und ſie ſtand auf, um zu gehen.

Was haſt Du eigentlich gewollt? fragte Roſalie.

Nichts! antwortete Käthchen, und ging.

Ich weiß es beſſer als Du, was Du gewollt haſt, ſagte Roſalie, nachdem Käthchen ſchon draußen am Fenſter vorbeigegangen war, Du haſt wiſſen wollen, wie uns Dein Herr Weſt gefällt, denn Dir gefällt er gar ſehr, Gänschen! unterſteht ſich ſchon, mit dem Practikanten anzufangen.

Suſi lächelte und zuckte die Achſel.

Käthchen kam ſehr gedankenvoll zu Hauſe an. Das Geſpräch, die Bemerkungen, das Gelächter der alten Jungfern, hatten einen gewiſſen Eindruck auf ſie gemacht und eine halbe Stunde lang war ſie verſtimmt. Aber bald dachte ſie: und wenn er auch einen falſchen Namen trüge? was liegt daran! der Name macht nicht den Mann, und da ſteckt vielleicht ein ſehr ſchönes Geheimniß hinter dieſem falſchen Namen. Und daß Gaſton ein häßlicher Name ſei, das ſoll ihr kein Menſch einreden, und ob Gaſton durch ſeine fremdartige Ausſprache zum zweiten Male lächerlich werde, das wolle ſie doch morgen ſehen, aber ſie glaubte es nicht. Käthchen lachte, wenn ſie an das Geſpräch bei Roſalien dachte, und ſagte ſich zu wiederholten Malen, daß ſie ſich ganz und gar nicht darum kümmere, was dort unten auch immer geſagt werde. Aber ſie mußte doch immer wieder an den falſchen

Namen und an alle mit einem solchen Incognito verknüpften, unangenehmen Möglichkeiten denken, und dann wieder an Ludmilla, und zum ersten Male seit langer Zeit schlief sie eine Viertelstunde nicht, nachdem sie sich ins Bett gelegt, und zum ersten Male seit lange war sie mit Sonnenaufgang aus dem Bette und in den Kleidern.

Sie überdachte noch einmal, was sie schon gestern unzählige Male durchdacht hatte; es litt sie nicht in der Stube und sie wollte in den Garten und arbeiten. Aber im Hofe ging schon Gaston auf und ab; er hatte die gewöhnliche, schwarzleinwandene Bergmannstracht, die vom Einfahren schon hie und da schadhafte Spuren trug; in der Hand hielt er einen Hammer. Er war auch so noch sehr hübsch, aber Käthchen dachte sogleich: Er ist ganz und gar wegen Papa, wegen der Hütten und Minen, und nicht im Geringsten meinetwegen gekommen; er hätte sich sonst ein wenig eleganter gemacht. Sie begrüßte ihn sehr höflich und sehr kühl, und da er ihr guten Morgen sagte und sie nach ihrem Befinden nach dem lärmenden Sonntage fragte, war sie wirklich geneigt, seine Aussprache etwas lächerlich zu finden. Aber es gelang ihr nicht. Es ist doch hübsch, dachte sie, auch wenn man's zum zweiten Male hört.

Papa hat Sie aus Ihren täglichen Beschäftigungen herausgerissen, sagte sie, und wußte an diese Worte, mit mehr Geschick als ihr irgend Jemand im Orte zu-

getraut hätte, ein Gespräch über sein tägliches Leben zu knüpfen und ihn über alle Stunden des Tages auszuforschen. Es war ihr vorzugsweise um Ludmilla zu thun und zu erfahren, welche Zeit ihm für Besuche bei Rentmeisters übrig bleibe. Da erfuhr sie denn genau, welche Zeit er im Schacht, im Pochwerke, in der Schmelzhütte, in der Kanzlei und Abends im Lesezirkel zubrachte, und daß er sehr wenig Umgang habe, und fast gar keine Familie besuche. Sie war sehr zufrieden mit dem Ergebniß dieser Mittheilungen; für Rentmeisters Ludmilla blieb auch nicht Eine Stunde im Tage. Wahrhaftig sehr wenig für eine Geliebte und zukünftige Braut! — Sie wäre wohl nun selbst sehr mittheilsam geworden, wenn nicht der Vater gekommen wäre. Dieser fing sogleich von seinen Hütten und Minen an, entwarf einen Plan für den Tag, und da Herr West schon gefrühstückt hatte und Herr Liebert es nicht erwarten konnte, dem Schüler der Pariser Ecole des Mines seine Werke zu zeigen, machten sich die beiden Männer sofort auf den Weg.

Käthchen war wieder verstimmt. Es war ihm so leicht, ein Frühstück anzunehmen, wenn ihm etwas daran lag, noch ein halbes Stündchen zu bleiben. Aber diese Männer! so ein schwarzer Hammer, so ein schmutziger Schacht ist ihnen mehr werth, als die Gesellschaft der Damen. Vorhin, als sie ihn über seine tägliche Beschäftigung verhörte, hatte es sie gefreut, als er sagte,

das Bergwesen sei seine einzige Leidenschaft, jetzt ärgerte sie sich über die Uebertreibung dieser Leidenschaft, und alle Zweifel, die sie gestern und in der Nacht geplagt, kamen wieder. Sie ging endlich ins Haus, und da sie gegen neun Uhr das Mittagessen bestellte, unterdrückte sie auf ihrem Programme einen schönen Rahmkuchen — aber um elf Uhr, da es noch Zeit war, gab sie Befehl, daß der Rahmkuchen doch gemacht werde.

Die beiden Männer wanderten indessen auf schwarzen, aus Schlacken aufgeschütteten Wegen den Hütten zu. Am Eingange in den Hochofen stand Lord John mit verbundenem Kopfe und gähnte in den Morgen hinaus. Er war verwundet. Die Arbeiter, die ihn am Sonntage nach Hause getragen, hatten ihn fallen und einen Damm hinunter rollen lassen. In den Hütten war man überzeugt, daß sie es absichtlich gethan und Niemand machte ihnen einen Vorwurf darüber, denn Niemand mochte Lord John leiden. Er empfing seinen Herrn und dessen Begleiter mit einem kurzen, stummen Gruße. Inspection! Inspection! murmelte er zwischen den Zähnen — I dont want Inspection! — rief er lauter. Glücklicherweise verstand Herr Liebert nicht englisch. Gaston, der es verstand, lud Lord John ein, ihnen in den Maschinenraum zu folgen, was dieser auch mit Brummen that.

An den Ventilen standen kleine Jungen, die sie schlossen und aufthaten. Gaston sah das mit Staunen.

Wie? ſagte er zu Herrn Liebert, können Sie die Jungen nicht beſſer verwenden? Eine kleine Vorrichtung und das Alles fungirt von ſelbſt.

Er ſah ſich um, nahm einen Draht, der in einem Winkel lag, und indem er ſagte, „hier kann ich es Ihnen gleich zeigen", befeſtigte er den Draht mit dem einen Ende an der Klappe, mit dem andern an einem der Hebel, die ſich über der Klappe auf und niederbewegten, und die Klappe ging von ſelbſt auf und zu. „Du biſt entlaſſen!" ſagte er lächelnd zu dem Knaben, der ebenſo wie Herr Liebert, lächelnd zuſah, wie der Draht ſeinen Dienſt verrichtete.

An den andern Klappen wird es etwas complicirter aber nicht ſchwerer ſein, ſagte Gaſton weiter.

Das hätte ich ebenſo gut machen können — das hätte ich! brummte Lord John.

Warum haben Sie es nicht gemacht? fragte Herr Liebert verdrießlich.

Das liegt ja auf der Hand — brummte John wieder. — Kleinigkeit, nonsense, nonsense.

Aber auf dieſe Kleinigkeit kommt es hier an, Herr Maſchinenmeiſter! herrſchte ihm Herr Liebert zu.

Die Arbeiter verſammelten ſich, um das Wunderding anzuſehen und um Zeugen von Lord John's Beſchämung zu ſein. — Dieſer ſchlich fluchend davon. Die Arbeiter folgten ihrem Brodgeber und ſeinem Gaſte und hörten mit Intereſſe die Bemerkungen, die er machte, die Ver-

besserungen, die er vorschlug. — Der versteht's anders, als der Lord! raunten sie sich in die Ohren. Herr Liebert konnte nicht umhin mit seinen Arbeitern Blicke des Beifalls und des Einverständnisses zu wechseln.

Als es weiter ging in die Streckhämmer und zu den Minen und verschiedene Instrumente mitgenommen werden sollten, waren alle eben unbeschäftigten Arbeiter bereit, mitzugehen. — Herr Liebert wählte den Riesen der Hütte, einen seiner vertrautesten Arbeiter, einen gewaltigen Cyklopen, von dem Herr Liebert zwar sagte, er habe mehr als alle andere Feuerarbeiter ein verbranntes Gehirn, sei aber trotz dem die treueste Seele, auf die man sich verlassen könne und der gewiß nicht ausplaudern werde, was er etwa hören könnte. Der Cyklope, Fleischmann lachte, mit breiten, weißen Zähnen vor Freude, denn offenbar hatte er Gaston, den er mit zärtlichen Blicken ansah, schon ins Herz geschlossen.

Als sie aus dem Hochofen traten, kamen eben einige zweispännige Wagen mit Eisenerz beladen an.

Woher kommt dieses Erz? fragte Gaston.

Aus meiner Grube, die wir bald sehen werden; sie liegt dort auf der Höhe, die Sie von hier aus sehen können.

Wem gehören die Felder zwischen hier und jener Höhe? fragte Gaston weiter.

Zum größten Theile mir, antwortete Herr Liebert.

Und ist die Grube ergiebig?

Es ist mein reichster Schacht und wird wohl noch lange vorhalten.

Dann sehe ich nicht ein, warum Sie nicht eine Eisenbahn anlegen? Ein Pferd würde Ihnen dann an einem Tage größere Dienste leisten, als alle diese Pferde in einer Woche.

Herr Liebert kratzte sich hinter'm Ohr. — Eisenbahnen, sagte er — man glaubt noch nicht recht an Eisenbahnen in hiesiger Gegend — und dann wie das anfangen? wo die Schienen hernehmen? und die Kosten! — wie lange kann das dauern, bis so eine Eisenbahn fertig wird.

Ach! — lächelte Gaston, es ist nur das Unbekannte, das Sie fürchten. In höchstens zwei Monaten kann die Bahn fix und fertig sein; die Schienen gießen Sie selbst und die Kosten haben Sie in einem Vierteljahre herein.

Herr Liebert wurde nachdenklich. Gaston trat auf die Höhe eines Eisenerzhaufens, sah sich um und fuhr fort: Hier müssen überall Eisenbahnen hin; alle diese Hütten und Schachte müssen durch Eisenbahnen verbunden werden. Die Arbeit wird dadurch erleichtert und gefördert und sehr viel Arbeitskraft erspart. — Sehen Sie nur, dort steckt ein Karren in einem ausgefahrenen Geleise, der Gußeisen nach dem Puddelwerke bringen sollte. Wie viele Arbeiter werden sich da Stunden lang

abmühen, bis ſie den Karren wieder herausbringen. Das wird nicht geſchehen, ſobald Sie eine Eiſenbahn haben.

Fleiſchmann, der Cyklop, fand Alles, was Gaſton ſagte, ſehr richtig und rieb ſich die Hände. Herr Liebert ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich fürchte, Sie weiter zu führen, denn Sie werden auf Schritt und Tritt neue Pläne ausſinnen. Doch gehen wir.

Sie wanderten weiter. In der That hatte Gaſton in den Schachten eben ſo viele neue Ideen und Vorſchläge wie in den Hütten. Fleiſchmann's Zufriedenheit mit ihm und ſeinen Plänen drückte ſich immer deutlicher und lebhafter aus; Herr Liebert wurde immer nachdenklicher. Jeden Plan, den er im erſten Momente mit Kopfſchütteln aufnahm, bedachte er auf der weitern Wanderung und immer, wenn ein neuer auf's Tapet kam war der erſte ſchon berechnet, wohl auch erweitert und meiſt angenommen.

Auf einer Höhe machten ſie vor einer Eiſenmine Halt, aus der mehre Arbeiter in Kübeln Waſſer zogen. — Halten wir uns nicht lange hier auf, ſagte Herr Liebert — ich werde dieſen Schacht wieder verfallen laſſen.

Und warum? fragte Gaſton.

Er lohnt nicht der Mühe. Er hat zu viel Waſſer.

Könnte man nicht einen Stollen anlegen?

Wohl, aber er würde zu lang und das ſteht nicht dafür.

Herr Liebert wandte ſich, um weiter zu gehen; aber Gaſton blieb, das Kinn in die Hand geſtützt.

Suchen Sie wieder Mittel? ſagte Herr Liebert lächelnd — lieber Freund, man muß auch einen Gedanken wie einen Schacht aufgeben können; man muß nicht alle Hinderniſſe beſiegen wollen.

Eine Windmühle, eine Windmühle! rief Gaſton anſtatt aller Antwort.

Was haben Sie wieder? fragte Herr Liebert verwundert.

Eine Windmühle würde hier treffliche Dienſte leiſten. Die Lage iſt vortrefflich. Eine Windmühle! — das koſtet nichts und bringt das Waſſer wie das Erz heraus.

Eine Windmühle! ſagte Herr Liebert, das hat man in hieſiger Gegend noch nie geſehen.

Darum iſt es Ihnen auch nicht eingefallen, erwiderte Gaſton, eine zu bauen; ſonſt wären Sie gewiß auf die Idee gekommen.

Gewiß, eine Windmühle, ſagte Fleiſchmann, der nie eine geſehen hatte, aber ſchon voll Vertrauen in Gaſton's Kenntniſſe, daß er auch dieſem Plane ſeine volle Zuſtimmung gab und noch lebhafter that er es, als dieſer, weiter wandernd, ſeine Gedanken auseinandergeſetzt und im Kurzen auch Herrn Liebert gewann.

Ueber dieſen Wanderungen und Plänen vergaßen die beiden Herren ihren Hunger und das Mittagseſſen, das für drei Uhr beſtimmt war und nun zur größten

Verzweiflung Käthchens auf das Schmählichſte verdarb — denn ſie kamen erſt mit anbrechender Dämmerung zurück.

Käthchen war nahe daran, ſie verdrießlich und mit Vorwürfen zu empfangen, wenn ihr nicht Fleiſchmann, der mit kam, die gute Laune wiedergegeben hätte. Fräulein Käthchen, flüſterte er ihr zu, welch ein Mann dieſer Herr Weſt, ſo was habe ich mein Lebtag nicht geſehen. Der kann Alles — Eiſenbahnen, Maſchinen, Windmühlen, das iſt ihm Alles nichts. Sagen Sie doch Ihrem Papa, daß er Ihnen den Herrn Weſt zum Manne gebe — das wäre ein Mann! den könnten wir brauchen. Ich ſage Ihnen, der macht Ihnen aus dem ganzen Thal einen einzigen Hochofen und eine einzige Eiſenbahn.

Narr! alter Narr! lachte Käthchen und befahl, daß man ihm ein Glas Bier und etwas Tüchtiges zu eſſen gebe.

Gut, ſagte der alte Fleiſchmann zu ſich ſelbſt, jetzt weiß ich etwas, was mir recht iſt.

Bei Tiſche verdroß es Käthchen, daß der Papa den Gaſt, jedes Mal, wenn er ſich an ſie wenden wollte, mit Maſchinen, Eiſenbahnen u. dgl. unterbrach, und kein anderes Geſpräch aufkommen ließ, obwohl es Gaſton zu wünſchen ſchien. Aber es freute ſie, wie Herr Liebert den jungen Mann mit Aufmerkſamkeit behandelte, wie er ihm die größte Achtung, ja eine Art von väterlicher Liebe zeigte, und ihr Herz pochte gewaltig, als endlich

beim Nachtiſche ihr Vater ſo zu ſprechen anfing, und zwar mit Wärme und einer gewiſſen Feierlichkeit:

Herr Weſt, ſagte er, ſtoßen Sie mit mir an. Ohne Phraſen — ich bin ſehr glücklich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Wie ſonderbar es Ihnen, dem jungen Manne, aus dem Munde eines beinahe ergrauten Mannes auch klingen mag: auf gute männliche Freundſchaft!

Gaſton erröthete, nahm das Glas und ſagte: Sie ſind ſehr gut, Herr Liebert, mit Herzlichkeit ſtoße ich an.

Darauf ſchüttelten die beiden Männer einander die Hand. Käthchen war ganz gerührt, und zitternd ſtieß ſie mit ihrem Glaſe an, als ihr Gaſton das ſeinige entgegenhielt.

Und nun bitte ich Sie, fuhr Herr Liebert fort, nicht falſch zu verſtehen, was ich Ihnen offen und in der beſten Abſicht ſagen will. Sie haben viel gelernt, was Sie gelernt haben, wiſſen Sie mit Geiſt und mit erſtaunlichem Scharfſinn anzuwenden. Es iſt traurig, daß ſolche Fähigkeiten durch viele, viele Jahre brach liegen ſollen, und das iſt im Staatsdienſte nothwendiger Weiſe der Fall. Jahre lang müſſen ſie als Practikant zuſehen und kommen Sie nicht zu ſelbſtſtändigem Schaffen. Jahre müſſen vergehen, bis Sie einen Poſten bekommen, der ſie anſtändig ernährt. Erlauben Sie mir die Frage: iſt es Ihnen gleichgiltig, Ihr Wiſſen ſo lange Zeit unverwerthet liegen zu laſſen? und iſt es Ihnen gleichgiltig, Jahre lang auf einen nährenden Poſten zu warten?

Haben Sie Vermögen genug, um zusehen zu können? Verzeihen Sie diese indiscret scheinenden Fragen; — von Ihrer Beantwortung hängt das Weitere ab, das ich Ihnen sagen will.

Gaston lächelte, wie um Herrn Liebert über seine Indiscretion zu beruhigen, schlug aber doch die Augen nieder, als er sagte:

Gewiß, mein Herr Liebert, erscheint es mir wünschenswerth, bald eine practische Thätigkeit zu haben, und wünschenswerth ist es mir auch, aus meinen Kenntnissen bald positiven Nutzen zu ziehen. Ich habe das Vermögen nicht, um lange warten zu können — auch sind meine Verhältnisse der Art, daß ich eines einträglichen Postens sehr nothwendig bedarf.

Gut! sagte Herr Liebert, aber ich muß mir noch eine Frage erlauben. Sind Sie so aristokratisch wie die meisten jungen Herren, Ihre Collegen? glauben Sie daß Sie Ihre Würde nur im Staatsdienste wahren können? Sehen Sie nicht auch mit einiger Geringschätzung auf unsere bürgerlichen Unternehmungen herab? Würden Sie es unter Ihrer Würde halten, sich an solchen Unternehmungen zu betheiligen?

Gaston lachte laut auf und lachend sagte er: Nein, Herr Liebert, ich bin bürgerlich, sehr bürgerlich.

Käthchen, ohne zu wissen, warum, lachte herzlich mit: der Vater aber sprach ernsthafter und inniger als zuvor;

So kommen Sie zu mir! Verlassen Sie den Staats-

dienſt und kommen Sie zu mir! Längſt habe ich mich nach einem Menſchen, wie Sie ſind, geſehnt. Ich habe zu Ihnen, zu Ihrem Wiſſen, zu Ihrem Charakter, das größte Vertrauen und Sie bringen mir Alles mit, was mir fehlt. Ich kann nur nachmachen, was ich anderswo ſehe und muß ſo zu ſagen den alten Ochſenſchritt fortgehen — und doch fühle ich, daß wir in einer neuen Zeit ſtehen, daß viel Neues zu ſchaffen iſt. Mit Ihnen zuſammen könnte ich Alles. Sie wären der Kopf, ich der Arm! Sie würden die Pläne machen, ich würde die Mittel, ſie auszuführen und zu verwerthen, herbeiſchaffen. Sehen Sie, ich habe Niemand, der mir beiſtände. Mit dem Engländer geht es nicht länger; er iſt unwiſſend und bei allen Arbeitern verhaßt. Sie würden mir Alles mitbringen, was ich brauche — dafür haben Sie auch das Recht, ganz nach Gutdünken Ihre Bedingungen zu machen. Sie können gleich in eine Stellung eintreten, die, was die materiellen Vortheile betrifft, Ihnen nicht nach zwanzigjährigem Staatsdienſte aufbewahrt iſt. Sie werden unabhängig, Sie können heirathen, wenn Sie irgend eine ſolche Idee haben, Sie können einen Verwandten unterſtützen, wenn Ihre Familienverhältniſſe darnach ſind oder Sie können Erſparniſſe bei Seite legen. Kommen Sie, mein Freund, rief Herr Liebert, in einer Art von Extaſe, indem er Gaſton die Hand entgegenſtreckte. — Kommen Sie zu mir, wir

wollen Prächtiges und Großes mit einander ſchaffen — ſchlagen Sie ein!

Während dieſer Rede des Vaters zitterte die Tochter vor Aufregung. Ihre Augenlider gingen auf und zu, je nachdem ſie die Wirkung der Worte auf dem Geſichte des Angeredeten beobachten oder ihre Aufregung und Theilnahme verbergen wollte.

Gaſton hörte mit niedergeſchlagenen Augen zu und ließ die Hände unter dem Tiſche und ſchlug nicht ein. Käthchen ließ den Kopf hängen und konnte nicht umhin, ihn mit vorwurfsvollen Blicken anzuſehen und hatte alle Mühe, einen zudringlichen Seufzer zu unterdrücken.

Endlich faßte Gaſton die dargebotene Hand. Käthchen ließ dem gefeſſelten Seufzer die Freiheit, aber ſie erſchrack, als Gaſton ſagte: Ich ſchlage nicht ein! ich muß nur die Hand faſſen, die mir ſo freundſchaftlich geboten wird. Herr Liebert, laſſen Sie mir Zeit zur Ueberlegung. Ach, ich habe ſo viel zu überlegen — wenn Sie wüßten — Vorurtheile — Verhältniſſe — Rückſichten —

Er ſtieß dieſe letzten Worte in größ'rer Aufregung hervor, fuhr ſich mit der Hand über die Stirne und ſprang vom Tiſche auf. Käthchen hätte ihr Leben dafür gegeben, wenn ſie gewußt hätte, was in ihm vorging. Sie hoffte, daß der Vater ihn fragen und in ihn dringen würde. Dieſer aber ſagte ganz ruhig:

Sie haben Recht! Ueberlegen Sie und geben Sie mir Antwort — wann?

In wenigen Tagen! rief Gaston, nahm seine Mütze, drückte Vater und Tochter hastig die Hand und eilte fort.

Rosalie hat Recht, sagte Käthchen vor sich hin, da sie Gaston nachsah und er wie fliehend über die Brücke, dem Wege nach der Stadt zustürzte — da steckt ein Geheimniß dahinter. Aber welches Geheimniß? — In wenigen Tagen! — was versteht er unter wenigen Tagen? — ach, könnte ich die Zeit verschlafen!

IV.

Aber nach wenigen Tagen war Käthchen geschäftiger und ruhiger als je. Etwas über hundert Schritte von der jetzigen prächtigen Wohnung Herrn Lieberts stand das bescheidene kleine Haus, das er als armer Mann bewohnt hatte. Dort galt es, zwei Stuben zu scheuern und neu einzurichten. Es fehlte an allen Enden; die Möbel daselbst schienen Käthchen doch gar zu alt und altmodisch, und sie war bereit, das ganze neue Haus zu plündern, um nur die zwei Stuben des alten auszustatten. Das ging nicht an, aber sie nahm doch, was zu nehmen war, und besann sich nicht einen Augenblick, ihre eigenen so schönen Fenstervorhänge dahin zu tragen, wohin sie mit ihrem neuen Glanze, mit ihrem Mädchenzimmerduft und mit ihrer Länge doch so wenig paßten. Mit aufgeschürzten Armen und ganz vernachlässigt im Anzug, mit einer Schürze vor wie eine Arbeiterin, ging

ſie zwiſchen den Häuſern hin und her, und griff überall ſelbſt zu, denn die Mägde machten es ihr nicht recht, und Alles ging zu langſam. Wer ſie da beobachtet, und die geheimſten Gründe ihrer Geſchäftigkeit errathen hätte — er würde nicht geſagt haben: Käthchen Liebert iſt in Gaſton Weſt verliebt — er würde wie Roſalie geſagt haben: Käthchen Liebert wirft ſich Gaſton Weſt an den Hals. Armes Käthchen! Beides iſt wahr. Sie war verliebt, und in der Einfachheit ihres Herzens that es ihr wohl, für ihn zu arbeiten wie eine Magd. Denn für ihn richtete ſie die Zimmer des alten Hauſes ein. Er war auf den Antrag Papas eingegangen. Mein Gott, die Freude, als ihr Papa ſagte: Käthchen, richte zwei Stuben für Herrn Weſt ein! Es klang ihr, wie: Käthchen, heirathe Herrn Weſt! Und was kümmerte ſie ſich um alle Geheimniſſe, um alle Verdächtigungen, um Rentmeiſters Ludmilla? — ſie arbeitete mit einer Freude, als ob ſie ſich ein Neſt baute — wie eine Braut an ihrer Ausſtattung arbeitet.

Bei all dem aber hatte ſie eine unbeſtimmte Angſt, irgendwie in dem ſüßen Gefühl, das ſie erfüllte, geſtört zu werden, vor Allem eine inſtictive Scheu vor Roſalien, und ſo war ſie auch ſchon ſeit vielen Tagen nicht im Caſino erſchienen, obwohl ſie ſich gern über Manches berathen hätte. Es war darum nicht zu verwundern, daß Roſalie plötzlich in der Thür des alten Hauſes ſtand, wo ſie eine laute Lache aufſchlug, als ſie Käthchen

mit einem Beſen in der Hand erblickte, wie ſie an einem uralten Flecken im Fußboden ihre ſchwachen Kräfte ermüdete.

Roſalie! rief Käthchen erſchrocken, und wurde roth bis über die Ohren.

Man ſieht Dich ja gar nicht mehr! ſagte Roſalie ſo freundlich als möglich.

Ach, — ich bin ſo beſchäftigt, — habe ſo ſchrecklich viel zu thun!

Das ſehe ich, und harte Arbeit, lächelte Roſalie ſpöttiſch, was ſoll denn das Alles bedeuten? warum wird denn die alte Barracke wieder aufgefriſcht?

Papa ſagte mir, ich ſoll zwei Stuben ſcheuern und einrichten laſſen.

Und zu welchem Zwecke? für wen denn? wer ſoll ſie denn bewohnen?

Käthchen hatte nicht den Muth, die Wahrheit zu ſagen, und auch nicht zu lügen.

Ich weiß nicht recht, ſtammelte ſie, Papa hat verſchiedene Abſichten; ich glaube, er will neue Beamte engagiren.

Wenn Du es nicht weißt, ſprach Roſalie, ſo will ich es Dir verrathen. Die beiden Stuben richteſt Du für Herrn Weſt ein.

Richtig, erwiderte Käthchen, für Herrn Weſt. Meinſt Du, Roſalie, für Herrn Weſt?

Dein Vater hat ihn geworben. Er hat bereits den

kaiſerlichen Dienſt verlaſſen und wird hier ſo eine Art Maſchinenmeiſter werden und Lord John erſetzen.

Maſchinenmeiſter! rief Käthchen entrüſtet — Lord John erſetzen? — gar nicht! Das iſt etwas ganz Anderes mit Herrn Weſt, das iſt ein Gelehrter und ein prächtiger junger Mann, wie Papa ſagt. Das iſt gar nichts, wie ein Dienſt, den er annimmt; Papa läßt ihm ganz freie Hand, er kann machen, was er will, er verſteht Alles beſſer als Papa, er kann ſich ſelbſt die Bedingungen machen, er iſt ein Freund von Papa, das iſt ganz was Anderes — ich weiß es ja, ich bin ja ſelbſt dabei geweſen.

So? fragte Roſalie gedehnt, Du biſt dabei geweſen, Du weißt Alles beſſer und doch weißt Du nicht, für wen Du hier arbeiteſt?

Die beiden Stuben, ſagte Käthchen, die beiden Stuben, ich hätte freilich vermuthen ſollen —

So haſt Du auch gar nicht vermuthet, wem Du Deine ſchönen Vorhänge geopfert haſt?

Roſalie lachte wieder, während Käthchen die Vorhänge anſah und in ihrer Verlegenheit die Blicke nicht abzuwenden vermochte.

Es kamen Mägde herein. Roſalie nahm das arme geplagte Mädchen unter den Arm und führte es in den Hof, wo ſie auf- und abgehend eine Rede mit: „Schämſt Du Dich nicht, du Gelbſchnabel" anfing, eine Rede, die ſo lange währte, bis ſie durch die plötzliche Erſcheinung

Lord Johns, der mit geballten Fäusten und glänzenden Augen auf den Hof stürzte, unterbrochen wurde.

Lord John kam von den Hütten.

Dort in den Hütten war bereits Gaston eben so geschäftig, wie Käthchen in der Haushaltung. Im Hochofen war eben eine Campagne zu Ende. Diesen Umstand benützte Gaston, um Herrn Liebert zu verschiedenen Reformen zu bewegen. Man konnte nun in das Innere des Hochofens sehen und Gaston machte darauf aufmerksam, wie sich während der Campagne „Rast" und „Gestell" erweitert haben, wie die niedergeschmolzenen Wände des Rast und des Gestells *nicht* durch gesinterte Massen wieder geflickt worden. Es war ihm leicht zu beweisen, wie unter diesen Umständen die Erzeugung von grauem Roheisen erschwert, welche Aufopferung von Brennmaterial sie erfordern würde. Auch war das Gestell zu klein. Gaston wollte es erweitert haben. Herr Liebert wollte nicht nachgeben, denn er hatte seine Hochöfen nach den Hochöfen Steiermarks, dem classischen Lande der Hochöfen, construiren lassen und er war stolz auf diese Nachahmung. Umsonst predigte ihm Gaston, daß die Verhältnisse in Steiermark andere, wie nur dort bei Erzeugung des weißen Eisens solche Schachtformen ersprießlich seien und wie man bei Erzen, welche strengflüssiger sind, als z. B. Spatheisensteine, bei einem solchen Ofen den Rohgang zu befürchten hätte. Es half nichts. Gaston mußte sich hinsetzen und, um Herrn Lie-

bert leichter zu überzeugen, einen Ofen seiner Art, und zwar einen cylindrischen im Modell construiren. Die Arbeiter umstanden ihn bewundernd und Fleischmann fand Alles vortrefflich, während der Lord brummend hin und her ging. Er kam sich selbst wie den Arbeitern abgesetzt vor und suchte seinen Verdruß in Bier zu ertränken. Niemand horchte mehr auf ihn, während sich Alles beeilte, jedem Wunsche Gastons zu willfahren; ja seine Befehle wurden dann erst vollzogen, wenn man die Genehmigung Gastons eingeholt hatte.

Wenn dergleichen vorkam, stellte er sich, mit beiden Händen in den Taschen, vor Gaston hin und fragte: Bin ich der Werkmeister hier? bin ich?

Sie sind! antwortete Gaston lächelnd.

I am, ich bin! brummte John und setzte seine Wanderung fort. Aber trotz dem Gelächter der Arbeiter, das solche Fragen zu begleiten pflegte, kam er bald wieder mit der neuen Frage:

Sind Sie der Werkmeister hier? — sind Sie?

Nein, ich bin es nicht, antwortete Gaston wieder gelassen.

You are not! Sie sind nicht! — Sind Sie?

Und wieder nach einiger Zeit:

Mr. West! habe ich hier zu befehlen?

Mr. John, Sie haben hier zu befehlen.

I have indeed — ich habe. — Habe ich, Mr. West?

Aber je ruhiger West wurde, desto aufgeregter wurde

der Engländer. Endlich blieb er, nach langem Auf- und Abgehen vor West stehen, sah ihn herausfordernd an, warf den Rock ab, schob die Hemdärmel zurück, ballte beide Fäuste und stellte sich in Boxerposition.

Haben Sie Muth? Haben Sie? rief er, indem er Miene machte, die rechte Faust Gaston unter die Nase zu schieben.

Gaston sprang erzürnt auf von der Arbeit und wollte antworten, als sich plötzlich Fleischmann der Cyklop zwischen ihn und Lord John stellte, ebenfalls die Hemdärmel zurückschob, die Fäuste ballte und einen gewaltigen Arm erhob. — Ich habe Muth, Lord John, ich habe — rief er mit einer Lache, daß das Gebäude zitterte; sämmtliche Arbeiter schoben in diesem Augenblicke die Hemdärmel zurück, andere, die aus Gewohnheit, trotzdem nicht geheizt war, nackt umhergingen und die Hemdärmel nicht zurückzuschieben brauchten, zeigten ihm ebenfalls Fäuste und Arme, so daß Lord John sich plötzlich von einer großen Anzahl Feinde umringt sah. Er blickte sie ruhig an, sagte: nonsense! hob seinen Rock auf und ging und verschwand.

Er ist betrunken! sagte Gaston und setzte sich wieder zur Arbeit.

Ich sage, Herr West, — murmelte Fleischmann — es wird mit dem verrückten Engländer und Ihnen zusammen nicht gehen — das sage ich. Ich kenne ihn — der hat's dick hinter den Ohren.

Fleiſchmann hätte gern noch fortgeſprochen und Vorſchläge gemacht, wie man ſich des Engländers, den Herr Liebert gegen die Meinung der ganzen Hütte behalten, auf die kürzeſte Weiſe entledigen könne — aber ein gewaltiger Lärm vom Gebläſe her, hinderte ihn fortzufahren. Die Hufeiſen oder Hoſenapparate wurden vom Gichtenſand und Aſche gereinigt und außerdem gehämmert; von Zeit zu Zeit ließ man Dampf aus der Maſchine, die geheizt war, behufs der Reinigung durch die Röhrentour ziſchen. Und Ziſchen und Gehämmer verurſachten einen Lärm, der geeignet war, Gaſton in das Leben, das er nun zu führen beſtimmt war, energiſch und mit einem Ruck einzuweihen.

Als der Lärm ſchwieg, ging Weſt an den Windheitzungsapparat, um die Mündung der Röhrentour zu meſſen. Fleiſchmann folgte ihm.

Warum gehſt Du mit? fragte Gaſton.

Es iſt immer gut, einen Freund bei ſich zu haben, grinste der Cyklop, und als Gaſton das Maß an die Mündung legte, fuhr er fort: Sie ſehen wohl, daß ich Recht habe, denn Sie ſind nicht vorſichtig genug! und ſo ſprechend wandte er ſich einer Oeffnung zu, die zur Dampfmaſchine führte und rief hinein: Keinen Dampf! Herr Weſt iſt an der Röhre!

Aber kaum hatte er es gerufen, als mit furchtbaren Geziſch weißer Dampf herausdrang. Weſt ſtieß einen

Schrei aus und prallte zurück; seine rechte Hand war wie roth glühendes Eisen.

Verdammt! rief Fleischmann, ich will den Schurken sehen, der das gethan hat!

Mit einem Sprunge war er im Raume der Dampfmaschine.

Ich habe ihn! ich habe ihn! schrie er, und die andern Arbeiter, vom Schrei Gaston's herbeigezogen, eilten ihm nach. Sie fanden Fleischmann, wie er Lord John, der sich vergebens loszuringen suchte, an der Kehle hielt.

Da ist er, der Schuft, schrie Fleischmann, ich habe es gleich gedacht. Er hat sich fortschleichen wollen, aber ich habe ihn noch in der Thüre erwischt. Soll ich besser drücken? fragte er, den Arbeitern zugewendet.

Zugedrückt! riefen die Einen. Nein, in die Gicht mit ihm! riefen die Andern. In die Gicht mit dem Mörder.

Laßt ihn los! befahl Gaston, der dazu kam, die verbrannte Hand in der Brust haltend.

Nicht zu viel Güte, Herr West, sagte Fleischmann beleidigt, ich thu' ihm gewiß nicht Unrecht, wenn ich ihn erdroßle. Thu' ich? frägte er höhnisch den Engländer, seine englische Redeweise nachahmend, und dann wieder zu Gaston: Der Kerl ist ein Mörder. Wußte er, wo Sie der Dampf trifft? Wäre er Ihnen ins Gesicht gekommen, Sie wären todt oder blind. Und daß er absichtlich den Dampf losgelassen, das beschwöre ich bei

Hölle und Himmel. Ich kenne ihn! Kenn ich Dich?

In die Gicht mit ihm! riefen wieder die Arbeiter.

Dummes Zeug, erwiderte Fleiſchmann, der Ofen iſt ja nicht geheizt.

In den Dampfkeſſel!

In den Dampfkeſſel! ſchrieen die Arbeiter, und in demſelben Augenblicke war John in der Luft und auf den Schultern. Jetzt zeigte es ſich, wie ſehr Recht Herr Liebert hatte, wenn er ſagte, daß alles Volk, das am Feuer arbeitet, verbranntes Hirn habe. Ohne weiter zu prüfen, ohne John zu Wort kommen zu laſſen, ohne irgend welche Folgen zu berückſichtigen, wollten ſie einen Mord begehen, wollten ſie die Gelegenheit benützen, ſich des Verhaßten zu entledigen. Umſonſt warf ſich ihnen Gaſton entgegen; ſeine Worte verhallten in dem Geſchrei, das ſie um ihr Opfer erhoben, und ſeine verbrannte Hand, die er ihnen abwehrend entgegenſtreckte, vermehrte nur noch ihre Wuth.

Was ſoll der Lärm? ſcholl plötzlich eine Stimme von der Thüre her.

Der Patron! der Patron! Herr Liebert! riefen die Arbeiter, und ſein Blick und die altgewohnte Autorität ſtellten ſchnell die Ordnung her. John wurde auf den Boden geſtellt, aber nicht ganz von Fleiſchmann freigelaſſen, der ihn wie mit einer Zange an der Schulter hielt. Alles fing auf einmal zu erzählen an; Herr Weſt mußte ſeine verbrannte Hand zeigen. Herr Liebert

war außer ſich über den traurigen Anfang, den ſein Leben in den Hütten nahm, und befahl vor Allem, daß man ſchnell Baumwolle hole und die verbrannte Hand umhülle. Dann zu John gewendet, ſagte er ruhig: Herr John Kottel, Sie ſind entlaſſen! Gehen Sie in die Kanzlei und laſſen Sie ſich Gehalt für drei Monate voraus ausbezahlen, und betreten Sie meine Hütten nicht mehr.

Well! ſagte John.

Fleiſchmann ließ ihn nicht gerne los, aber auf einen Wink Herrn Lieberts hob er ſeine gewaltige Kralle von John's Schulter, und dieſer ging mit gemeſſenen Schritten aus der Hütte. Erſt draußen fing er zu fluchen an; auch die Arbeiter ihrerſeits ſchickten ihm einige Flüche nach und ärgerten ſich, daß er während dieſes ganzen Vorganges, da es ihm ernſtlich ans Leben ging, auch nicht mit den Augen gezwinkert, mit keinem Worte um Gnade gebeten und überhaupt die kaltblütigſte Ruhe an den Tag gelegt hatte.

In Folge dieſer Entlaſſung erſchien er vor dem Hauſe Herrn Liebert's, wo die Kanzlei und Kaſſe war, und im Hofe, wo Roſalie ſeit beinahe einer Stunde Käthchen Moral predigte und ihr bewies, daß ſie ſich auf unwürdige Weiſe benehme.

John blieb einen Augenblick ſtehen und ſtarrte die Beiden an, ohne zu grüßen. Er ſchien über etwas nachzudenken, oder vielmehr, mit Mühe ſeine Gedanken zu

ſammeln. Plötzlich zog er die Mütze vom Kopfe, verneigte ſich vor Roſalie und ſagte: Guten Morgen, mein Fräulein, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich wohl, ich danke Ihnen. Ohne eine Antwort abzuwarten wandte er ſich und ging ins Haus und in die Kanzlei.

Der will was von mir, dachte Roſalie, aber er iſt recht höflich.

Käthchen hätte über das ſonderbare Benehmen des Engländers gerne gelacht, wenn ihr ſein Ausſehen nicht Angſt und Beſorgniß eingeflößt hätte.

Ich fürchte, ſagte ſie, es iſt etwas in den Hütten vorgegangen. Der Menſch ſieht ſo aufgeregt und wild aus — auch kommt er ſonſt nie um dieſe Tageszeit.

Wild und aufgeregt, ſagte Roſalie, ich finde ihn ſehr höflich; Dir fällt nur auf, daß er Dich nicht gegrüßt hat; das kommt daher, daß Du Dir keinen Reſpect bei den Leuten Deines Vaters zu verſchaffen weißt. Herr Weſt wird Dich auch bald wie ein Stubenmädchen behandeln, wenn er ſieht, wie Du für ihn arbeiteſt, als wäreſt Du bezahlt dafür.

Ach nein — Roſalie — was ſagſt Du da? Er ſoll gewiß nicht ſagen können —

Käthchen wurde hier durch den Cyclopen unterbrochen, der mit gewaltigen Schritten in den Hof trat und ausrief: Fräulein Käthchen, Baumwolle! Fräulein Roſalie, Baumwolle! Viel Baumwolle! Iſt keine Baum-

wolle da? Herr Liebert ſchreit nach Baumwolle. Zum Teufel, wo ſollen wir in der Hütte Baumwolle hernehmen?

Wozu? was iſt geſchehen? fragte Käthchen. Fleiſchmann, um Gotteswillen, was iſt geſchehen?

Aber Fleiſchmann gab keine Antwort. Er ſtürzte auf John los, der eben aus dem Hauſe trat und Geld zählte.

Da iſt er, der Kerl, und trägt noch eine Handvoll Silber fort; drei Monate Sold — ja, drei Jahre im Loche hätte er eher verdient!

John ſah ihn über die Schulter an und ging unbehelligt aus dem Hofe, Dank der Aengſtlichkeit Käthchens und der Neugierde Roſaliens. Beide faßten Fleiſchmann an den Armen und zogen ihn zurück und beſtürmten ihn mit Fragen.

Da kommen ſie ja ſelbſt, die Herren, ſagte Fleiſchmann und deutete auf Herrn Liebert und Weſt, die den Bach herab und dem Hauſe entgegenkamen.

Es iſt keine Zeit zu verlieren, Fräulein Käthchen, ſagte Fleiſchmann, ſchaffen Sie Baumwolle her. Sie ſehen, Herr Weſt trägt die Hand im Kittel — ſie iſt gebraten, geſotten, gekocht, Gott weiß was, und ſieht aus wie ein Krebs.

O Gott, mein Gott! rief Käthchen und eilte ins Haus.

Herr Liebert führte Weſt indeſſen in das alte Haus und in die zwei ihm beſtimmten Stuben.

Schau, ſchau! ſagte er lächelnd, hat das arme Kind

gearbeitet! Was hat ſie aus den alten, verrotteten Stuben gemacht. Sehen Sie ſich um, Weſt, iſt es nicht hübſch hier? — weiß Gott, ich habe mich geſchämt, Ihnen dieſe Wohnung anzubieten, und jetzt ſehe ich, daß man ganz nett hier hauſen kann. Was ſo Weiber können! — Wo hat's nur das Kind gelernt.

Es iſt reizend hier und heimlich, ſagte Weſt, indem er ſich umſah, es kommt mir vor, Herr Liebert, als ſollte ich hier ſchöne Stunden verbringen.

Hoffen wir, hoffen wir!

Indeſſen war Käthchen eingetreten und mit ihr Roſalie und die alte Haushälterin und Fleiſchmann und die ganze Nachbarſchaft, die etwas von einem Unfall gehört hatte und ſelbſt ſehen wollte.

Papa, hier iſt Baumwolle, ſagte ſie zitternd, indem ſie Herrn Liebert einen ganzen Pack hinhielt.

Weſt, die Hand her! ſagte Herr Liebert.

Weſt ſtreckte die verbrannte Hand hervor.

O Gott, wie ſchrecklich! ſchrie Käthchen.

Roſalie warf einen prüfenden Blick auf die Hand und ſagte mit jener Ruhe, die ſie ſich als Heilkünſtlerin des Dorfes angeeignet hatte: Ich glaube, daß Oel beſſer wäre.

Oel; Oel! wiederholte Käthchen, und ſchon war ſie fort, um Oel zu holen. Nach einer halben Minute war ſie ganz athemlos wieder da. Sie hatte zu fragen vergeſſen, welches Oel ſie bringen ſollte, ob gewöhnliches

Lampenöl oder Salatöl, und ſo kam ſie gleich mit zwei Flaſchen zurück.

Hier iſt Oel! ſagte ſie, indem ſie die Flaſchen auf den Tiſch ſtellte. Ach, ich habe já noch Haaröl, fügte ſie ſich beſinnend hinzu, das iſt wohl reiner und feiner — und fort war ſie wieder um Haaröl zu holen. Aber als ſie mit dem Haaröl zurückkam und das Fläſchchen auf den Tiſch ſtellte, ſprach Jemand von geriebenen Kartoffeln, als einem vortrefflichen Kühlungsmittel, und wieder lief ſie, um geriebene Kartoffel zu beſtellen. Dann hörte ſie Bierhefe als ein beſſeres Mittel, und dann von Rahm, dann von Pomade, und immer lief ſie hin und her und brachte das Beſtellte, ſo daß der Tiſch in kurzer Zeit ganz von Flaſchen und Töpfen beſetzt war und ſie athemlos daſtand, immer noch nach allen Seiten horchend, ob nicht etwas als dienſtlich und hilfreich empfohlen werde.

Roſalie ſtand vor dem Tiſche mit der Ruhe eines Apothekers; Käthchen neben ihr und ſah ſie mit hilfeflehenden Augen an. Aber ſie wurde beſtürzt, als ihr Roſalie in's Ohr flüſterte: Mit Deiner Dienſtfertigkeit machſt Du Dich nur lächerlich!

Fragend, ob dem wirklich ſo ſei? blickte ſie ſchüchtern zu Weſt auf.

Barmherzige Schweſter! ſagte dieſer mit einer Innigkeit, mit einer Rührung im Tone der Stimme, daß ihr wieder ganz wohl wurde.

Sieh Dich nur an, in welchem Zuſtande Du biſt! flüſterte wieder Roſalie.

Käthchen ließ den Blick über ihre Kleider gleiten und in der That erſchrack ſie über ihr Ausſehen. Von ihrer Arbeit bei Einrichtung der Stuben hatte ſie noch Aermel und Kleid aufgeſchürzt; vorn auf der Bruſt, an Armen, Händen und Kleidungsſtücken, überall Spuren der Arzneimittel, die ſie in Haſt herbeigetragen: Flecken von Oel und Rahm, Ueberreſte von Hefen und Kartoffeln, hie und da Flocken von Baumwolle. Am liebſten wäre ſie gleich davon gelaufen, aber ſie konnte nicht, ſo lange Gaſton nicht verbunden war, ſo lange ſie nicht gehört hatte, daß er keine Schmerzen mehr habe. Sie ſtellte ſich hinter Roſalien und ſah ihr über die Schulter zu, wie kunſtvoll und geſchickt ſie die verbrannte Hand verband und beneidete ſie, und manchmal kam es ihr vor, als ob ſie es beſſer machen könnte, und als ob ſie es eigentlich thun ſollte.

Allen dieſen Aufregungen, die Käthchen bald wohl bald wehe thaten, machte Herr Liebert ein Ende, indem er nach vollendetem Verbande befahl, die Stube zu räumen. Dies iſt, ſagte er, von nun an die Wohnung Herrn Weſt's. — Herr Weſt, fuhr er fort, indem er ihm die Hand reichte, ſeien Sie mir in meinem Hauſe willkommen und möge die Fortſetzung unſeres Zuſammenlebens erfreulicher ſein, als dieſer Anfang, den wir als einen

Abkauf für alle möglichen künftigen Unannehmlichkeiten betrachten wollen.

So sei es! rief Gaston freudig und schlug mit der gesunden Hand ein.

So sei es! wiederholte Käthchen in ihrem Herzen.

Jetzt, fügte Herr Liebert hinzu — ist diese Stube eine Junggesellenstube und die Damen werden gebeten, dieselbe zu verlassen.

Das versammelte Publikum that nach diesen Worten. Käthchen, wie sie die Schwelle des alten Hauses überschritt, sah sich traurig um, und es schien ihr, wenn sie gegen sich selbst aufrichtig sein sollte, ungerecht, daß sie dieselben Stuben, die sie so schön und mit so viel Sorgfalt eingerichtet, nicht mehr betreten sollte. Dieser Gedanke und alles am heutigen Tage Erlebte und die Lehren Rosaliens — Alles ging ihr so wirr im Kopfe herum, daß sie sich erst spät besann, für das Nachtessen zu sorgen, an dem Gaston nun als definitiver Tischgenosse theilnehmen sollte, und wieder einmal ein wenig Toilette zu machen.

Herr Liebert war noch bei Gaston in der Stube, als dessen Habseligkeiten, eine große Bücherkiste und ein kleiner Kleiderkoffer, ankamen.

Ist das Alles? fragte Herr Liebert.

Alles! antwortete Gaston, etwas verlegen lächelnd.

Desto besser!

Desto besser?

Bah! ſagte Herr Liebert — ich bin ein intereſſirter Fabrikant und denke nur an meinen Vortheil — wenn Sie arm ſind, kann ich mich Ihrer leichter bemächtigen und Sie ausbeuten — darum deſto beſſer!

Gaſton mißverſtand ſeines neuen Brodherrn Scherz nicht. — Ich verſichere Sie, ſagte er auf den Ton eingehend, es bedürfte meiner Armuth nicht, — ich würde es Ihnen auch ohne dieſe erleichtern, ſich meiner zu bemächtigen und mich auszubeuten.

Noch einmal deſto beſſer! rief Herr Liebert — machen Sie es ſich bequem, richten Sie ſich ein, verlangen Sie, was Ihnen fehlt, pflegen Sie Ihre Hand, und wenn Sie zu Tiſche kommen, ſagen Sie dem lieben Kinde, ich meine meine Tochter, daß Sie ſich hier behaglich fühlen. Seit vielen Tagen hat ſie an dieſen Stuben gearbeitet, wie eine Magd.

Pardi! ſagte Gaſton, als ihn Herr Liebert verlaſſen hatte, — ob ich es ihr ſagen will! Aber ſonderbar, daß mir dieſem jungen Ding gegenüber, ſo oft ich ihr etwas Angenehmes ſagen will, die Worte im Munde ſtocken. Mein ganzes Leben vergeſſe ich es nicht, wie ſie vorhin her- und hingelaufen. Welch ein Herz? welch ein liebes Gemüth? Sind ſie alle ſo, dieſe blonden, deutſchen Dinger?

V.

Rosalie ging, da sie Niemand eingeladen hatte, zum Nachtessen zu bleiben. Es ist wahr, daß sie auch ohne Einladung bleiben konnte, aber sie hatte das Bedürfniß, allein zu sein. Mit einem gemischten Gefühle ging sie drei Bassins entlang. Sie hatte wieder das stolze Bewußtsein, daß sie eigentlich aller Welt nothwendig sei, daß man ohne sie nicht fertig werden konnte. Aber an diesen Gedanken schloß sich seit lange, so oft er auftauchte, der andere: und doch bist Du allein, und das stolze Bewußtsein zerrann in Traurigkeit. Heute kam noch Anderes hinzu. Sie konnte es sich nicht leugnen, daß ihr der junge Mann, dem sie die Hand verbunden, außerordentlich gefallen, daß sie, während sie mit ihm beschäftigt gewesen, eine Art mütterlicher Zärtlichkeit empfunden habe. Das Mädchen, sagte sie sich, ist über die Ohren in ihn verliebt, und das wird jetzt, da er im Hause ist, immer ärger werden. Der Vater ist beinahe eben so

verliebt in ihn wie die Tochter — und ich weiß, was Käthchen noch nicht weiß, daß es keiner großen Mühe bedürfte, um auch ihn lichterloh brennen zu lassen. Wenn die drei einig sind, was kann da hindern und stören! Der junge Mensch hat einen eisernen Willen, das sah ich an seiner Ruhe während der größten Schmerzen — Liebert sieht nicht auf Geld, und braucht einen Schwiegersohn wie der — also. — Es ist doch am Besten, sich diese Leute als Freunde zu erhalten. Lassen wir die Dinge gehen. Dann aber dachte Rosalie wieder an die Beleidigung, die ihr Justinus Liebert angethan, indem er sie nicht geheirathet — und dann wieder an Fischer. Das war eigentlich der schmerzlichste Gedanke. Dieser Fischer war vielleicht der einzige Mann, den sie geliebt hatte. Sie wollte ihn nur aus alter Gewohnheit ein wenig bangen lassen und warten — aber man ließ ihr nicht Zeit dazu, man lenkte seine Gefühle auf ihre Schwester, man verheirathete ihn mit dieser, ehe sie sich besinnen konnte. Und ich wäre eine so gute Frau geworden! Sie liebte es, sich selbst diese Versicherung zu geben, und sie hatte vielleicht Recht; sie täuschte sich in dieser Beziehung nicht. Jetzt auf ihrem einsamen Gange sagte sie sich wieder, an Fischer denkend: Und ich wäre eine so gute Frau geworden! Sie wollte diesen Gedanken ausdenken und blieb am Geländer, das den dritten Teich umgab, stehen, und lehnte sich daran. Sie empfand eine gewisse Angst, in das einsame Haus zu-

rückzukehren, das in der halben Dämmerung, ungefähr fünfzig Schritte weit, von ihr lag. Sie sah es an und dachte: Es ist ein hübsches Häuschen, es ist so sauber gehalten, die beiden Gärtchen, die Staketen, die Wände, der Hof, aber wer es ansieht, muß sich sagen: Hier wohnt eine Person, die für Niemand zu sorgen hat, als für ihre Gärten, ihren Hof, ihre kahlen Wände; hier wohnt eine alte Jungfer! Ich habe mich gehütet, einen kleinen Hund oder auch nur eine Katze zu halten, ich habe mich vor allen altjungfräulichen Gewohnheiten gehütet, und siehe da, mein ganzes Haus ruft: Hier wohnt eine alte Jungfer! Und ich wäre eine so gute Frau geworden! sagte sie sich wieder, und stützte den Kopf in beide Hände und sah hinab in den Teich. Sie war vielleicht nie so aufrichtig gegen sich gewesen, wie in diesem Augenblicke. Ihr Leben schien ihr verfehlt und verloren, und zum Theil habe sie das verdient. Wie wollte sie hegen und pflegen, was zu ihr gehörte, einen Mann, und sollte er sie noch so sehr mißhandeln, und gar ein Kind!

Ihre Phantasie spann sich eine unendliche Reihe häuslicher Scenen und Vorgänge ab; bei jeder verweilte sie mit Freuden, selbst bei häßlichen oder unglücklichen. In ihrer Phantasie beugte sie das Haupt unter die Mißhandlungen eines rohen Mannes und fühlte sich glücklich. Wer es immer wäre, der sein Loos mit dem ihrigen vereinigen wollte, wie wollte sie ihn verhätscheln und gar

keinen Dank dafür erwarten. Wie viel Gutes hat sie im Dorfe gethan! und hat man es ihr gedankt? Diesem hochmüthigen Gedanken widersprach sofort ein anderer, der da sagte: Du hast auch Böses gethan, Rosalie. Sie sah traurig nieder. Auf der Böschung des Teiches hoben unzählige Gänseblümchen ihre sanften Köpfchen hervor. Jedes Jahr kommen neue — dachte Rosalie — umsonst zertritt man die Einen, der nächste Frühling bringt andere. Es ist lächerlich und verbrecherisch, gegen den Lauf der Natur arbeiten zu wollen. Alle diese jungen Mädchen wollen lieben und heirathen und glücklich sein.

Einen Augenblick lang wollte sie zu Liebert zurückkehren und Käthchen sagen, daß die ganze Geschichte mit Ludmilla eine Einbildung der Rentmeisterin, daß West in der That, wie Herr Justinus sagte, ein prächtiger junger Mann sei, daß ihn seine Aussprache ganz und gar nicht lächerlich mache, und daß sie glücklich sein und ihn lieben solle, wie es ihr Herz gebietet; daß sie sich dieser Liebe ohne Rückhalt, ganz und ohne Zagen hingeben solle. Schon hatte sie sich Lieberts Hause zugekehrt — aber plötzlich hob sie den Kopf und mit einem: Was geht das Alles mich an! schritt sie rasch ihrem Hause zu.

Dort, auf ihrem Hofe, war es heute früher still geworden, da die Besitzerin nicht zu Hause gewesen. Doch saß noch Jemand auf der Bank, rauchend und den Ellenbogen auf das Kinn gestützt. Rosalie sah in der Dämme-

rung erſt nur das Feuer in der Pfeife und dann erſt erkannte ſie in dem Raucher Lord John. — Nach den Vorgängen in den Hütten war ſie etwas verdutzt, gerade Lord John hier zu finden, und da ſie allein zu ſein wünſchte, wollte ſie an ihm vorbei und ins Haus gehen. Aber Lord John grüßte ſie ſehr höflich und bat ſie, ein wenig zu verweilen, da er ihr etwas zu ſagen habe.

Die alte Neugierde erwachte wieder in ihr; ſie wollte Näheres über die Geſchichte erfahren und ſetzte ſich auf die Bank.

Haben ſie da oben viel Schlechtes von mir geſagt, Fräulein Roſalie? fragte John — haben ſie?

Kein Wort haben ſie geſagt.

So viel beſſer, iſt auch nichts zu ſagen — dummes Zeug — nonsense. — Er hat ſich die Hand verbrannt und ich ſoll's haben gethan. Glauben Sie ich habe? — Fräulein Roſalie?

Ich glaube gar nichts!

So viel beſſer — unvorſichtiger junger Menſch — ungeſchickt. — Hat mich auch um mein Brod gebracht — rascal. — Never mind — Dampfmaſchine geht nicht ohne Engländer. Wird Herr Liebert ſchon wieder kommen.

Das kümmert mich alles nichts, ſagte Roſalie, was wollen Sie von mir?

Ich habe Ihr viel zu ſagen, Fräulein Roſalie, kann Sie engliſch verſtehen?

Warum nicht gar, jetzt soll ich auch noch englisch verstehen? Was soll ich nicht Alles?

Never mind! Ich könnte es besser englisch sagen, denn ich habe viel zu sagen, in der That, viel.

Worüber?

Ueber Heirath!

Heirath? Lord John Heirath! lachte Rosalie.

Yes, Lord John über Heirath, wiederholte der Engländer ganz ruhig. Warum nicht? ich habe nur vierundvierzig Jahre und werde bald wieder bei den Maschinen Mr. Liebert's sein. Warum nicht Lord John und Heirath? Will Sie nicht Lady John werden?

Rosalie lachte wieder.

Look, fuhr Lord John fort, wir Engländer kurz, besonders in deutsch. Sie ist sehr clever, das ist zu sagen, sehr klug und sehr geschickt. Schön ist Sie auch noch, hat Haus und Geld — hat Sie nicht? Sie hat! Immer, wenn ich Sie gesehen habe und gehört, habe ich gesagt zu mir: she is very clever, wie gemacht für mich, der Mensch muß doch sich selbst verheirathen — und Sie ist ein great character, ein großer Charakter. People, die Leute heißen Sie: Napoleon — das schickt sich nicht für einen Engländer — ich heiße sie Duke of Wellington, eiserner Herzog, Iron Duke — ist sie nicht? Hab ich recht? will Sie nicht heirathen? Will sie?

Rosalie lachte wieder, aber nicht mehr so laut wie vorhin.

Nicht lachen, sagte John — ernst!

Wirklich wurde sie ernst. Es erschien ihr wie eine Fügung, daß ihr unmittelbar nach ihrem Selbstgespräch auf dem Damme ein Heirathsantrag gemacht wurde. Sie erinnerte sich, daß sie sich vorgenommen, selbst auf eine Unglück drohende Ehe einzugehen, daß sie sich über die Art und Weise, wie sie bisher solche Werbungen angenommen, Vorwürfe gemacht — alles, was sie dort gedacht und gefühlt, zitterte noch lebhaft nach in ihr, sie nahm sich zusammen, sie that ihrer eingewurzelten Gewohnheit Gewalt an und sagte:

Sprechen Sie im Ernst, John?

Im-Ernst? sehr ernst, ich versichere Sie.

Sie sehen ein, fuhr sie in mildem Tone fort, daß man eine solche Anfrage nicht so schnell beantworten kann.

Wir Engländer machen gleich ab, sagte John.

Wir Deutschen nicht, erwiderte Rosalie, wir überlegen.

Well, sagte John, überlegen Sie. Ich hoffe, Sie wird sagen: Ja, aber wenn Sie sagt: Ja, habe ich noch eine Bedingung.

Eine Bedingung? rief Rosalie neugierig und stolz zugleich.

Ja, sei Sie ruhig, nicht für Sie, eine Bedingung für dort oben, sagte John, und streckte die Hand gegen Liebert's Haus.

Ah! in Beziehung auf Liebert's?

Yes!

Was iſt's?

Look, ſagte John und rückte näher zu Roſalie, Sie iſt der eiſerne Herzog — Sie kann Alles, was Sie will — Sie weiß Alles — Sie bringt Alles zu Ende. Dieſer gelbe Schnabel, der mich um mein Brod gebracht hat, muß aus dem Haus. Ja, er muß — ich muß haben meine Rache — und bald, ſonſt geht viel vor. Der alte Bull gibt ihm ſeine Tochter, wenn er nicht bald fort muß. Die kleine Grasmücke iſt in Liebe mit ihm. Der Rascal wird reich und Maſter, wo ich gedient habe — er muß fort. Sie muß machen, daß er fortgejagt wird. Das iſt die Bedingung. Hier mein Ehrenwort, mein engliſches Ehrenwort, I shall be damned, ich heirathe Sie einen Tag darauf, wenn er weggejagt iſt, wenn aus ſeiner Heirath nichts wird.

Roſalia ſtand beinahe entrüſtet auf und ging ins Haus.

John murmelte: it will do it — das wird's thun, ſtand ebenfalls auf und ging ihr ruhig nach.

Es war ziemlich ſpät und ſehr dunkel. Niemand hat ihn ins Haus und Niemand herausgehen ſehen. Aber am andern Morgen ſah man Roſalien, mit einem Hut auf dem Kopfe, Handſchuhe an den Händen und einen Regenſchirm unterm Arme, über die Wieſen der Stadt entgegen gehen. Wie ſie dahin ſchritt, ſtolz und trotzig, hatte ſie nicht die geringſte Aehnlichkeit mehr mit jener

Rosalie, die gestern Abends so traurig und gebrochen über das Geländer in den Teich gesehen, als ob sie sich hineinwerfen wollte. Aus ihren Zügen und aus einzelnen vor sich hingesprochenen Worten hätte man erkennen können, daß sie Pläne in ihrem Kopfe umherwälze, und daß diese Pläne nicht auf das Wohl des Nächsten abzielten. „Vor Allem muß ich wissen, wer er eigentlich ist," wiederholte sie, „das Andere wird dann nicht so schwer sein." Oder: „Wer ein Geheimniß hat, steht auf schwachen Füßen, und West hat ein Geheimniß — es wird leicht sein, ihn zum Fall zu bringen." Sie kam am ersten und zweiten Tage nicht zurück, und am dritten Tage erfuhr man, daß sie mit dem Stellwagen nach Prag gereist sei. „Diese Reise wird uns wieder Geld kosten," sagten die Männer, und ihre Frauen und Töchter freuten sich auf die neuen Moden, die Rosalie mitbringen werde.

Indessen verlebten diejenigen, welche die Reise Rosalien's am nächsten betraf, die glücklichsten Tage: Käthchen und Gaston, die Flittertage der Liebe. Gaston konnte an seinem Modell nicht arbeiten und mußte seine Hand pflegen; so begnügte er sich damit, die angefangenen Arbeiten in den Hütten und an den Eisenbahnen manchmal zu inspiciren; die übrigen Stunden, besonders die Abendstunden, verbrachte er in Gesellschaft von Vater und Tochter, oder wenn der Vater mit seiner Correspondenz beschäftigt war, auch nur mit der Tochter. Diese

hatte Roſalien die Kunſt, einen Verband zu machen, ſo gut abgeſehen, daß ſie nun ſelbſt Gaſton die Hand verbinden konnte; ſie glaubte bei dieſer Gelegenheit manchmal einen Druck zu empfinden, aber er war ſo leiſe, daß es ihr leichter war, ſich ihn nach einigen Minuten wieder als eine Täuſchung wegzuleugnen, obwohl ſie im Momente ſo feſt daran glaubte, daß ſie erröthete. — Es blieb auch nicht beim Verbande. Der Vater ſelbſt hatte die Idee, daß Gaſton das ſchlechte Franzöſiſch, das Käthchen von ihrem Lehrer Fiſcher nothdürftig erlernt hatte, vervollkommnen ſollte, und nun ſaßen ſie des Abends da und Käthchen las Franzöſiſch und Gaſton ſpielte den Lehrer. Wenn er nur nicht immer ſo ſanft und nachſichtig geweſen wäre! Käthchen hatte den ſonderbaren Wunſch, daß er ſich einmal gegen ſie ereifern, daß er ihr harte Dinge ſagen, daß er fühlen ſolle, wie viel er ihr zu befehlen habe. Und abſichtlich las ſie und ſprach manchmal erſchrecklich ſchlecht und mißhandelte die grammatikaliſchen Regeln auf eine empörende Weiſe. Aber Gaſton lachte nur und fand das reizend. Endlich mußte ſie es ihm doch ſagen, daß er eigentlich ein ſehr ſchlechter und gewiſſenloſer Lehrer ſei, und daß er am Beſten thäte, ihr von Zeit zu Zeit böſe Wahrheiten zu ſagen, ja, ihr harte Strafen aufzuerlegen.

Das wäre mir nicht möglich! ſagte Gaſton lachend.

Wie nicht möglich! liegt Ihnen ſo wenig daran, ob ich Fortſchritte mache oder nicht?

Außerordentlich wenig! ſagte Gaſton wieder lachend. Das iſt hübſch, daß Sie mir das offen ſagen; wie wenig Sie ſich intereſſiren, ob ich — ſie konnte nicht weiter ſprechen, ohne ihre Aufregung zu verrathen — ſie fühlte, daß wenn es ihr auch gelänge, die Thränen zurückzuhalten, ſie doch mit der Stimme weinen würde.

Sie wollte das Buch zuſchlagen, aber Gaſton hinderte ſie daran, denn ſein Mund drückte einen raſchen Kuß auf die Hand, die das Buch gefaßt hatte. Käthchen blieb bewegungslos ſitzen. Die Hand blieb wo ſie war, der Blick haftete an den Buchſtaben, die er eben zufällig nachgeſehen hatte — aber die ſchmollenden Züge des Geſichtes verwandelten ſich nach und nach in ein glückſeliges Lächeln, das wieder unbeweglich und unveränderlich ihren Mund umſpielte, als Gaſton mit zitternder Stimme und abgebrochen vor ſich hinſagte:

Nicht intereſſiren — für Sie? — für meine liebe Pflegerin? — für das holde, liebe, gute Kind? — Intereſſiren iſt ein häßliches Wort, Fräulein Käthchen — ich weiß — ich weiß ein ſchöneres —

Gaſton ſchwieg. Käthchen wußte ſehr wohl, was er ſagen wollte. „Ich weiß ein ſchöneres Wort" wollte er ſagen — ſie fühlte es ſehr wohl, und ſie forſchte mit ihrem ganzen Weſen, mit ihrer ganzen Seele, ob er das ſchönere Wort nicht ſagen werde. Aber als ob er ihre Gedanken errathen hätte, rief Gaſton: Ach, ich darf es

nicht sagen! Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne, sprang auf und eilte aus der Stube in seine Wohnung.

Käthchen war plötzlich aus ihrem Himmel gestürzt. — Das Geheimniß — lispelte sie vor sich hin — das Geheimniß ist Schuld daran, das er mir nicht gesagt hat: ich liebe Sie, ich liebe Dich. — Ach, das Geheimniß! wüßte ich nur was es ist! hätte ich nur den Muth ihn zu fragen. — Aber er liebt mich! er liebt mich!

Und sie legte beide Arme auf das Buch und die Stirne auf die Arme und träumte.

Und so allerlei glückliches träumend, faßte sie auch die verschiedensten Entschlüsse und unter anderen beschloß sie auch, ihrem Vater zum ersten Male in ihrem Leben ungehorsam zu werden. West war nicht zwei Tage im Hause, als sie schon ihrem Vater Andeutungen über seinen falschen Namen gemacht und ihn zu bewegen suchte, den Fremden, über den Niemand Auskunft zu geben wußte, über seine Vergangenheit, vor Allem aber über seinen eigentlichen Namen zu befragen. Herr Justinus Liebert aber hatte solche Zumuthungen von sich gewiesen und Käthchen aufs Strengste geboten, das Geheimniß zu ehren und ihre Neugierde zu unterdrücken. — Nun aber nahm sie sich vor, West bei erster Gelegenheit geradeheraus nach Allem, was sie wissen wollte, zu fragen. Es schien ihr, daß jetzt die Verhältnisse und die Lage der Dinge anders seien, und daß sie nach dem Kusse auf ihre Hand und nach seinen so zärtlich ge-

ſtammelten Worten, ein Recht habe, ihn offen zu fragen. Sie überredete ſich ſogar, ihm das ſchuldig zu ſein.

Aber Gaſton gab ihr in all' den folgenden Tagen nicht die geringſte Gelegenheit zur Ausführung ihres Entſchluſſes. Er wich ihr offenbar aus. Seine Hand, ſo ſagte er, war ſo weit geheilt, daß er wieder arbeiten konnte und ſo verbrachte er die Tage in den Hütten, die Abende in ſeiner Stube, wo er Pläne zeichnete. Nur bei Tiſche bekam ihn Käthchen zu ſehen, und da konnte ſie ihn wegen der Gegenwart des Vaters nicht fragen. — Er ahnt etwas — dachte Käthchen — er will nicht gefragt ſein — er hat alſo gewichtige Urſachen ſich zu verbergen. — Faſt wäre ſie ihm böſe geworden, aber er ſchlich noch trauriger umher als ſie, und wenn ſie ihn ſo traurig ſah, hätte ihr das Herz brechen mögen und ſie verzieh ihm alle dieſe Verbrechen, die ſie ihm in ihren Grübeleien nach den Urſachen ſeines Incognitos angedichtet hatte. Er leidet vielleicht für Andere und trägt großmüthig die Folgen fremder Schuld. Wie gerne würde ſie ihm ſelbſt tragen helfen. Aber dieſe Ungewißheit ertrug ſie nicht länger. Und wieder, iſt es nicht ein wahres Verbrechen dieſem edlen, offenen, ſo lieb traurigen Geſichte zu mißtrauen? — Aber das iſt's ja eben, die Verbrecher ſehen nicht ſo arg aus, wie ſich's Kinder vorſtellen — um zu täuſchen muß man täuſchend ausſehen und Roſalie ſagt, die gefährlichſten Abenteurer ſehen am liebenswürdigſten aus, Roſalie hat ihr ſo viele,

wahrhaft ſchreckliche Beiſpiele erzählt. Das Endergebniß dieſer innern Kämpfe war, daß ſie Gaſton vertrauen, und daß ſie ihn auch fragen wolle. Nur bis Sonntag ſollte es ihm gelingen, ſich ihr zu entziehen. Sonntag ſollte ein Feſt gefeiert werden. — Das untere Dorf des induſtriellen Flecken bekam Marktgerechtigkeit und einen eigenen Namen. Es wird Carolinenthal genannt werden, nach dem Namen und zu Ehren der regierenden Kaiſerin. Das Alles hatte Herr Liebert durchgeſetzt und er ſollte erſter Bürgermeiſter von Carolinenthal werden. — Große Meſſe, großes Gaſtmahl, Tanz, Feuerwerke, Waſſerfahrten ſollten dieſes Feſt verherrlichen. Gerade im Lärm und Gedränge wird es ihr leicht ſein, ſich mit Gaſton unbelauſcht zu beſprechen.

Dieſen Grübeleien, ſolchen Gedanken verfallen, war ſie wenig geeignet, ſich mit den Vorbereitungen zu dem großen Feſte zu beſchäftigen. Roſalie hatte ihr nie ſo gefehlt, wie jetzt. Aber wo war Roſalie?

Roſalie war verſchwunden, wie vom Erdboden verſchlungen. Tag auf Tag verging, aber keiner brachte Nachricht von ihrem Aufenthalte, von ihrem Thun und Treiben. Im Club war es ſtill. Suſi ſaß in der Stube und verkaufte Tabak; bis ſpät in die Nacht ſaß der Engländer auf der Bank vor dem Hauſe, ließ ſich die Liqueurvorräthe Roſalien's ausliefern, trank, rauchte und erwartete Roſalien's Ankunft. So oft er ſich nach Mitternacht erhob, um mit ſchweren Schritten ſeiner jetzigen

Wohnung im Wirthshauſe entgegen zu taumeln, murmelte er: Noch nicht da — devilish woman! — wo ſteckt ſie? — was treibt ſie? — was wittert ſie aus? — die kommt nicht eher, als bis ſie eine Neuigkeit mitbringt, die man brauchen kann. Devilish woman! Capital woman! — Was thut nicht ſo ein old girl um zu heirathen. Devilish woman! Capital woman!

Erſt in der letzten Nacht vor dem großen Tage, der dem Flecken einen eigenen Namen, Marktgerechtigkeit und einen Bürgermeiſter bringen ſollte, wanderte Roſalie von der Stadt her ihrer Heimath zu. Ihre lange Geſtalt zeichnete ſich, wie ſie über den Berg ſchritt, an dem klaren Sommerhimmel ſo ſcharf und deutlich ab, daß ſie Herr Liebert, der in ſeiner Pritſchka hinter ihr herfuhr, ſchon aus weiter Ferne erkannte. Sie kam ihm etwas geſpenſterhaft vor, wie ſie ſo allein durch die Nacht dahinſchritt, auf dem Berge ohne Hintergrund doppelt lang erſcheinend. Trotz der Verſpätung, da ihn die auf den morgigen Tag bezüglichen Geſchäfte zu lange in der Stadt aufgehalten, hatte er, über allerlei nachdenkend, ſein Pferd langſam gehen laſſen, jetzt trieb er es an, um Roſalien zu erreichen.

Potz Tauſend Roſalie! noch ſo ſpät auf den Beinen?

Roſalie ſah ſich überraſcht um und ſagte: Biſt Du es Liebert? mit einem Tone, als ob ſie hinzufügen wollte: ſonderbar, ich habe eben an Dich gedacht.

Ich bin überzeugt, fuhr Herr Liebert fort, daß Du

Dich bei Deiner Schweſter, bei Frau Fiſcher, ſo lange verweilt haſt.

Nein! erwiderte Roſalie kurz.

Biſt Du ihr noch immer böſe? Roſalie, ſchau, das iſt nicht hübſch von Dir, ich habe ſie beſucht, die arme Marianne iſt krank, ich glaube ſehr krank. Roſalie, es iſt Deine einzige Anverwandte!

Liebert! rief Roſalie, Du haſt was anders zu thun, als mir Moral predigen. Ich thue und laſſe, was mir beliebt. Mit meiner Schweſter laß mich in Ruh; ich will nichts von ihr wiſſen.

So ſprechend wandte ſie ſich, um weiter zu gehen.

Nun, wie Du willſt Roſalie, ſagte Herr Liebert begütigend, wir wollen nicht weiter davon ſprechen. Aber Du könnteſt einſteigen, ich will Dich nach Hauſe bringen.

Danke! habe gute Beine! erwiderte Roſalie, und ging emporgehaltenen Kopfes und wie um ihre Worte zu bekräftigen, ſtrammen Schrittes vorwärts.

Herr Liebert murmelte einen leiſen Fluch, gab ſeinem Pferde die Peitſche, und fuhr im Galopp an ihr vorbei.

Auf ihrem Hofe angekommen, fand ſie daſelbſt den Engländer. Ah, Miß Roſalie! rief er überraſcht, da iſt ſie! Well, was Neues! Hat Sie was?

Ich habe genug! ſagte ſie trocken, ſchritt an ihm vorbei und ins Haus, das ſie hinter ſich verſchloß.

Sie hat genug! Devilish woman, indeed!

VI.

Wir wollen den Tag der großen Festlichkeiten nicht erst beschreiben. Mit wenig Phantasie kann sich das der Leser alles selbst ausmalen: wie nach der Messe der eigens zu diesem Zwecke delegirte Kreiscommissär zwei Actenstücke vorlas: das erste, wonach der Flecken für ewige Zeiten Carolinenthal genannt sein sollte; das zweite, wonach ihm für ebenfalls ewige Zeiten das Recht gewährt werde, alljährlich zwei Märkte zu halten. Wie sich nach Verlesung des ersten Schriftstückes unter Tusch und großem Jubel über dem Giebel des Liebert'schen Hauses eine große Fahne entfaltete mit der Inschrift auf der einen Seite: An Gottes Segen ist alles gelegen, und auf der andern Seite: Vivat Carolinenthal! Wie dann Herr Justinus Liebert als erster Bürgermeister des Marktfleckens proclamirt wurde und hierauf sämmtliche, zahllose Gäste, und nach ihnen die Arbeiter aus

den Gruben und Hütten in festlichen Kleidern ihre Glückwünsche abstatteten. Dann wurde von einem Ausrufer der erste Markt als eröffnet erklärt und die Leinwand fiel von allen Buden, die die drei Bassins entlang und auf den Dämmen zwischen denselben und überall zwischen den Häusern aufgeschlagen waren, und viele ländliche Herrlichkeiten jeglicher Art wurden sichtbar.

Aus der ganzen Umgegend waren Neugierige herbeigeströmt und das Volk drängte sich zwischen den Buden als wäre es die Leipziger Messe. Nun begann nach den Instructionen ihres Vaters Käthchen ihren Rundgang. Er hatte ihr die Börse mit Gold gefüllt und ihr aufs angelegentlichste empfohlen, Alles auszugeben, damit der erste Markttag gut ausfalle und die Krämer zufrieden seien. Von allen ihren Freundinnen umgeben, von Töchtern des Ortes und der Stadt, ging sie von Bude zu Bude und kaufte in jeder, was ihr gefiel und theilte mit vollen Händen aus. Da hatte sie manche Freude — aber Stunde auf Stunde verging, und was sie von diesem Tage gehofft hatte, ging nicht in Erfüllung, denn das Füllhorn ihrer Freigebigkeit, das sie wie eine Fortuna trug, war Ursache, daß sie nicht einen Augenblick allein blieb und Gaston in dem Gedränge nur von Zeit zu Zeit und aus weiter Ferne zu Gesichte bekam. Auch ihm waren von Herrn Liebert für diesen wichtigen Tag so viele Geschäfte anvertraut, daß, wenn er auch

gewollt hätte, er mit Käthchen kaum ein Wort hätte wechseln können.

Nach dem Besuche auf dem Markte kam das große Gastmahl im Liebert'schen Hause, wo Käthchen allein die Honneurs machen mußte. Im Drange der Geschäfte hatte ihr der Vater gar nicht gesagt, daß Rosalie von ihrer Reise zurückgekehrt sei, und diese ließ sich nicht sehen.

Und so wurde es Abend, das Gastmahl verlängerte sich und es kam nicht einmal zum Tanze, der doch auch auf dem Programme stand, und auf den sich Käthchen so sehr gefreut hatte. Gaston hätte ja doch mit ihr tanzen müssen — da hätte sie vielleicht Gelegenheit gefunden, mit ihm zu sprechen und das ganze glückliche Gefühl, das sie damals empfunden, als sie das erste Mal mit ihm tanzte, hätte sich wohl wieder eingestellt. Das hoffte sie mit Zuversicht, wie eine Erlösung aus ihrer Bangigkeit. Nun war auch damit nichts. Sie wollte fast verzagen, während sie mit aller Welt freundlich sein und, dem Tage angemessen, fröhlich erscheinen mußte.

Da man erst spät vom Tische aufstand, sollte unmittelbar darauf das Feuerwerk folgen, und da war Gaston vollends unsichtbar, denn das Feuerwerk stand ganz unter seiner Leitung.

Die Gäste und vieles Volk versammelten sich im dunklen Hofe vor dem Liebert'schen Hause; diesem gegenüber aber lagen die Liebert'schen Gärten, auf dem Abhange,

der vom oberen Dorfe in das Thal führte. Herr Liebert hatte dieſen Abhang in Terraſſen abtheilen und die Terraſſen bepflanzen laſſen. Vor grünen Wänden ſtanden weiße Statuen; auf der mittleren Terraſſe öffnete ſich eine Grotte, mit Bänken und einem kleinen Springbrunnen. Alles das ſollte bengaliſch beleuchtet werden, wovon man ſich einen großen Effect verſprach, beſonders vom Liebert'ſchen Hofe aus. Die Pracht mußte aus einiger Entfernung geſehen werden; es durfte darum Niemand in den Garten, in welchem Gaſton mit ſeinen Arbeitern beſchäftigt war, und vor deſſen Thüren Fleiſchmann als Wächter ſtand und unbarmherzig jeden Neugierigen zurückwies. Käthchen ſtand mit unter den Neugierigen, die ungeduldig warteten. Plötzlich erkannte ſie bei einem vorbeigetragenen Lichte Gaſton, der in der Grotte beſchäftigt war. Jetzt iſt er allein! dachte ſie, und drängte ſich durch die Menge der Gartenthüre zu. Fleiſchmann grinste ſie freundlich an, und ließ die Tochter vom Hauſe ohne Anſtand durch. Nachdem ſie einige Schritte im Garten gemacht, rief ihr Fleiſchmann nach: Herr Weſt iſt in der Grotte. Sie ſtutzte und wollte umkehren. Weiß man ſchon, daß ich ihn liebe? dachte ſie. Mögen ſie, fügte ſie raſch in Gedanken zu, und ſchritt weiter, unter dem Schutze der Geſträucher und des Dunkels der Nacht.

Sie nahm ihren ganzen Muth zuſammen und beſchloß, ſo wie ſie jetzt gerade auf Gaſton losging, gerade

ſo und ohne Umwege, die Frage an ihn zu richten, die ihr ſo am Herzen lag. Sie fühlte, daß, wenn ſie ſich in ein Geſpräch einließe, ſie den Muth wieder verlöre, und wußte, daß ihr nicht viel Zeit übrig blieb.

So entſchloſſen ſtand ſie in der Grotte. Gaſt —, Herr Weſt! ich bin es! rief ſie mit zitternder Stimme.

Fräulein Käthchen, rief er dagegen überraſcht, und ſtreckte unwillkürlich ſeine Hand nach der ihrigen aus.

Sie ließ ſie ruhig faſſen und ſagte: Herr Weſt, ich habe zwei Worte mit Ihnen zu ſprechen. Warum haben Sie ſich all die Tage nicht ſehen laſſen? Sind Sie böſe?

Ich Ihnen böſe, Fräulein! rief Gaſton, und drückte ihr die Hand.

Nun, wenn Sie nicht böſe ſind, beantworten Sie mir ſchnell dieſe Fragen: Wer ſind Sie? Wie heißen Sie? Welches iſt das Geheimniß, das Sie drückt?

Mein Fräulein! rief Gaſton beſtürzt, und ließ ihre Hand fahren.

Käthchen legte die Hand auf's Herz und ſagte mit zitternder Stimme: Gewiß, ich frage nicht aus alberner Neugierde. Glauben Sie mir, Herr Weſt, aber ich muß es wiſſen, ich kann ſonſt — Es lag ſo viel Traurigkeit im Tone dieſer Worte, daß Gaſton die Thränen in die Augen traten. Er faßte wieder ihre Hände und ſage: Fräulein Käthchen, in einem Augenblicke wird die Grotte beleuchtet ſein, wenn Sie die Leute hier ſähen

— ich kann Ihnen jetzt nichts ſagen — ein anderes Mal — ich muß fort, daß man mich nicht mit Ihnen ſehe.

Nach dieſen haſtig ausgeſprochenen Worten eilte er aus der Grotte und verſchwand in der Nacht. Käthchen zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. Gaſton, Gaſton! liſpelte ſie vor ſich hin, als ob ſie ihn riefe, und wollte ſich anſtrengen, um aus der Grotte zu kommen. Eben wollte ſie den erſten Schritt machen, als ſie ſich am Arme gefaßt fühlte und ihr dieſe Worte in's Ohr geſagt wurden: Du willſt wiſſen, wer er iſt, ich kann es Dir ſagen.

Roſalie! rief Käthchen, die die Stimme erkannte, Du hier?

Ja, ich, ſprach Roſalie haſtig weiter, ich weiß es, wer er iſt: Ein Verbrecher iſt er, ein Verbrecher aus verbrecheriſcher Familie, die nicht in ihr Vaterland zurück darf, die aus Frankreich gejagt iſt, es iſt gewiß, daß er einen falſchen Namen trägt.

O Gott! ſeufzte Käthchen.

Und noch etwas, fuhr Roſalie fort, verlobt iſt er und hat ſeine Braut ſitzen laſſen. Siehe zu, daß ihn Dein Vater ſobald als möglich, aus dem Hauſe jage.

Ach, Roſalie, hilf mir, ſeufzte Käthchen, aber Roſalie war ſchon davon geeilt.

In dieſem Augenblicke wurde der Garten mit Statuen und Grotte in den hellſten roſigen Tag getaucht. Ein Schrei der freudigſten Ueberraſchung erhob ſich aus

der gedrängten Masse der Zuschauer. Nachdem die Blicke im Garten, von Winkel zu Winkel, von Statue zu Statue geirrt waren, concentrirten sie sich auf der Grotte, die mit der Statue im Hintergrunde einen besonders schönen Effect machte, und da jauchzte ein Theil des Publikums auf, als es auf der Bank in der Grotte Fräulein Liebert in dieser herrlichen Beleuchtung so schön ausgestreckt und unbeweglich daliegen sah. Man sagte sich schnell, das sei wohl ein lebendiges Bild nach der neuesten Mode, das Herr Liebert seinen Gästen zum Besten gebe, und viele Hände regten sich, um städtisch zu applaudiren. Im Lärm des Applauses hörte man den Angstschrei des Vaters nicht, und da es gleich wieder Nacht wurde, sah man auch Gaston nicht, der über die Blumenbeete der Grotte zustürzte.

Als er Käthchen am Fuße der Terrasse auf seinen Armen dem Vater entgegentrug, war das Mädchen wieder zu sich gekommen und es war ihm wohler und leichter, als einem sonst nach einer Ohnmacht zu sein pflegt. Auf seinen Lippen brannte ein Kuß und in seinen Ohren und in seinem Herzen widerhallten noch die Worte: Käthchen, mein Engel, ma bien aimée, nur etwas Vertrauen, nur noch wenige Tage.

VII.

Am andern Morgen ging Herr Liebert mit seiner Tochter in der oberen großen Stube Arm in Arm auf und ab. Sie war etwas bleich und er betrachtete sie mit Besorgniß. Von Zeit zu Zeit streichelte er ihr die Wangen oder drückte ihren Arm und sagte: Du hast Dich gestern zu sehr angestrengt, das war Alles, Du arbeitest zu viel, mein Käthchen, Du mußt mir nicht mehr ohnmächtig werden, das schickt sich nicht für eine Jungfrau vom Lande.

Käthchen beantworte die Liebkosuugen nur mit Lächeln. Ihre Gedanken — die Gedanken siebzehnjähriger Töchter, wie undankbar sind sie väterlichen Liebkosungen gegenüber — ihre Gedanken waren offenbar anders beschäftigt. Manchmal öffnete sie die Lippen, sagte aber nichts. Der Vater bemerkte es. Du willst was sagen, Käthchen, sprich, sieh, jedes Verschweigen macht mir nach dem gestrigen Unfall Sorgen.

Mein guter Papa, es iſt nichts, was uns beide anginge.

Wen ſonſt?

Herrn Weſt!

Nun, ich glaube, wir beide ſind ihm gute Freunde.

Käthchen ſchwieg wieder.

Papa!

Nun mein Kind?

Man ſagte mir geſtern, Gaſton ſei ein Verbrecher! — ſtieß Käthchen raſch hervor.

Sie ſtanden eben am Fenſter. Gaſton trat aus ſeiner Wohnung und wollte offenbar herüber kommen; doch blieb er gedankenvoll auf ſeiner Schwelle ſtehen.

Mein Kind, ſagte Herr Liebert, ſieh ihn an — ſo ſieht kein Verbrecher aus.

Nicht wahr Papa, ſo ſieht kein Verbrecher aus! — rief Käthchen und ſchlang beide Arme um den Hals ihres Vaters, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen drangen.

Der Vater ſah ſie gerührt an und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Deſſen kannſt Du ſicher ſein, mein Käthchen, fuhr Herr Liebert fort, ſo ſieht kein Verbrecher aus. Es iſt gewiß, daß Weſt ein Geheimniß hat, aber ſieh, ich habe ſo großes Vertrauen in ihn, daß ich ihm meine Tochter zum Weibe geben möchte — und ich bin gar nicht

gewillt, mein Käthchen dem erstenBesten an den Hals zu werfen.

Käthchen sah nicht auf, aber sie drückte ihren Kopf an die Brust des guten, vertrauensvollen Vaters, und er legte die Hand wie segnend auf dieses geliebte Haupt.

So standen sie, als Gaston eben in's Haus treten wollte und als vor der Thüre plötzlich ein eleganter Reisewagen hielt.

Herr Liebert öffnete das Fenster, um den Besuch zu erkennen; sah aber bald, daß der Besuch nicht ihm galt, sondern Gaston.

Aus dem Wagen sprang ein junger Mann in leichter, modischer Reisekleidung, der kaum den Boden berührte, als er sich schon Gaston in den Armen warf.

Ah Gaston, theurer Gaston, da habe ich Dich ja gleich — rief er in französischer Sprache, que le diable l'emporte, in welchen Winkeln der Erde muß ich Dich aufsuchen. Nun und wie geht es Dir? — Herrlich siehst Du aus, c'est-à-dire, von Gesicht — Deine Toilette ist scheußlich. Du siehst ja aus wie ein Ouvrier! Mein Gott, wenn Dich Deine Schwiegermutter so sähe, die ganze Perrücke vom Boulevard des Gants würde sie sich ausraufen.

Das und noch vieles Andere sprudelte so rasch aus dem Munde des Franzosen, daß Gaston kaum Zeit hatte, ihm zu antworten. Vater und Tochter, die unfreiwillige Zuhörer und Zuschauer waren, lachten anfangs über das

ſonderbare, bewegliche Weſen des Fremden, aber bei Erwähnung der Schwiegermutter zuckte Käthchen zuſammen und runzelte auch Herr Liebert die Stirne.

Gaſton lud ſeinen Gaſt ein, ihm in ſeine Wohnung zu folgen. Aber der Fremde ſträubte ſich. Du mußt gleich mit mir fort!.. rief er — weißt Du warum ich gekommen bin? Um Dich todt zu ſtechen! Parole d'honneur, theurer Gaſton, um Dich todt zu machen. Du wirſt doch noch nicht ſo weit encanaillirt ſein, um Dich von einem Gentilhomme, wie ich bin, mit Vergnügen todt ſtechen zu laſſen? — Aber vorher mußt Du noch Deine Schwiegermutter geſehen haben. Sie iſt mit mir gekommen, ſie erwartet Dich hier in dem Neſte, in der nächſten Stadt — hol der Teufel die böhmiſchen Namen — hier in der Stadt. Schöne Stadt ma foi! Komm! Wir müſſen gleich fort!

Laſſe mich doch erſt etwas Toilette machen, bat Gaſton.

Nein, nein! rief der Fremde, die alte Douarière muß Dich ſo ſehen, das gibt einen Hauptſpaß, als Ouvrier verkleidet muß ſie Dich ſehen.

Gaſton dachte einen Augenblick nach; dann ſagte er: Ja, es iſt beſſer, daß ſie mich ſo ſehen! C'est impayable! — jubelte der Franzoſe — komm, ſteig ein.

Ich muß mich noch von meinem Herrn verabſchieden, ſagte Gaſton, indem er ins Haus ging.

Von ſeinem Herrn! de son maitre! Es iſt zum

Todtlachen, als ob er von Charles X. spräche! rief der Franzose immer lachend und stieg wieder in den Wagen.

Als Gaston in die Stube trat, fand er Herrn Liebert allein. Die Reden des Fremden hatten Käthchen so aufgeregt, daß sie nicht glaubte, sie könne sich vor Gaston sehen lassen, und der Vater, ohne sie weiter zu fragen, oder ein Wort über ihre Aufregung zu sagen, hatte sie selbst in ihr Zimmer geführt.

Sie wollen verreisen, rief er Gaston mit heiterem Gesichte zu.

Auf einige Stunden, vielleicht auf einige Tage, es ist möglich, daß ich nach Prag muß, zu meinem Vater.

Gut! reisen Sie glücklich, kommen Sie wohl zurück.

Herr Liebert!

Lieber West?

Ich wollte eben, als der Fremde eintraf, zu Ihnen herüber kommen, um mit Ihnen über einen gewissen Gegenstand zu sprechen.

Nun — und?

Nun denke ich, ich werde ausführlicher und besser mit Ihnen sprechen können, wenn ich zurückkomme.

Lieber West, Sie kommen mir eigenthümlich vor. Wozu sagen Sie mir das? Sie werden mich also über Ihren Gegenstand sprechen, wenn Sie zurückkommen.

Ich wollte Sie nur bitten, dieses dem Fräulein Käthchen zu sagen.

Sehr wohl! sagte Herr Liebert und sah den jungen

Mann dankbar an und reichte ihm die Hand. Reisen Sie glücklich!

Gaston faßte seine Hand und drückte sie heftig. Er wollte sprechen, konnte aber nicht. Herr Liebert, der ihn immer so ruhig und besonnen gesehen, war gerührt, wie er endlich die Worte hervorstammelte: Ich gehe, um mit einer ganzen Vergangenheit definitiv zu brechen!

Nach einer Minute entführte der Wagen die beiden jungen Männer. Sogleich nahm der Franzose wieder das Gespräch auf. Farceur va! wir wissen Alles, was vorgeht, sagte er.

Natürlich, antwortete Gaston, ich habe ja dieser Tage meinem Vater geschrieben und ihm Alles mitgetheilt.

Ah bah! wir wußten Alles früher und ausführlicher.

Habt Ihr mir Spione nachgeschickt? fragte Gaston verdrießlich.

Nein, der Spion hat sich freiwillig eingestellt. Sprich, Gaston, womit hast Du Dir eine alte Jungfer zum Feind gemacht?

Eine alte Jungfer?

Uralt wie Methusalem — nota bene für eine Jungfrau — für eine Matrone, je ne dit pas. — Eine sonderbare Creatur! — Hier in dieser kleinen Bergstadt hat sie nicht ausfindig machen können, wer Du bist, der Bergrath, den sie durch eine Beamtenfrau anbohren ließ, hat sich brav gehalten und Dich nicht verrathen. Aber sie muß doch irgend einen Anhaltspunkt erwischt haben,

und lief nach Prag, und trieb ſich da unter der Dienerſchaft der ganzen franzöſiſchen Geſellſchaft herum, bis ſie es heraus hatte. Deinen Vater wußte ſie in ſeiner Dachſtube auf dem Maltheſerplatze aufzuſtöbern, und nachdem ſie dem alten Marquis ihren Beſuch gemacht, erfreute ſich auch die alte Comteſſe ihrer Aufwartung. Vom Bedienten Deines Vaters hat ſie es herausgelockt, daß Du eigentlich mit der kleinen Comteſſe verlobt biſt. Sie hat Dich und Deine Liebe mit einer Leidenſchaft denuncirt, daß es eine Freude war, ſie anzuhören.

Gaſton ſchüttelte den Kopf. Er begriff nicht, wie irgend Jemand in der Gegend ein Intereſſe haben konnte, ſeinen Namen auszuſpähen und ſeine Liebe zu Käthchen, die er für ein Geheimniß hielt, wem immer zu denunciren.

Die aber dieſes Intereſſe hatte, ſtand, während dieſes Geſpräch ſtattfand, auf der Höhe des Dammes und ſah dem Wagen nach. Sie hatte ihn gleich dieſen Morgen bei ſeiner Ankunft geſehen; denn ſeit ihrer Rückkehr wartete ſie, daß irgend etwas von Prag aus geſchehe. Als der Wagen aber bei Liebert in den Hof fuhr, war Lord John bei Roſalien und jauchzte auf, da dieſe ſagte: Es hat gewirkt! Ich glaube, Herr Gaſton wird entführt.

Roſalie ſah ihn über die Schulter an und ging hinaus auf ihre Warte. Als der Wagen der Stadt zufuhr, ſtrich ſie ſich mit beiden Händen über die Stirne. Wenn er mit im Wagen ſitzt, ſagte ſie vor ſich hin, dann wird dort oben geweint. Und ſie ſah zu Liebert hinauf; auf

dem Wege dahin blieben ihre Augen an dem Geländer haften, an dem sie sich vor einiger Zeit so weich und gut gefühlt hatte. Sie sah wieder weg und dem Wagen nach, bis er hinter dem Hügel verschwand, dann blieb sie noch dastehen, starr und unbeweglich wie eine Bildsäule, nicht mehr herrschend und herausfordernd wie ehemals, immer die Augen dem Wege nach der Stadt zugewendet.

Lord John kam und fragte, ob West in den Wagen gesessen?

Ich weiß es nicht! antwortete Rosalie, ohne ihn anzublicken und in einem barschen Tone, daß er nicht den Muth hatte, weiter zu fragen.

Aber das ist ja das Wichtigste — in der That — murmelte Lord John — das muß ich wissen, das muß ich! — Ich laufe dem Wagen nach bis in die Stadt — in der That! —

In der That machte er sich auf und eilte dem Wagen nach. Er war so eilig, daß er kaum den Mann bemerkte, der ihm gemessenen und vorsichtigen Schrittes auf dem Wege nach der Stadt entgegenkam. Auch Rosalie, die doch in dieselbe Richtung sah, bemerkte zuerst den Mann nicht, so gedankenlos, zerstreut, oder vertieft starrte sie vor sich hin. Sie bemerkte ihn erst, als er vom Wege abbog und den Wiesenpfad einschlug.

Die schlanke Gestalt in dunkler Tracht hob sich sehr bemerklich von dem Wiesengrunde ab. Rosalie fuhr

zurück, als ihr Auge zufällig auf dem Manne haften blieb. Sie glaubte sich zu täuschen, und sah aufmerksamer hin, und sah, daß der dunkle Mann etwas Weißes sehr vorsichtig auf beiden Armen trug, daß er manchmal mit Sorgfalt auf das weiße Packet niedersah, manchmal stehen blieb und etwas ordnete.

Sie bog den Kopf vor und hielt die Hand wie einen Schirm vor die Augen, die sie zusammenzwickerte. Es ist Fischer! Bei Gott, es ist Fischer! murmelte sie. Was will er? Was bringt er da? Er geht wohl zu Liebert's.

Aber er bog nicht den Pfad ein, der zu Liebert's führte, sondern den andern Wiesenpfad rechts, der zu Rosalien führte.

Er kommt zu mir! was will er von mir? Habe ich ihm nicht mein Haus verboten! rief sie, während ihr altes Gesicht erröthete.

Sie lief ins Haus zurück und setzte sich hinter den Tisch an die Arbeit. Aber die Nadel zitterte in ihrer Hand.

Nach wenigen Minuten ging Fischer am Fenster vorbei, immer mit dem Packet auf beiden Armen, und gleich darauf pochte es unten an der Thüre, wie wenn man mit dem Fuße klopft. Rosalie sagte nicht herein und rührte sich auch nicht vom Platze.

Rosalie öffne, rief es von draußen, ich kann nicht, ich kann meine Hände nicht brauchen.

Aber Rosalie antwortete nicht und blieb auf ihrem

Platze sitzen. Da hörte sie, wie die Klinke ungeschickt gehoben und sah, wie die Thüre mit dem Fuße aufgestoßen wurde.

Fischer trat ein mit dem Packete auf dem Arme.

Ich bin es, Rosalie, sagte er etwas schüchtern.

Die Angeredete stand auf, warf den Kopf zurück und sah ihm zornig ins Gesicht. Aber da bemerkte sie eine so tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit auf seinen Zügen, daß sie vor Schrecken zusammenfuhr.

Was ist? was ist geschehen? fragte sie milder und sah zu Boden.

Deine Schwester, Marianne, ist todt, sagte Fischer und seine Thränen stürzten auf das geheimnißvolle Ding, das er immer auf den Armen hielt.

Todt! — wiederholte Rosalie kaum vernehmbar. Sie taumelte zurück. Ihr Kopf fiel an das Fensterkreuz und so angelehnt, halb mit dem Gesichte nach Außen gekehrt, blieb sie stumm und unbeweglich stehen. „Todt!" murmelte sie von Zeit zu Zeit ohne aufzublicken, ohne sich zu bewegen. Fischer sah sie prüfend an und dachte: Es ergreift sie tiefer, als ich erwartet habe.

Aber seine Aufmerksamkeit wurde von Rosalie ab und auf die Hüllen von Kissen und Tüchern auf seinen Armen gelenkt. Da drin fing es an sich zu regen und wurde die Stimme eines kleinen Kindes laut. Fischer legte seine Last auf den Tisch und entfernte ein Tuch, das über das ganze Packet gebreitet war. Die Kissen

öffneten ſich und ein Säugling von einigen Monaten, ein Knäblein, ſtreckte Füße und Hände in unbeholfenen Bewegungen in die Luft.

Ihr Kind! rief Roſalie, und ſah es vom Fenſter aus mit ſtarren Augen an, ohne ſich zu regen.

Ja, ihr Kind — ſagte Fiſcher — ich bringe Dir das arme, verwaiſte Würmlein. Bei mir wäre es ſchlecht aufgehoben. Den ganzen Tag verbringe ich in der Schule und mit Stundengeben; ich kann es keiner Wärterin anvertrauen — Du wirſt es gut pflegen — bei Dir wird es gut aufgehoben ſein, deß bin ich gewiß.

Roſalie antwortete nicht und regte ſich noch immer nicht. Aber da Fiſcher anfing ſich mit dem Kinde zu beſchäftigen, es zurecht zu legen und ſeinen kleinen Anzug und die Kiſſen neu zu ordnen, Alles mit jener Ungeſchicklichkeit, die die Männer in ſolchen Fällen auszeichnet, war es, als könnte Roſalie dergleichen nicht mitanſehen. Sie raffte ſich zuſammen und näherte ſich dem Tiſche.

Wer wird denn ein Kind ſo anfaſſen! rief ſie halb zornig und wollte es ſelbſt aus dem Kiſſen heben, aber in demſelben Augenblicke fiel ſie mit dem Geſichte in die Kiſſen und fing laut zu ſchluchzen an, indem ſie dem Kinde die kleinen, ſtrampelnden Füßchen küßte.

Aber bald faßte ſie ſich wieder und mit eben ſo barſchem Tone wie vorhin, rief ſie: Wer wird das Kind ſo hinlegen auf den Tiſch! Sie nahm es ſammt dem Kiſſen und trug es in ihr Bett, wo ſie es ganz enthüllte

und ſich damit zu ſchaffen machte. Das ſchöne Kind! murmelte ſie, das ſchöne Kind! und dann lauter, ohne ſich zu Fiſcher zu wenden: die Wäſche hier im Tuche, iſt das alles?

Alles! wiederholte Fiſcher.

Nun, das iſt nicht viel!

Nach dieſen Worten lief ſie in den Hof und rief einem der gegenüberſtehenden Häuſer zu: Suſi! Suſi! und kam ſogleich wieder in die Stube und an's Bett zurück. Nach einigen Minuten erſchien Suſi. Sie betrachtete Fiſcher mit erſtaunten Augen und mit noch mehr Erſtaunen das Kind auf dem Bette. Sie fing zu fragen an und verlangte Erklärungen. Roſalie verwies ihr alles Geſchwätz und befahl ihr nur auf das Kind zu achten und ſich an das Bett zu ſetzen. Dann ging ſie an einen Schrank und holte allerlei Leinen hervor, das ſie auf dem Tiſche ausbreitete und muſterte, dann ging ſie zwiſchen dem Tiſche und dem Bette hin und her und nahm das Maß. Ihre frühere Arbeit warf ſie unter den Tiſch und nach kurzer Zeit war ſie in Meſſen und Zuſchneiden ſo vertieft, daß ſie Fiſcher's Gegenwart und ſelbſt das Kind, überhaupt alles Andere vergeſſen zu haben ſchien. Fiſcher ſtand noch immer, da ihn Roſalie nicht ſitzen geheißen hatte, und ſah ihrem eigenthümlichen Gebahren mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Seine kummervollen Züge nahmen nach und nach einen getröſteteren Ausdruck an, denn er dachte, mein Kind iſt

hier gut aufgehoben. Mit einer Hand auf den Tisch gestützt, beobachtete er, wie sich unter Rosalien's Scheere die Bruchstückformen zu Leibchen, Hemden und anderem Kinderzeuge entwickelten. So verging Viertelstunde nach Viertelstunde. Mit einem Male rief Rosalie: Aber mein Gott, das arme Kind muß ja hungern! Ich alte Nähmamsell habe zuerst nur an die Wäsche gedacht. Sie sprang auf und eilte in die Küche. Fischer lächelte, und heiterer als er gekommen war, verließ er das Haus, um Herrn Justinus Liebert, seinen ehemaligen Brodherrn zu besuchen und ihm seinen schmerzlichen Verlust anzukündigen.

Rosalie gab dem Kinde zu essen und lief mit ihm in der Stube auf und ab, wenn es weinte. Dann saß sie wieder an der Arbeit und nähete ohne aufzusehen, mit unermüdlichem Eifer. Sie wollte durch nichts gestört sein, selbst nicht durch Susi's Fragen, die zu wissen wünschte, wie das alles gekommen und vor Neugierde fast verging. Nur wenn das Kind sich regte, stand Rosalie auf. Sie hörte seine geringste Bewegung, jeden Laut, den es von sich gab. Manchmal blieb sie betrachtend und in Gedanken vertieft davor stehen und murmelte unverständliche Worte. Man soll sehen, welche gute Mutter ich sein kann! rief sie mit einem Male und kehrte wieder an ihre Arbeit zurück. Ihre Arbeit ging, so zu sagen, schneller als die Zeit. Schon lag ein Hemdchen fix und fertig da. Sie betrachtete es mit Wohlgefallen; dann

nahm ſie das Kind auf ihren Schooß, um zu ſehen, ob es ihm auch paſſe. Du ſiehſt ja aus, wie ein Prinz; rief ſie und drückte es in ihre Arme.

Da ſtürzte Lord John, erhitzt, mit rothglühendem Geſichte in die Stube. Bin ich gelaufen! bin ich! rief er noch athemlos. Bis in der Stadt bin ich geweſen — bis in der Stadt! Be damned — Sind ſie zugefahren! Aber Weſt war mit — er war, indeed! Miß Roſalie, er war! indeed!

Herr John! ſagte Roſalie, die wie aus einem Traume erwachte, was geht das mich an?

Lord John bemerkte jetzt erſt das Kind auf ihrem Schooße. Was iſt das für ein Kind? fragte er, wo kommt das Ding her, das Ding hier?

Herr John, antwortete Roſalie, das iſt mein Kind, mein Kind!

Ihr Kind? iſt es? fragte Lord John, und ſah ſie mit großen Augen an. — Schöne Mitgift! iſt es nicht? fragte er weiter zu Suſi gewendet.

Herr John, fuhr Roſalie mit entſchiedenem Tone fort, das geht Sie weiter nichts an.

Geht mich weiter nichts an? geht es nicht?

Nein! wir haben von jetzt an nichts mehr mit einander zu thun?

Haben wir nicht?

Nein, Herr John!

Oh — ſo viel beſſer, Fräulein Roſalie.

Und verlaſſen Sie mein Haus.

Oh!

Ja! und das ſogleich.

Wie es Ihnen gefällig iſt, Miß Roſalie.

John wandte ſich und ging. Roſalie wandte den Kopf dem Fenſter zu und ſah hinauf zu Liebert. Allerlei Gedanken ſchienen in ihr zu kämpfen. Armes Käthchen! ſeufzte ſie vor ſich hin.

Suſi, haſt Du nichts von Käthchen gehört? — Sie hatte geſtern Abend eine Ohnmacht; haſt Du nicht erfahren, wie ſie ſich heute befindet?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete Suſi, man hat ſie heute noch nicht geſehen.

Sie iſt vielleicht krank, ſagte Roſalie, ſie hat auf jeden Fall eine ſchlechte Nacht gehabt.

Wieder verſank ſie in Nachdenken. Mehre Male ſtand ſie auf, als ob ſie fort wollte, um ſich bald wieder zu ſetzen. Offenbar kämpfte ſie mit einem Entſchluſſe, der ſie große Ueberwindung koſtete. Endlich raffte ſie ſich auf. Suſi, nimm indeſſen das Kind und behüte es wohl, ich muß auf eine halbe Stunde fort.

Suſi nahm das Kind, aber Roſalie ging nicht. Sie ſtand wieder am Fenſter und ſah hinauf zu Liebert's. Ah! rief ſie plötzlich, da kommt Käthchen!

Käthchen hatte ſeit der Abreiſe Gaſton's auch nicht lauter weiche Seide geſponnen. Das Vertrauen des Vaters und die Botſchaft, die er ihr im Namen Gaſton's

bestellte, hatten sie zwar etwas beruhigt, aber die Worte des Fremden, der von einer Schwiegermutter und von Todtstechen gesprochen, klangen ihr immer in den Ohren. Dazu kam die geheimnißvolle Art der Abreise Gaston's, das sonderbare Wesen des Fremden, der, wie der Vater behauptete, nach Anzug und Redeweise zu schließen, ein Aristokrat sein müsse. Auch schien Papa, seit er den Fremden gesehen und gehört, selbst in seinem Vertrauen erschüttert; jedenfalls war er nachdenklich. Was steckte hinter all' den Geheimnissen? Sie sagte sich, sie müsse verrückt werden, wenn sie nicht bald klar sehe. Unterdessen konnte sie nichts anderes thun, als sich in ihr Zimmer einschließen und weinen. Ihr Schicksal schien ihr so traurig, wie nie eines gewesen. Und die Stunden schlichen so langsam, und doch waren schon mehre vergangen und Gaston kam nicht zurück. Wie sollte sie es ertragen, wenn er wirklich mehre Tage ausbliebe, wenn er gar nicht mehr zurückkäme. Und das Todtstechen! Freilich hat der Fremde nur lachend davon gesprochen, aber wer kann wissen? So ein Franzose spricht vom Todtstechen, wie ein anderer von Tänzen spricht. O diese Franzosen, sie sind mit Recht so verrufen Käthchen hatte Carl X. in der Peterskirche zu Prag. beten sehen! So ein alter Mann! und doch hatten die Franzosen nicht das geringste Mitleid mit ihm. Ein schreckliches Volk, diese Franzosen! Wenn sie so einen alten Mann so behandeln konnten, warum sollten sie

nicht auch ihren Gaſton ermorden können?! Der Fremde — deſſen erinnerte ſie ſich erſt — ſah ſo blutgierig und grauſam aus, er hätte auch nicht ſo luſtig ſein können, während Gaſton, der arme Gaſton, ſo traurig war, offenbar ſehr traurig! Aber Gaſton iſt ja auch ein Franzoſe, und das wußte ſie ſehr gut: alle Franzoſen ſind Abenteurer, gewiſſenloſe junge Leute, die es lieben, den Mädchen den Kopf zu verdrehen, um ſie dann ſitzen zu laſſen. Es gab keinen Ausweg aus dieſem Labyrinth, ſie konnte nichts als weinen.

Als der alte, geliebte Lehrer kam und vom Tode Mariannen's erzählte, ſchien Käthchen die ganze Welt unſäglich traurig und ſie ließ ihren Thränen freien Lauf. — Mein Gott! mein Gott! wie unglücklich ſind doch die Menſchen! rief ſie einmal übers andere und ging händeringend in der Stube auf und ab. — Der Vater erkannte die eigentliche Urſache ihrer Trauer, und um ſie zu zerſtreuen, forderte er ſie auf, Roſalie zu beſuchen, ſie zu tröſten und das Kind anzuſehen.

Ach ja, das Kind! ſagte Käthchen und ging, und mit verweinten Augen trat ſie leiſe in die Stube Roſalien's. Sie grüßte nur mit einem Kopfnicken, nahm Roſalien's Hand und ſetzte ſich ſchweigend zu ihr. Roſalie ſah vor ſich hin — das Kind ſchlief. Endlich ſagte Käthchen: Darf ich das Kind ſehen?

Roſalie nickte. Käthchen ging an das Bett und hob den einen Zipfel des Schleiers auf, der das Geſicht des

Kindes bedeckte. — Es iſt der Schleier, den ich Dir geſchenkt habe, Roſalie — das freut mich, lispelte ſie, und dann das Kind betrachtend: O wie hübſch! o das Engelchen!

Aber der kleine Junge fing plötzlich laut zu ſchreien an. Ach, ich habe ihn geweckt, ſagte Käthchen erſchrocken. Sie nahm das Kind ſammt den Kiſſen auf ihren Arm, wiegte es und trippelte ſingend mit ihm in der Stube auf und ab.

Du wärſt eine hübſche Mutter! ſagte Suſi.

Roſalie lächelte und ſah Käthchen nach auf ihrem ganzen Wege durch die Stube. Als das Kind ſchwieg, ſagte ſie: Suſi, ich habe Käthchen etwas zu ſagen, laß uns allein.

Ich? fragte Suſi verdrießlich.

Ja, Du! — laß uns allein!

Suſi erhob ſich trotzig und verließ die Stube.

Jetzt Käthchen komm, ſetze Dich hieher.

Käthchen erblaßte. Sie erinnerte ſich an das, was ihr Roſalie in der Grotte geſagt hatte und fürchtete eine Fortſetzung.

Ach, Roſalie! ſeufzte ſie aus tiefſtem Herzen.

Sei ruhig, Käthchen, ich habe Dir nur Gutes zu ſagen — ſetze Dich — komm hieher — in den Großvaterſtuhl und höre gut zu — ſo —

Käthchen horchte mit dem ganzen Geſichte, ſie wußte,

daß Roſalie von Gaſton ſprechen werde. Aber dieſe ſchwieg noch und ſchien nach Worten zu ſuchen.

Gib mir das Kind, ſagte ſie dann — ſo — höre. — Käthchen neigte ſich vor.

Käthchen, ſagte Roſalie ſchnell und indem ſie die Worte einzeln, raſch, aber in Bruchſtücken hervorſtieß, Käthchen — vergiß, was ich Dir geſagt habe — ich muß es wieder gut machen — Gaſton iſt kein Verbrecher — ſein Vater hat auf ehrenhafte Weiſe ſein Land verlaſſen — ich verſtehe nicht viel davon — ſie ſind Emigranten — weil ſie dem alten König in Prag treu geblieben ſind — Gaſton iſt ein vortrefflicher Menſch — er ernährt ſeinen Vater, der nichts hat — aber ein großer Herr iſt — ich weiß nicht recht, wie das Alles iſt, aber es iſt Alles gut, Alles ehrenhaft — ich habe den Alten geſehen — Du kannſt Deinen Gaſton ohne Angſt lieben.

Ro—ſa—lie — ſtammelte Käthchen in höchſter Aufregung — was ſagſt Du — ja? — ich ſoll ihn lieben? — ach, ich liebe ihn ja! — Und dann iſts auch nichts mit ſeiner Verlobung?

Doch — erwiderte Roſalie — da iſt etwas daran — aber Du haſt gewiß nichts zu fürchten, wenn er Dir geſagt hat, daß er Dich liebt.

Ach ja, das hat er beinahe geſagt.

Dann kannſt Du ruhig ſein, dann iſt er gewiß nicht

gebunden. Aber — fügte Rosalie zögernd hinzu — etwas ist doch da, was mich besorgt macht.

Was ists, Du gute Rosalie? fragte Käthchen, und der selige Ausdruck auf ihrem Gesichte verschleierte sich wieder.

Weißt Du, wie er eigentlich heißt?

Wie heißt er denn?

Er heißt — fuhr Rosalie mit zögernder Stimme fort — er heißt Marquis von Godencourt und ist der Abkömmling einer der adeligsten Familien Frankreichs.

O mein Gott! rief Käthchen vernichtet — wie soll er denn eine so kleine Person wie ich bin, heirathen können?

Ich glaube, sagte Rosalie, er macht sich aus dergleichen nicht viel, wenigstens habe ich so etwas gehört.

Plötzlich verließ Käthchen ihre ganze Niedergeschlagenheit. Sie erinnerte sich jedes Wortes das sie von Gaston gehört hatte und so erinnerte sie sich jetzt, wie er, als er das erste Mal im Hause zu Tische gewesen, zu ihrem Vater lächelnd gesagt hatte: Herr Liebert, ich bin bürgerlich, sehr bürgerlich! — Sie sprang auf, klaschte in die Hände und rief voll Freude: Ich bin bürgerlich! sehr bürgerlich!

Stille! Du weckst mir ja das Kind, das so schön eingeschlafen ist! sagte Rosalie verweisend, und in der That fing der Kleine zu schreien an. — Da haben wir die Bescheerung! rief Rosalie wieder — geh' Du lieber

nach Hauſe und höre, welche gute Zeitung Dein Gaſton bringt, der eben dort von der Stadt hereilt.

Käthchen ließ ſich das nicht zweimal ſagen, da ſie wirklich Gaſton vom Berge herunter kommen ſah und eilte nach Hauſe. Sie ſaß ſelig in ihrer Stube, noch bevor Gaſton bei Herrn Liebert eintrat. Sie lehnte die Thür nur an, um ſehen zu können.

Gaſton trat erhitzt und ſehr aufgeregt in das Zimmer Herrn Liebert's; dieſer ſtürzte ihm beinahe eben ſo aufgeregt entgegen. Käthchen bemerkte das und ging.

Sie haben mir etwas zu ſagen, Weſt!

Sehr vieles, Herr Liebert! — Gott ſei Dank, daß endlich der Moment gekommen iſt, da ich offen mit Ihnen ſprechen kann. Seit Wochen fühlte ich mich Ihnen gegenüber wie ein Verbrecher.

Setzen wir uns.

Sie ſetzten ſich; Weſt begann.

Herr Liebert, ich muß etwas weit ausholen. Mein Vater war franzöſiſcher Emigrant der großen franzöſiſchen Revolution. Ich wurde ihm kurz vor dem Falle Napoleons auf deutſchem Boden geboren. Er kehrte mit ſeinem Könige nach Frankreich zurück, nahm am Hofe Ludwig XVIII. dieſelbe Stelle ein, die ſein Vater am Hofe Ludwig XVI. bekleidet hatte und ließ mich nach einiger Zeit als kleinen Knaben aus Deutſchland nachkommen.

Ich ſollte mich dem Kriegsdienſte widmen und trat

als Jüngling in die polytechnische Schule. Während ich daselbst mit meinen Studien beschäftigt war, brach die Julirevolution aus; Carl X. zog in die Verbannung; als treuer Diener folgte ihm mein Vater in's Exil — erst nach England, dann nach Prag. — Mir war die militärische Carrière abgeschnitten, da mein Vater nicht wollte, daß ich dem Bürgerkönig den Eid leiste, doch setzte ich meine Studien im Institute fort und nachdem ich diese vollendet, trat ich in die école des mines.

Ich hatte eingesehen, daß wir am Anfange einer neuen Zeit standen und wollte meinem Wissen eine praktische Wendung geben. Mein Vater ließ mich gewähren, obwohl er nicht einsah, wozu ein Sohn seiner Familie Geologie, Bergwesen ꝛc. studire. Endlich aber berief er mich nach Prag, um mich, wie er sagte, der verderblichen bourgeoisen Atmosphäre von Paris zu entziehen, und mich in die eigentliche Hofluft des eigentlichen Königs zu bringen. Es war etwas zu spät. In der verderblichen Atmosphäre von Paris und in der noch verderblichern polytechnischen Schule war ich in der That bereits sehr bürgerlich geworden, und hatte ich Grundsätze eingesogen, die den Grundsätzen meines Vaters sehr entgegengesetzt waren.

Es gab anfangs sehr heftige Kämpfe, obwohl ich die Ansichten und Standesvorurtheile meines Vaters so viel als möglich berücksichtigte und zu schonen suchte — aber endlich blieb der Sieg auf meiner Seite. Was mir die-

ſen Sieg erleichterte, war vor Allem die zärtliche Liebe zu einem Sohne, der die Frucht einer glücklichen, leider durch den Tod zu früh zerriſſenen Ehe war — dann die Verzweiflung, mit welcher mein Vater die Wendung in den Dingen und öffentlichen Verhältniſſen betrachtete Die Welt, ſagte er, wird eine andere — die gute alte Zeit, die an der erſten Revolution geſtorben, wurde durch die Julirevolution begraben — da nütze kein Sträuben — die jungen Köpfe, welche die gute alte Zeit und das alte Regieren nicht geſehen, werden deſſen Vorzüge auch nicht begreifen. Der ganze Gedankengang habe ſich umgekehrt. Ehemals habe man in der Vergangenheit, mit ſeinen Altvordern gelebt, jetzt ziehe man es vor in einer dunklen, ungewiſſen Zukunft zu leben. — Dazu kam noch die Noth — ja Herr Liebert — die Noth. Ich ſchäme mich nicht das Wort auszuſprechen. Die Noth, die mein Vater erduldet, macht ſeinem Herzen und ſeinen Grundſätzen Ehre. Er ſtammte aus einer der reichſten Familien der Bretagne, ſeine Güter wurden nach dem Vendéer Kriege als Nationalgüter eingezogen und verkauft.

Während der Reſtauration beſchäftigte er ſich mehr mit der Befeſtigung der alten Dynaſtie auf dem alten Throne als mit Wiedererlangung ſeiner Güter als mit der Entſchädigung, die damals die Aufmerkſamkeit der meiſten heimgekehrten Emigranten ſo ſehr in Anſpruch nahm, daß ſie höhere Intereſſen darüber vergaßen. — So fand ihn ſein zweites Exil, das plötzlich über ihn

hereinbrach, ohne alle Mittel — die kleinen Reste seines Vermögens verwendete er auf meine Erziehung — oder verlor er, als er in den Prozeß der Minister, als vertrauter Freund des Herrn v. Peyronnet hineingezogen wurde. Mit Schmerzen sah ich ihn an, als ich nach Prag kam, in einem kleinen Stübchen unter dem Dache, ihn, der in St. Cloud ein eigenes Appartement hatte — und jeden Tag zu Fuß den Hradschin hinaufkeuchen, um sich nach dem Befinden seines Königs zu erkundigen, da er keinen Fiaker bezahlen konnte. Später, da der König Prag verließ, war es sein einziger Kummer, daß er nicht wenigstens einmal im Jahre, am Carlstage, die Reise zu ihm machen konnte — da das Reisegeld fehlte.

Diesen Verhältnissen dankte ich es, daß er mir endlich erlaubte, gegen allen adeligen Brauch, mein Wissen zu verwerthen und ein kleines Amt anzunehmen. Aber er gab mir diese Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß sein uralter und stolzer Name nicht durch das kleine Amt und die untergeordnete Stellung entehrt werde. Ich versprach ihm, einen andern Namen anzunehmen und meinen eigentlichen und meine Herkunft, so lange er lebe, in dieser untergeordneten Stellung nicht zu verrathen.

Sie verstehen jetzt auch, Herr Liebert, warum ich zögerte, als Sie mich aufforderten in Ihr Geschäft zu treten. Sie kamen mir so freundschaftlich entgegen, mit so viel Vertrauen — Alles hier muthete mich so wohl-

thuend an, daß es mir schwer war, Ihnen gegenüber und ich will es gestehen — auch Fräulein Käthchen gegenüber diesen erlaubten Betrug durchzuführen. Deshalb und wegen der Annahme einer rein bürgerlichen Stellung mußte ich bei meinem Vater anfragen — er erlaubt mir bei Ihnen einzutreten — offenherzig gesagt, weil er gerührt und dankbar war, der gute Vater, daß einer meiner Beweggründe die Erleichterung seiner Lage gewesen — aber er erlaubte mir nicht, meinen eigentlichen Namen zu verrathen. O Gott, welche schmerzlichen Stunden hat es mir verursacht, Ihnen und Fräulein Käthchen, nicht Alles sagen zu können.

Zu all dem kam noch etwas Anderes. Eine alte Freundin meines Vaters, eine Dame die sich mit der Herzogin von Berry in der Bretagne compromittirt hat, sehr reich und aus altem Hause, wollte ihren Schwiegersohn nur in den dem Könige treugebliebenen Familien wählen, und wo möglich nur unter den Familien, die sich wie mein Vater mit ihrem Herrn freiwillig exilirt haben. Diese Dame ist eine echte Vendéerin. Zwischen ihr und meinem alten Vater wurde nach alter Sitte meine Verheirathung mit ihrer Tochter besprochen, beschlossen und als abgemachte Sache betrachtet. Nach der Heirath, die mich zum reichen Manne machen sollte, würde ich, so hoffte man, meine bürgerlichen Ideen von Arbeit, von Selbsterwerb und Thätig-

keit aufgeben. Ich widersprach, aber man kehrte sich nicht daran — man träumte weiter von dieser projectirten Heirath und da ich im Herzen vollkommen frei war, hatte ich nicht Energie genug, diese Träume der beiden glücklichen Alten zu stören. Das junge Fräulein, das in einem Kloster des sacré coeur zu Lyon erzogen wird, habe ich nie gesehen. Vor Kurzem schrieb ich endlich über diese Angelegenheit einen entscheidenden Brief an meinen Vater. — Aber —

Nun? sagte Herr Liebert. Sie stocken? Fahren Sie fort — ich höre mit größtem Interesse.

Ich gebe Ihnen das Ehrenwort eines Mannes — sagte Gaston und legte die Hand aufs Herz — nie habe ich Jemand in meine Gefühle eingeweiht, aber noch bevor mein Vater meinen Brief erhalten, wußte er und wußte die Gräfin — ich meine seine Freundin — was Sie, Herr Liebert, noch nicht wissen, daß es mein innigster Wunsch ist . . .

Was? sagte Herr Liebert, fahren Sie fort.

Fräulein Käthchen, Ihre Tochter, als meine Frau heimzuführen.

Gaston schwieg und sah zur Erde nieder.

Ihre Erzählung ist noch nicht aus, Herr West.

Gaston sah den alten Herrn fragend an — dieser lächelte — Gaston fuhr fort:

Sie haben den jungen Mann gesehen, der mich heute

Morgens abholte; es ist ein alter Spielkamerad, ein ehemaliger Page vom Hofe Ludwig's XVIII., später Offizier Carl's X., und Cousin der mir bestimmten jungen Dame. Er begleitete seine Tante, meine Schwiegermutter, wie er sie nannte, als Cavalier hierher, in die Bergstadt. Sie eilte herbei, um sich selbst von meinem Wahnsinn zu überzeugen und mich zu fragen, ob ich in der That die Hand ihrer Tochter ausschlage und eine Mesalliance einzugehen im Begriffe stehe? Um es kurz zu sagen: die Sache war schneller abgemacht, als ich gehofft hatte. Nachdem ich ihr erklärt, daß ich fest entschlossen sei, mein Leben lang zu arbeiten und mir mein Brod zu erwerben, daß es mein höchster Ehrgeiz sei, Ihre Hütten und Hämmer, Herr Liebert, in Flor zu bringen, verstand es sich von selbst, daß sie ihre Güter und ihre von Jean de Monfort abstammende Tochter nicht mit einem so encanaillirten Menschen verheirathen könne. Doch lachte sie mich nur gutmüthig aus, mehr noch den Cousin, der glaubte, die Ehre seiner Cousine mit dem Degen vertheidigen zu müssen. Das, Herr Liebert, ist Alles. Nur meinen Namen darf ich Ihnen nicht nennen, unter dieser Bedingung hat mir mein Vater in jeder andern Beziehung vollkommene Freiheit gelassen.

„Marquis von Godencourt" lispelte etwas hinter ihm. Gaston sah sich erstaunt um und erblickte den Kopf

Käthchens, der sich strahlend vor Glück über seine Schulter neigte.

Pst! ich habe nichts gehört! sagte Herr Liebert, und da Gaston aufsprang und sich die beiden Liebenden in den Armen lagen und ein seliger Kuß genommen und gegeben wurde, fügte er lächelnd hinzu: Und nichts gesehen!

Nach wenigen Wochen war die Hochzeit. Hätte Rosalie nicht Trauer getragen, es wäre die erste Hochzeit gewesen, der sie als Gast beigewohnt hätte; so machte sie sich nur in Küche und Keller nützlich. Wie hätte man bei einem so großen Feste sonst fertig werden können! Nur von Zeit zu Zeit lief sie die drei Bassins entlang hinab, um nach dem Kinde zu sehen.

Gaston wurde Theilhaber des Liebert'schen Geschäftes und im Verein mit seinem Schwiegervater und später mit dessen Sohn, der von der Schule zurückkam und sich unter Gaston weiter ausbildete, dehnte er das Geschäft, die Hütte und das Grubenwerk immer mehr aus. Carolinenthal verwandelte sich unter seiner Hand, wie durch Zauber, und wurde immer blühender. In dem größeren Getriebe, in der immer mehr anwachsenden Bevölkerung hätte die Wichtigkeit Rosalien's vielleicht auch abgenommen, selbst wenn sie sich nicht freiwillig ganz und gar auf ihr Haus beschränkt hätte. Völlig beschäftigt, wie sie war, mit der Pflege und Erziehung

des Kindes, kümmerte sie sich nicht mehr um das, was bei andern Leuten vorging, und war wie aus der Welt verschwunden. Wollte man sie wo in Gesellschaft ziehen, hatte sie den Muth die Achsel zu zucken und zu sagen: „Was hat man von einer alten Jungfer?“

In demselben Verlage erscheint:

Arvor · Spang.

Historischer Roman in zwei Bänden

von

Th. Mügge.

8° broch. Zwei Bände von ca. 18 Bogn. Preis 3 Thlr.

Arvor Spang, der neue Roman des Verfassers, spielt in Norwegen und ist, wie Afraja Lappland, Erich Randal Finnland in seiner Natur, seinem Volksleben schildert, ein Conterfei von Norwegen, besonders aber von dem Inneren des einsamen Gebirgslandes. — Die Sitten und Eigenthümlichkeiten dieses uralten Germanenstammes, der sich in seinem abgeschiedenen Naturleben seinen Freiheitssinn und seine Gleichberechtigung gegen das Eindringen moderner gesellschaftlicher Unterschiede bewahrte, sind wieder mit alter Meisterschaft gezeichnet. — Es ist dies verknüpft mit den Darstellungen des patriarchalischen Lebens einer jener alten Bauernfamilien, aus denen in früherer Zeit Könige hervorgegangen waren, verknüpft mit der Darstellung der socialen Conflicte, in welche der letzte Sprößling jenes alten Königsgeschlechtes mit den andrängendsten Zerwürfnissen der modernen Zustände geräth.

Die großartige und bei uns Deutschen wenig bekannte Natur Norwegens bildet zu den geschilderten Ereignissen die entsprechende Scenerie. Es ist jedoch diese nicht allein, sondern auch der historische Inhalt und die damit verknüpften Personen, welche diesem Roman vermehrten Reiz verleihen. Die letzten Versuche, welche König Karl Johann XIII. von Schweden und Norwegen im Jahre 1838 machte, um die norwegische Verfassung in seinem Sinne monarchisch umzuändern und wie er dadurch von dem Storthing, besonders aber von dem unerschrockenen Helden dieses Romans, dem jungen Bauern und Landesabgeordneten Arvor Spang, daran gehindert wurde, bilden den anziehenden und spannenden Inhalt des zweiten Bandes. Der Roman mit seinen reichen malerischen Schilderungen der Natur und des Naturlebens, den kräftigen, wahren Charakteren und ihren spannenden, romantischen Verwickelungen der Verhältnisse, wird gewiß gleiche Lieblingslectüre werden, wie Mügge's berühmter „Afraja" und „Erich Randal".

In unserem Verlage erscheint soeben:

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

von

Heribert Rau.

Verfasser der Romane „Mozart", „Beethoven" u. s. w.

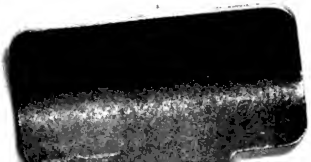
6 Theile in 3 Abtheilungen à 2 Bände à 1 Thlr. 15 Sgr.

Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung mehr, welche ganz ungemein freundliche Aufnahme die culturgeschichtlichen Romane „Mozart" und „Beethoven" gefunden haben. Der schlagendste Beweis hierfür ist: daß von „Mozart" bereits eine zweite Auflage nöthig geworden ist und sich beide Bücher nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England; ja über den Ocean hinüber Bahn brachen.

Den schönen Dreiklang zu vollenden, hat nun Heribert Rau, dieser echte deutsche Volksschriftsteller, den beiden Herrschern in dem Reiche der Töne, den ruhmgekrönten gewaltigen Fürsten im Reiche der Wissenschaft beigesellt. Begeistert für Alexander von Humboldt, **diesen zweiten Aristoteles,** griff er muthig in den Lorbeerhain des Ruhmes, dem großen, herrlichen Mann, dem Liebling der ganzen cultivirten Welt, dem edelsten und liebenswürdigsten der Menschen einen Kranz zu winden und, gleich so manch anderer Ehrenkrone, auf das unsterbliche Haupt zu drücken.

Gewiß! das lesende Publikum wird auch diesen Roman Rau's mit Freuden begrüßen, **der ihm wieder eine Größe der Nation auf die angenehmste, belehrendste und unterhaltendste Weise näher bringt.** Auch hier ranken sich zwischen ernster Wahrheit die duftenden Blüthen der Poesie hindurch, und geben der Lectüre dieses Buches einen wunderbaren Reiz.

Und welche lichten Sterne gruppiren sich um die Heldengestalt Alexander von Humboldt's: Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm III., Wilhelm von Humboldt, die Grafen Dohna und von Arnim, Georg Forster, Aimé Bonpland, Gay-Lussac, Campe, Rauch, Tieck, Cuvier, Arago, Laplace, Leonhard von Buch, Gustav Rose, Ehrenberg, Göthe, Schiller, Caroline von Dacheröden, Lady Cecily Morgan, u. s. w. **Und sollte die Feder des Verfassers des „Evangeliums der Natur" nicht geeignet sein, ein in Farbenpracht und Naturtreue, in Lebensfrische und naturwissenschaftlicher Wahrheit reiches Spiegelbild der Reisen Humboldt's in Amerika und Asien wiederzugeben?** Es ist dies geschehen, und freut sich die Verlagshandlung, der Lesewelt den Beweis dafür in diesem Werke geben zu können.

Jede Abtheilung zerfällt in 2 Bände zu je 1 Thlr. 15 Sgr. ord. und wird einzeln abgegeben. — Das Ganze zerfällt in 3 Abtheilungen oder 6 Bände und kostet 9 Thlr.

Meidinger Sohn & Comp.